GENDER OPEN REPOSITORIUM

Die geMachte Frau und ihr Körper : Theoretische und empirische Studien zu Aneignungs-und (Re-) Produktionsweisen weiblicher Körperlichkeit am Beispiel von Körperpraktiken und Mutterschaft

Krüger-Kirn, Helga

2014

https://doi.org/10.25595/1508

Hochschulschrift / academic publication

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Krüger-Kirn, Helga: *Die geMachte Frau und ihr Körper : Theoretische und empirische Studien zu Aneignungs-und (Re-) Produktionsweisen weiblicher Körperlichkeit am Beispiel von Körperpraktiken und Mutterschaft*. Philipps-Universität Marburg, 2014. DOI: https://doi.org/10.25595/1508.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.17192/z2015.0048

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Philipps-Universität Marburg
Fachbereich Erziehungswissenschaften

Die geMachte Frau und ihr Körper

Theoretische und empirische Studien zu Aneignungs-und (Re-) Produktionsweisen weiblicher Körperlichkeit am Beispiel von Körperpraktiken und Mutterschaft

---

INAUGURAL-DISSERTATION
zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophie (Dr. phil.)
des Fachbereichs Erziehungswissenschaften
der Philipps-Universität Marburg

Vorgelegt von:
Helga Krüger-Kirn aus Marburg

Marburg/Lahn im August 2014

Gutachter

Erstgutachterin: Frau Prof. Dr. Susanne Maurer

Zweitgutachterin: Frau Prof. Dr. Katharina Liebsch (Helmut Schmidt Universität/Universität der Bundeswehr Hamburg)

Vom Fachbereich Erziehungswissenschaften der Philipps-Universität Marburg

als Dissertation angenommen am .....

Abschluss der mündlichen Prüfung am .....

Inhalt

I. Erkundungen zum Thema: eine Einleitung 6

I.1. Vorüberlegungen 6

I.2. Problematisierungen und Fragestellung der empirischen Untersuchung 8

I.3. Körpertheoretische Reflexionen 10

I.4. Überlegungen zur Auswahl der empirischen Schwerpunkte 11

I.5. Roter Faden der Arbeit 15

II. Psychoanalytischer Körperdiskurs 20

II.1. Freud: Zwischen Triebtheorie und geschlechtlichem Körper 20

II.1.1. Das Unbewusste 26

II.1.2. Gegenwarts- und Vergangenheits-Unbewusstes 28

II.1.3. Kritik und Anschlüsse 31

II.2. Lacan: Ich ist ein anderer 33

II.2.1. Der Körper und das Subjekt in der Sprache 34

II.2.2. Das Reale, das Symbolische und das Imaginäre 36

II.2.3. Die Spiegelerfahrung und die Einführung in die Sprache 37

II.2.4. Symbolische Ordnung und die Position der Geschlechter 40

II.2.5. Kritik und Anschlüsse 42

II.3. Laplanche: Allgemeine Verführungstheorie 45

II.3.1. Eine neue Sicht auf die Mutter-Kind-Beziehung 46

II.3.2. Geschlecht als libidinöse Verkörperung 47

II.3.3. Kritik und Anschlüsse 49

III. Feministisch psychoanalytische Modifikationen 53

III.1. Sozialpsychologische Implikationen 54

III.2. Das Sexuelle und die Weiblichkeit 59

III.3. Kritik und Anschlüsse 61

IV. Dekonstruktivistischer Körperdiskurs 65

IV.1. Zur Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht 65

IV.1.1. Performatives Geschlecht 66

IV.1.2. Kritik und offene Fragen 71

IV.1.3. Melancholisches Geschlecht 73

IV.1.4. Kritik und offene Fragen 77

IV.2. Zur Problematik von Körper und Leib 81

IV.2.1. Der Leib als interdependente Kategorie 84

IV.2.2. Verschränkungstheorie von Lindemann 87

IV.2.3. Inkorporierungstheorie von Jäger 91

IV.2.4. Kritik und Anschlüsse 94

IV.2.5. Der Leib als subjektiver Ort von Diskurs, Erfahrung und Unbewusstem 100

V. Mikroanalytische Erkundungen zu Körper, Leib und Geschlecht 105

V.1. Säuglingsforschung 105

V.2. Mentalisierung 107

V.3. Zur Somatisierung der Abwehr 110

V.4. Körperschema und Körperbild 113

V.5. Geschlechtsspezifische Differenzierungen zu Körperschema und Körperbild 115

V.6. Zusammenfassung: Geschlecht als intersubjektive Verkörperung 119

VI. Methodologische Überlegungen 122

VI.1. Vorüberlegungen 122

VI.2. Empirisches Material 124

VI.3. Tiefenhermeneutische Forschungsperspektive 126

VI.4. Diskurs und Selbsttechniken bei Foucault 128

VI.5. Der Körper als gemeinsame Denkfigur psychoanalytischer und diskursiver Perspektiven 129

VI.6. Methodisches Vorgehen 132

VII. Zwischen Wortgewalt und Körpergeflüster: Körperpraktiken zwischen Schönheitsidealen und Selbstsuche 134

VII.1. Einleitung und Fragestellung 134

VII.2. Wie in einem Glashaus 137

VII.3. Hier sehe ich Seiten an mir, die ich gar nicht will 140

VII.4. Spurensuche oder: „Keine Verbindung zwischen Innen und Außen“ 143

VII.5. Ihr erkennt mich nicht 145

VII.6. Zwischenreflexion oder: Bunte Tücher um ein Nichts 147

VII.7. Ich habe kein inneres Gefühl von Form 152

VII.8. Mit vollem Körpereinsatz und doch dem Körper so fern 156

VII.9. Zwischenreflexion oder: Wo gehöre ich hin? 159

VII.10. Nicht wie meine Mutter I 163

VII.11. Zwischenreflexion: Nicht wie meine Mutter II 165

VII.12. Wie bin ich weiblich? Heißhunger und sexuelle Lust 169

VII.13. Woran erkenne ich, dass mein Körper ein weiblicher ist? 173

VII.14. Ent-Puppung 176

VII.15. Zusammenfassung und Reflexion der Ergebnisse: „In meinem Kopf hat es gerade noch Sinn gemacht“ 179

VII.16 Fazit und Anschluss 188

VIII. Kinderwunsch, Mutterschaft und weiblicher Körper 191

VIII.1. Kind im Kopf 193

VIII.1.1. Einleitung und Untersuchungsperspektiven 193

VIII.1.2. Woher weiß ich, ob ich ein Kind will? 194

VIII.1.3. Eine Mutter-Kind-Beziehung bedeutet Selbstverlust 196

VIII.1.4. Mit einem Kind der Mutter so nah 198

VIII.1.5. Zwischenreflexion 199

VIII.1.5.1. Zur Struktur der Mutterbeziehung und ihrem Einfluss auf den Kinderwunsch 200

VIII.1.5.2. Sackgasse der Autonomie 203
VIII.1.5.3. Zur körperlichen Metaphorik des Körper-Selbst-Bezugs 204
VIII.1.6. „Fort da, verdammter Fleck“ 206
VIII.1.7. „In die Hülle wachsen“ 210
VIII.1.8. Zwischenreflexion 212
VIII.1.8.1. Körperliche Metaphorik in der Adoleszenz 213
VIII.1.8.2. Adoleszenz und soziokulturelle Weiblichkeitsbilder 215
VIII.1.9. „Ich will keine Marionette sein“ 219
VIII.1.10. Kinderwunsch und beruflicher Entwicklungskonflikt 222
VIII.1.11. Zusammenfassung der Ergebnisse: Kinderwunsch und weiblicher Körper-Selbst-Bezug 225
VIII.1.11.1. Kinderwunsch und Mutterkörper 225
VIII.1.11.2. Kinderwunschphantasien als Metapher für Körperphantasien 227
VIII.1.11.3. Fazit und Anschluss 230
VIII.2. Kind im Bauch 231
VIII.2.1. Weiblicher Körper und Schwangerschaft 231
VIII.2.2. Schwangerschaft und Abtreibung 232
VIII.2.3. Zwischenreflexion: Abtreibung 237
VIII.2.4. Ich bin schwanger 241
VIII.2.5. Sexuelles Begehren und Schwangerschaft 243
VIII.2.6. Zwischenreflexion: Schwangerschaft und phantasmatische Beziehung zum eigenen und dem Mutterkörper 245
VIII.2.7. Verwandlung und narzisstische Potenz während der Schwangerschaft 248
VIII.2.8. Verschwimmen der Körper- und der Geschlechtergrenzen 250
VIII.2.9. Zwischenreflexion: Der bewohnte Körper und die Ordnung der Geschlechter 254
VIII.2.10. Schwangerschaft zwischen leiblicher Verkörperung und medizinischer Entkörperung 257

VIII.2.10.1. Zwischenreflexion: Zum Risikoverständnis in der Schwangerschaft ... 259
VIII.2.11. Kinderwunsch und Reproduktionsmedizin ... 260
VIII.2.12. Zusammenfassung und Reflexion der Ergebnisse ... 264
VIII.2.12.1. Zum Verhältnis von Körper-Selbst-Bezug und Körperdiskurs in der Schwangerschaft ... 266
VIII.2.12.2. Körper und Leib in der Schwangerschaft ... 269
VIII.2.12.3. Zum Objektstatus der Schwangerschaft am Beispiel der Abtreibung ... 270
VIII.2.12.4. Mutterschaft als schöpferische Erfahrung? Psychoanalytische und diskurstheoretische Reflexionen ... 273
VIII.2.13. Anschlüsse und Ausschlüsse ... 278
IX. Plädoyer für ein Denken der Sexuellen Differenz ... 283
IX.1. Reflexion der theoretischen und empirischen Ergebnisse ... 283
IX.2. Erfahrung als Analyse-Kategorie ... 285
IX.3. Zur doppelten Figur der Verwerfung und der Anerkennung ... 286
IX.4. Der Körper, der Leib und die Utopie ... 289
Literatur ... 291
Anhang ... 311

I. Erkundungen zum Thema: eine Einleitung

Der Körper ist der Ort, an dem die Ökonomie des Lebens ihren Niederschlag findet. Er ist gleichzeitig aber auch sozialer Ort, Gegenstand kultureller Leistungen und Stilisierungen sowie Träger subjektiver Befindlichkeiten und deren psycho-sozialen „Managements".

(Wenzel, 1986, S. 1)

I.1. Vorüberlegungen

Alle Menschen kommen mit einem Körper zur Welt, der bei der Geburt eine bestimmte geschlechtliche Anatomie aufweist. Zugleich ist der Körper mit spezifischen Sichtweisen auf das Geschlecht und die Geschlechterdifferenz verbunden. Damit sind nicht nur affirmative Anrufungen, sondern auch Fragezeichen verbunden.

In unserer westlichen Kultur hat sich eine Auffassung der Zweigeschlechtlichkeit etabliert und bestimmt die individuelle körperlich-geschlechtliche und soziale Verortung. Demgegenüber zeigen kulturanthropologische Studien, dass das Geschlecht und eine damit in Verbindung gebrachte Heterosexualität kulturabhängige Phänomene beschreiben, die im historischen und gesellschaftlichen Kontext mit bestimmten Strukturen einhergehen. So stießen Anthropologen „[…] auf dritte und weitere Geschlechtskategorien oder auf uns fremde Formen des Geschlechtswechsels, z.B. die Reklassifikation unfruchtbarer Frauen zu ‚Männern', denen im Rahmen ihrer Gesellschaft entsprechende Rollen und die Möglichkeit, ‚Frauen' zu heiraten, zugestanden wurden" (Hirschauer, 1996, S. 244). Die materielle körperliche Seite steht in einem fundamentalen Verhältnis zu den immateriellen kulturellen Symbolismen; als zwei sich ergänzende Aspekte unserer Vorstellungen können diese nicht getrennt voneinander gesehen werden (vgl. Bachelard, zit. nach Duden, 2007, S. 46f.). Wie also Körpermerkmale gelesen werden und woran sich das Verstehen von Körper und Geschlechterdifferenz heftet, kann nicht unabhängig von den gesellschaftlichen Kontexten betrachtet werden (Douglas, 1974; Martin, 1989; Duden, 1991) und stellt insofern auch immer ein Abbild der jeweiligen Gesellschaft dar.

Die Ebene der kulturellen Repräsentationen von Geschlecht in der symbolischen Ordnung markiert daher einen zentralen Einfluss auf den subjektiven Aneignungsprozess des Körpers und den subjektiven Blick auf das geschlechtliche Körper-Selbst-Verhältnis. Es ist demzufol-

ge auch auf der subjektiven Ebene davon auszugehen, dass der eigene Körper nicht unabhängig von seinen sozialen Repräsentationen erfahr- und erkennbar ist. Dabei können die kulturellen Sinn- und Bedeutungszuweisungen an den Körper, den wir haben, unsere subjektiven Körpererfahrungen und Subjektivierungsweisen sowohl ein- wie auch ausschließen. Ein potentieller Ausschluss geht mit einem Mangel an Anerkennung einher, der mit Foucault gedacht mit gesellschaftlichen Machtaspekten verbunden ist. Dass damit auch reglementierende und unterdrückende Funktionen einhergehen, die im Kontext gesellschaftlicher Verhältnisse und Hegemonien zu deuten sind, ist seit Foucaults Diskursanalysen fester Bestandteil der Geschlechterforschung (vgl. Foucault, 1973). Auch wenn es keinen Rückgriff auf den Körper gibt, der nicht bereits durch kulturelle Bedeutungen interpretiert ist (vgl. Butler, 1991, S. 26), wirft das symbolische Anerkennungsgeschehen der körperlichen Erfahrungen auch die Frage nach damit einhergehenden Festschreibungen der Verkörperungs- und Symbolisierungsprozesse und einer Unverrückbarkeit der symbolischen Ordnung auf. Dementsprechend sind die subjektiven Vorstellungen hinsichtlich des Körpers, des Körpererlebens und der Geschlechtlichkeit des Körpers direkt und indirekt beeinflusst von den zur Verfügung stehenden Körper- und Geschlechtertheorien und maßgeblich dafür verantwortlich, welches Bild wir uns von unserem Körper und unseren Erfahrungen machen.[1] Dieser Zusammenhang bezieht sich grundsätzlich auf alle Repräsentationen von Körper und Geschlecht und trifft daher für alle geschlechtlichen Subjektivierungsformen und hegemonialen Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit zu (vgl. hierzu Döge & Meuser, 2001; Connell, 2000).

In dieser Arbeit werden die Repräsentationen von Körper und Geschlecht im Hinblick auf weibliche Subjektivierungsprozesse untersucht. Im Kontext unserer zweigeschlechtlich und heterosexuell strukturierten Kultur ist der weibliche Körper auf bestimmte Subjektivierungsweisen festgelegt, durch die „in unserer Kultur Menschen zu Subjekten gemacht werden“ (Foucault, 1994, S. 243). Vor diesem skizzierten Zusammenhang werden alle in dieser Arbeit vorgestellten Umgangsweisen mit dem weiblichen Körper als eine Form der Subjektivierung untersucht, deren Identitätssinn vor dem soziokulturellen Hintergrund zwar logisch und konsequent erscheint, aber keine kausale Einheit zwischen *sex* und *gender* abbildet.[2] Damit werden auch implizite Voraussetzungen eines ahistorischen Körpers in Frage gestellt, die in den

1 Dölling (2005) zufolge gehen in das Geschlechterwissen unterschiedliche Wissensfelder ein: zum einen objektiviertes, gesellschaftliches, kollektives Wissen über Geschlecht, zum zweiten individuelles, subjektives, biografisch angeeignetes sowie zum dritten feldspezifisches bzw. professionelles Geschlechterwissen.

2 Erläuterungen zur Verwendung der Begriffe *Gender*, *Geschlecht und Geschlechtsidentität*: *Gender* bezieht sich auf geschlechtlich konnotierte Eigenschaften und Rollen, die an Menschen herangetragen und von ihnen als *Geschlechtsidentität* angenommen werden (vgl. Stoller, 1968; Person & Ovesey, 1993. Wenn ich von *Geschlecht* spreche, meine ich im Gegensatz zur Kerngeschlechtsidentität (vlg. Stoller, 1968) damit die körperlichen Merkmale, aufgrund derer eine Einteilung in das binäre Geschlechtssystem erfolgt.

westlichen Kulturen eng mit einer gesellschaftlich konstruierten Asymmetrie der kulturellen Zweigeschlechtlichkeit einhergehen und seither scheinbar unabänderlich in den weiblichen Körper eingeschrieben sind.

I.2. Problematisierungen und Fragestellung der empirischen Untersuchung

Zwischen hegemonialen Zuschreibungen und subjektivem Erleben wird in meiner Arbeit das Verhältnis zwischen dem symbolischen Anerkennungsgeschehen der körperlichen Erfahrungen und den bestehenden Zuschreibungen in den Blick genommen und im Zuge dessen nach den Nicht-Repräsentanzen weiblicher Körperlichkeit gefragt**.** Demzufolge richtet sich mein Erkenntnisinteresse auf die Diskrepanz zwischen Selbsterleben und gesellschaftlicher Zuschreibung hinsichtlich der subjektiven Erfahrungen der Frauen mit ihrem Körper. Daraus leiten sich folgende Fragestellungen ab:

- Wie werden bestimmte Erfahrungen und Umgangsweisen mit dem Körper so konnotiert und verarbeitet, dass eine mit ‚Weiblichkeit' attribuierte Körperlichkeit ‚normal' und ‚natürlich', also als geschlechtlich authentisch erfahrbar ist?
- Wenn die Umgangsweisen mit dem Körper in den weiblichen Subjektivierungsformen auf dominante Geschlechterbilder hinweisen und im Rahmen bestimmter Konstruktionen von Weiblichkeit gesellschaftliche Zwänge und Normierungen bzw. Anpassungs- und Unterwerfungsdynamiken repräsentieren, stellt sich ausgehend von der feministisch begründeten Hypothese, dass der weibliche Körper in den hegemonialen, diskursiven Formationen von Körper und Geschlecht nicht bzw. nur unter bestimmten gesellschaftlichen Funktionen repräsentiert ist, die Frage nach den Leerstellen der in der symbolischen Ordnung repräsentierten Weiblichkeit.
- Dies führt zu der zentralen Frage, welche Rolle die Materialität als Geschlechtskörper im Zusammenhang mit den auf die Individuen einwirkenden Diskursen und Praktiken spielt und wie der Körper im Spannungsfeld zwischen Unterwerfung, Anpassung und aktivem Selbstausdruck im Rahmen der Subjektivierungsprozesse verstanden und konzeptualisiert werden kann.

Damit rückt der Körper in seiner Doppelposition in den Brennpunkt: Als Medium kultureller Einschreibungen werden an ihm die Affirmationen weiblicher Zuschreibungen deutlich, während er gleichzeitig als Ort der subjektiven Begehrensweisen in Erscheinung tritt. Diese Ambivalenzen inszenieren sich in paradoxer Weise am und im Körper und deuten auf mehr oder weniger artikulierbare Konflikte und Begehrensweisen hin. Geht man des Weiteren davon aus, dass der Körper keine grundsätzlich verhandelbare Materie darstellt, deren Grenzen be-

liebig offen sind, besteht die Herausforderung darin, wie sich mit der Materialität des Körpers auseinandergesetzt werden kann, ohne diesen darauf zu reduzieren und zu essentialisieren. An eben dieser Doppelposition spannt sich bis heute eine Kontroverse auf, die für den Forschungsgegenstand meiner Arbeit zentral ist, insbesondere dort, wo die Umgangsweisen in disziplinierende und emanzipatorische Aspekte differenziert werden.

Zugespitzt stellt sich demnach die Frage, ob die körperlichen Erfahrungen und verkörperten Repräsentationen in den diskursiven Formationen von Körper und Geschlecht aufgehen und/oder darüber hinaus auf eine dem Körpergeschlecht zugehörige ‚Naturhaftigkeit' verweisen. Eng damit verbunden sind die Rede von einem selbstbestimmten Subjekt und die Frage, wie Autonomie und Selbstbestimmung überhaupt zu denken sind. Was spricht dafür, von einem selbstbestimmten Subjekt zu sprechen, und wenn ja, auf welche Weise? Gegenüber essentialistischen oder differenzfeministischen Positionen, in denen der Körper als Garant von Authentizität und als Ort von Widerständen gegen kulturelle Konstruktionen geschlechtlicher Subjektivierung gilt, bleibt der Autonomiebegriff als Erklärungsmuster für emanzipatorische Bemühungen aufgrund der dargelegten Kontingenz des Körpers und der geschlechtlichen Subjektivierung problematisch (vgl. Maurer, 2001b, S. 380f.). Da strukturelle, gesellschaftliche und kulturelle Zusammenhänge ‚autonomes Handeln' maßgeblich bestimmen, bedarf die Verwendung des Begriffs einer kritischen Reflexion und einer historischen sowie soziokulturellen Relativierung (vgl. Krüger-Kirn, 2012, S. 242). Dies gilt für den Autonomieimperativ im feministischen Diskurs der 1970er und 1980er Jahre ebenso wie für einen an männlich kodierten Werten ausgerichteten Autonomiebegriff.[3] Vergleichbare Einwände sind gegen die Formulierung einer ‚gelungenen Identität' vorzutragen, die nicht unabhängig von Normativität und Festschreibung zu denken ist. Sie wird nicht nur im sozialwissenschaftlichen Diskurs mit Kritik und Skepsis behandelt (vgl. Meuser, 2010), sondern auch im psychoanalytischen (vgl. Bohleber, 2008).[4]

Dennoch gilt: Für den subjektiven Erfahrungsraum von Selbstbestimmung sowie subjektiv gefühlte Machtlosigkeit und Subjektivitätsverlust (vgl. Benjamin, 2005), bleibt es weiterhin

3 Vgl. Kritik am Konzept der Autonomie durch feministisch psychoanalytische Theoretikerinnen wie Benjamin, 1990**;** 2002; Chodorow, 1985, u.a.

4 Um zu markieren, dass für den Selbstentwurf der einzelnen Frau nicht nur bewusste und unbewusste Aspekte bedeutsam sind, sondern auch der soziokulturelle Kontext, wird in meiner Arbeit von „Selbst" oder „subjektiver Identität" gesprochen, wenn es um die individuelle Identität und/oder Subjektivierung geht. Eine Konzeptualisierung der Identitätsentwürfe als subjektive Selbstverhältnisse schließt in einer kulturkritischen Perspektive der Psychoanalyse eine Analyse der gesellschaftlichen Herrschaftsformen und Diskurse mit ein und steht so gesehen mit der Foucault`schen Konzeptualisierung von Subjekt nicht im Widerspruch. Daher werden in dieser Arbeit die Begriffe „Subjektivierung" und „Identitätsprozess" bzw. „Identität" synonym verwendet.

sinnvoll, auf den Autonomiebegriff zu rekurrieren. Auf diese Weise können einerseits affektive Zustände von Unzufriedenheit, Angst, Mangel oder Unterdrückung, Unterwerfung und Tabuisierungen sowie auf der anderen Seite Handlungsfähigkeit und Begehren in eine Hermeneutik aufgenommen und in Worte gefasst werden.

Als leitende Fragestellung gilt demnach, wie unter Einbezug des Vermittlungsprozesses geschlechtlicher Körperdiskurse, also normativer und sozialer Geschlechtlichkeit, die subjektiven Verkörperungsprozesse von Frauen über die Reflexion der Machteffekte hinausgehend in den Blick genommen werden können. Um die individuellen Subjektivierungsprozesse strukturtheoretisch und subjekttheoretisch ins Verhältnis zu setzen wird diese Frage in dieser Arbeit auf zwei Ebenen bearbeitet: einer theoretischen und einer empirischen. Der Rückgriff auf den Zusammenhang von subjekttheoretischen und soziokulturellen Überlegungen, kann zum Verständnis des Zusammenhangs geschlechtlicher Subjektivierung beitragen. Referenzpunkt für die vorliegende Untersuchung und die theoretischen Überlegungen ist die mit dem Körper verbundene Doppelposition zwischen der faktischen Gegebenheit des Körpers und den leiblich-subjektiven Erfahrungen. Als zentrale Denkfigur wird den theoretischen und empirischen Untersuchungen die Trias Körper, Diskurs und Subjektivierung/Identität zugrunde gelegt und dient damit gleichzeitig als Ausgangspunkt sowie strukturierender Bezugspunkt der theoretischen und empirischen Erkundungen.

I.3. Körpertheoretische Reflexionen

Der Körper stellt im feministischen Geschlechterdiskurs einen wichtigen interdisziplinären und kontrovers diskutierten Schlüsselbegriff dar. In Bezug auf den Körper spiegelt die Debatte um Natur versus Kultur theoretische Polarisierungen wider, die v.a. für den feministischen Geschlechterdiskurs charakteristisch geworden sind und sich gegen eine Zuweisung von sexueller Identität sowohl in biologischer wie auch in sozialer Hinsicht verwehren. Konstruktivistischen und dekonstruktivistischen Subjekttheorien, in denen das Subjekt als Produkt von Diskursen, Macht und Normen verstanden wird, stehen Annahmen gegenüber, in denen der Geschlechtsdifferenzierung und sexuellen Orientierung präkulturelle, psychobiologische Auffassungen zugrunde gelegt werden, die eine universalistische und weniger prozessorientierte Sichtweise auf die subjektive Entwicklung und Psyche präjudizieren.

Ausgehend von der skizzierten Verwobenheit und Vielschichtigkeit der Wirkfaktoren auf die leiblich-affektive Körperlichkeit und Subjektivierung werden in dieser Arbeit unterschiedliche theoretische Perspektiven auf den Körper entfaltet. Ziel dieser Reflexionen ist es, eine

interdisziplinäre Perspektive auf den weiblichen Körper und die weibliche Subjektivierung zu entwickeln und empirisch zu begründen, die die Materialität des Körpers und die leiblich-affektiven Erfahrungen miteinschließt.

I.4. Überlegungen zur Auswahl der empirischen Schwerpunkte

Die Frage nach dem Verhältnis zwischen hegemonialen Geschlechterbildern und individuellen Erlebnisweisen legt eine Perspektive nahe, die die individuelle Subjektivierung als eine Dynamik untersucht, die diskursive Wissens- und Bedeutungsdimensionen sowie körperlich-materielle und leiblich-affektive Dimensionen umfasst. Daher wird ein hermeneutischer Zugang als Ausgangspunkt gewählt, um die im empirischen Material vorgefundenen Umgangsweisen der dort vorgestellten Frauen mit ihrem Körper in den Blick zu nehmen.

Als empirische Untersuchungsschwerpunkte werden Körper- und Schönheitspraktiken sowie der weibliche Kinderwunsch und körperliche Erfahrungen in der Schwangerschaft gewählt. Eine Sichtung des Fallmaterials zeigte, dass in jedem subjektiven Lebensentwurf Lebensbereiche wie Sexualität, Partnerschaft, Kinderwunsch und Mutterschaft, Berufstätigkeit und Aussehen für die weibliche Identität und das weibliche Körperkonzept eine prominente Rolle spielen. Dabei rufen gerade das Aussehen sowie die Frage der Mutterschaft als ‚typische weibliche' Körpererfahrungen bei den vorgestellten Frauen nicht nur sehr ambivalente Vorstellungen von Weiblichkeit auf, sondern gehen mit vielfältigen Umgangsweisen mit dem eigenen Körper einher. Beide Themenbereiche machen auf die paradoxe Doppeldeutigkeit des Körpers aufmerksam und markieren dessen besonderen und zweiseitigen Status als der Körper, den wir haben, und der Leib, der wir sind. Die empirischen Felder beleuchten auf unterschiedliche Weise den Umgang und die Erfahrungen mit dem weiblichen Körper und das dabei zugrunde gelegte Körperwissen. In diesem Sinne markieren sie eine Schnittstelle für die Kernfrage meiner Arbeit nach dem Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Vorstellungen von Weiblichkeit und den mit dem Subjektentwurf einhergehenden Umgangsweisen mit dem Körper. Damit nimmt das empirische Untersuchungsfeld nicht nur brisante aktuelle Fragen weiblicher Selbstentwürfe auf, sondern knüpft an eine tief verwurzelte historische Verwobenheit von Mutterschaft und Schönheit in Bezug auf den weiblichen Körper an. Mit Blick auf den weiblichen Körper zeigt sich, dass Mutterschaft und Schönheit in einem funktionalen Verhältnis zu gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen stehen und als weiblichkeitskonstituierende Aspekte maßgeblich über ein *doing gender* konstituiert werden (vgl. Shorter, 1994). Mit einer historischen Perspektive auf die funktionale Verknüpfung von weiblicher Schönheit und Mutterschaft wird illustriert, dass Nutzen und Zweck von Schönheit für Frauen

im Zuge der Veränderung des Ehestatus im Rahmen der Industrialisierung kontinuierlich zugenommen haben. Wie Beck-Gernsheim (1988) nachzeichnet, rücken Liebe und Partnerwahl erst verstärkt in den Vordergrund, seit die Tradition der Sicherung von Besitzverhältnissen aufgelöst wurde.[5] Schönheit wird nun für Frauen zu einem wichtigen Kapital für Bindung (vgl. Allianzdispositiv bei Foucault, 1977, S. 128)[6]. Das geht mit einer Bedeutungsveränderung der weiblichen Prokreativität einher: weibliche Attraktivität verschmilzt mit der Ressource Mutterschaft. In der Einheit von Mutterschaft und weiblicher Attraktivität markiert Kinderlosigkeit nun nicht nur Unattraktivität; eine Frau ohne generative Potenz muss fortan auch um ihren gesellschaftlichen Stellenwert fürchten. Trotz gesellschaftlicher Veränderungen, mit denen im Zuge der Postmoderne tiefgreifende Wandlungen in den Geschlechterbildern und Rollenzuschreibungen stattfinden, die bis zur Auflösung der Geschlechterrollen und einer postmodernen Vielfältigkeit der Geschlechter führen und auch die Bedeutung des Körpers in seiner geschlechtlichen Verfasstheit verändern, spielen die generative Potenz des weiblichen Körpers wie auch das Aussehen und das äußere Erscheinungsbild für den weiblichen Selbstentwurf weiterhin eine zentrale Rolle. Dabei läuft insbesondere der weibliche Körper Gefahr, als Schnittstelle „zwischen den gesellschaftlichen Erwartungen […] und seiner psychischen Einzigartigkeit“ (Bohleber, 1996, S. 268) verloren zu gehen. Diese Gefahr gilt zwar für beide Geschlechter, doch adressiert der gegenwärtige Körperdiskurs den weiblichen Körper in besonderem Maße. Verkörperungsdynamiken werden sichtbar, in denen sich tradierte und zeitgenössische Weiblichkeitsvorstellungen manifestieren, die eingekleidet in eine je spezifische historische Rhetorik auf Funktionalisierungs- und Ausbeutungsstrategien des weiblichen Körpers hinweisen und grundsätzliche Fragen zum Stellenwert des weiblichen Körpers als bedeutsame Ressource aufrufen (vgl. Villa, 2009; Krüger-Kirn, 2013c).

Soziologisch beeindruckend verweist das ausgewählte Fallmaterial auf eine Gleichzeitigkeit von gesellschaftlichem Fortschritt und tradierten Weiblichkeitsvorstellungen im Hinblick auf die Gleichstellung der Geschlechter und der gelebten Geschlechterpraxis. In den Lebensentwürfen und Umgangsweisen mit dem Körper repräsentieren sich Weiblichkeitsentwürfe, die in unterschiedlicher Weise an einer binären Geschlechterdifferenz mit z.T. klassischen Rol-

5 Hierzu schreibt sie: „Erst im Übergang zur Moderne setzt sie schrittweise eine neue Form der Ehebeziehung durch. Langsam kommt Liebe ins Spiel, im Aufbruch zur Moderne eine neue Verheißung, die Möglichkeit des persönlichen Glücks, sich über Schranken von Klasse und Stand hinwegzusetzen.“ (Beck-Gernsheim, 1988, S. 48).

6 In Foucaults Unterscheidung zwischen Sexualitätsdispositiv und Allianzdispositiv, wie er es in seiner Studie „Sexualität und Wahrheit“ im ersten Band vorschlägt, beschreibt das Allianzdispositiv im Rahmen des feudalen Systems das Heiraten sowie die Entwicklung von Verwandtschaften (Foucault, 1977, S. 128). Während das Allianzdispositiv „eng an die Ökonomie anschließt, verläuft der Anschluss des Sexualitätsdispositivs an die Ökonomie über zahlreiche und subtile Relaisstationen – deren wichtigste aber der Körper ist, der produzierende und konsumierende Körper“ (Foucault, 1977, S. 128f.).

lenvorstellungen orientiert sind. Dies mag für die 40- bis 50-jährigen Frauen noch nachvollziehbar sein, sind sie doch in einer Zeit bzw. mit einer Muttergeneration aufgewachsen, die noch sehr von einem traditionellen Frauenbild geprägt war. Dem steht jedoch die Beobachtung gegenüber, dass die Befunde schichtunabhängig auch jüngere Frauen (20- bis 30-Jährige) einschließen, die in einer Zeit groß geworden sind, in der das Weiblichkeitsbild bereits von einer Doppelrolle von Familie und Beruf geprägt war. Wie ist diese Diskontinuität und Normierung[7] im Zusammenhang mit modernen Gesellschaften zu verstehen? Auch wenn „[…] die gegenwärtige Situation durch eine bisher nie dagewesene Flexibilität der *Gender*-Konstruktionen bei gleichzeitiger Stabilität der Geschlechterordnung […]“ (Hof, 2005, S. 30, kursiv im Original) gekennzeichnet ist – wie kommt es zu diesen spezifischen, stereotyp anmutenden Dynamiken? Können sie als Hinweis dafür gelesen werden, dass sich bestimmte Verkörperungen generationenübergreifend darstellen? Dies legt aus psychoanalytischer Sicht die Wirksamkeit transgenerationaler unbewusster Interaktionen und eine Tradierung von Verhaltensweisen zwischen den Generationen nahe.

Mit Blick auf die dargelegte Verwobenheit von subjektiven Aneignungs- und Symbolbildungsprozessen werden die für die Untersuchung ausgewählten Umgangsweisen mit dem Körper als eine Schnittstelle untersucht, die körperliche, normative und soziale Faktoren miteinschließt (vgl. Liebsch, 1997, S. 15). Daher orientiert sich die Studie methodisch an soziologischen und psychoanalytischen Perspektiven. In Erweiterung sozialhistorisch ausgerichteter Forschungsansätze, in denen *gender* als Analysekategorie diskursanalytisch verstanden und als diskursive Praxis untersucht wird, wird hier mit Foucault auf ein Verständnis von Diskurs Bezug genommen, das von im Diskurs der Macht unterdrückten und ausgegrenzten Anteilen (vgl. Foucault, 1973) ausgeht. Diese Perspektive auf die Diskurse dient als Hintergrundfolie, um subjektive Entwicklungen aus einer psychoanalytischen Perspektive betrachtet mit gesellschaftlich-zeitgeschichtlichen Kontexten in Bezug zu setzen. Folglich steht nicht die Analyse der Diskurse selbst im Vordergrund, sondern deren Wirkmacht auf die individuelle Subjektivierung. Insofern werden zwei Seiten eines Prozesses miteinander in Bezug gesetzt und damit untersucht, inwiefern die subjektive Verarbeitung entwicklungspsychologischer und interaktioneller Erfahrungen mit gesellschaftlichen und soziokulturellen Bedingungen in Zusammenhang steht und von diesen geformt wird. Indem Foucaults Subjektbegriff mit einem psychoanalytischen in Bezug gesetzt wird, können die Wirkungsweisen der Diskurse auf

7 Die Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, ist, ob hier eine Re-Normierung der Geschlechterrollen hypothetisiert werden kann.

der subjektiven Ebene differenziert werden und auch Potentiale der Selbstbestimmung und Widerständigkeit gegen hegemoniale Subjektivierungsformen begrifflich erfasst werden.

Von diesen Überlegungen ausgehend, werden die empirisch untersuchten Umgangsweisen nicht lediglich als Zuschreibungen analysiert oder gar als Symptome pathologisiert, sondern als symbolische Funktion gelesen. Auf der Grundlage der subjektiven Gefühls- und der affektiv-leiblichen Körperwelten des Materials wird der Blick einerseits auf die Frau als historisches Subjekt gerichtet, an dem sozial- und geschlechtergeschichtliche Spuren sichtbar werden, sowie andererseits auf die Frau als selbstreflexives und affektiv-leibliches Subjekt. Folglich wird im Rahmen dieser Arbeit explizit keine klinische Perspektive eingenommen; vielmehr gehe ich mit Freud davon aus, dass „[…] die Pathologie uns durch ihre Vergrößerungen und Vergröberungen auf normale Verhältnisse aufmerksam machen kann, die uns sonst entgangen wären“ (Freud, 1933a, S. 64ff.). Mit anderen Worten: Das Allgemeine erkennt man nur vor dem Hintergrund des Besonderen.[8] Prominente Vertreterin dieser Sichtweise in der Gegenwart ist Joyce McDougall, die mit der Einführung des Begriffs „Neosexuelle Lösungen“ (McDougall, 1997, S. 245ff.) für eine generelle Vorsicht bei der Einordnung von Verhaltensweisen plädiert und Normalität als einen „eindeutig anti-analytischen Begriff“ (McDougall, 1985, S. 442) zurückweist.

Wenn der Körper gesellschaftliche Rollenvorstellungen sowie individuelle Sehnsüchte und demnach Anpassung und Widerstand zugleich repräsentiert, dann sind – einem psychoanalytischen Verständnis folgend – darin abgewehrte Bedürfnisse und Identitätsaspekte verborgen. So betrachtet werden die subjektiven Aneignungsformen der weiblichen Körperlichkeit und damit in Verbindung stehende Erfahrungs- und Umgangsweisen auch als Hinweis auf Verdrängungen gelesen, deren Wiederkehr sich entlang des psychoanalytischen Konzepts der Abwehr in den Körperinszenierungen realisiert und uns zunächst als „unverstandene Weiblichkeit“ (vgl. McRobbie, 2010) entgegentritt. Daher werden in Referenz auf den von Freud ausgearbeiteten Wiederholungszwang die Aneignung und (Re-)Produktion körperlicher und identifikatorischer Selbstaspekte auch im Sinne einer ‚Wiedergutmachung’ als bisher unerfülltes Begehren untersucht. Eine Erforschung der weiblichen Subjekthaftigkeit zentriert daher auch auf die in der leiblichen Dimension des weiblichen Körpers unterdrückte und gleichzeitig verborgene Seinsmacht (vgl. Maurer, 2013). Aus diesem Blickwinkel können die Umgangsweisen mit dem Körper über den biographischen Kontext hinaus Erkenntnisse über

8 Daraus können allerdings keine Kausalitäten im Sinne einer evidenzbasierten Forschung abgeleitet werden. Insofern jede Behandlung individuell ist, lassen sich nur im Nachhinein Verständnisketten und Verbindungen konstruieren sowie verallgemeinernde Hypothesen über kausale Zusammenhänge aufstellen.

zentrale gesellschaftlich unbewusst gemachte Konflikte liefern und zugleich eine Antizipation von deren Überwindung als zukunftsversprechendes Neues für den Körper- und Geschlechterdiskurs zugänglich machen (vgl. Gutjahr, 2000).

I.5. Roter Faden der Arbeit

Auf der Basis dieser Vorüberlegungen geht es in dem hier gebotenen Kontext der Fragestellung bei der Vorstellung der theoretischen Ansätze darum, die mit dem Körper verbundenen Körper-Erfahrungen als das Fundament subjektiver Sinnstrukturen zu verstehen. Dazu arbeite ich heraus welche Position der Körper in den theoretischen Reflexionen einnimmt; daher erfolgt keine umfassende Darstellung der Theorien, auch bleiben die Unterschiede, die sowohl den verschiedenen Fragestellungen wie auch Zugängen geschuldet sind, unberücksichtigt. Eingeleitet werden die theoretischen Überlegungen in Kapitel II. mit einer Einführung in zentrale Theoreme der freudschen Körper- und Subjekttheorie sowie die Konzeption des Unbewussten. Mit Freud verbindet sich ein entscheidender Wendepunkt der subjekttheoretischen Konzeptionen in der abendländischen Kultur hin zu einer Dezentrierung des Subjekts. Während mit Freud die Subjektkonstituierung in der psychischen Verarbeitung von (Körper-)Erfahrungen gründet, konzeptualisieren die im Anschluss an Freud von Lacan modifizierten und weiterentwickelten Theoreme eine strukturanalytische Sicht auf die menschliche Subjektivierung und stellen die Subjektivierung in einen intersubjektiven Kontext. Hier sind im Ergebnis subjektive und soziokulturelle Ebenen gleichermaßen involviert, so dass subjektive Erfahrungen und Identitätsentwürfe in einen direkten Kontext mit anderen und sich selbst, einschließlich des Körpers, gestellt sind. Die intersubjektive Zentrierung auf den Körper und die individuellen Subjektivierungsprozesse auf der Ebene der Mutter-Kind-Beziehung unter Einschluss des Unbewussten werden mit der Theorie der rätselhaften Botschaften von Laplanche weiter vertieft.

Die phallozentrische Sichtweise der Konzeptionen von Freud, Lacan und Laplanche – unter Einschluss des Ödipuskomplexes – stellt für den feministischen Geschlechterdiskurs bis heute ein grundsätzliches Problem dar. Sie ist Ausgangspunkt der Kritik in den psychoanalytischen Weiblichkeitstheorien, die an verschiedene psychoanalytische Schulen anknüpfen. Mit dem Ziel, die Sicht auf die Frau als ‚Mängelwesen' zu revidieren, werden die psychosexuellen Entwicklungsprozesse mit gesellschaftlichen Strukturen in Bezug gesetzt. In Kapitel III. wird diese Debatte vorgestellt. Auch hier steht die Frage nach der Position des Körpers im Zentrum, wenn die sozialpsychologischen Implikationen in den Blick genommen werden und der

Fokus sich besonders auf die Mutter-Tochter-Beziehung und die präödipalen und ödipalen Konflikt- und Beziehungskonstellationen richtet.

Im Zusammenhang von Körper, geschlechtlicher Subjektivierung und Diskurs kann die diskursive Perspektive auf den Körper als Wendepunkt betrachtet werden; sie steht im Mittelpunkt von Kapitel IV. Maßgeblich Butlers Position hat in der feministischen und sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung zu einem Paradigmenwechsel und einem sogenannten „*linguistic turn*“ beigetragen und bildet in der Genderforschung im Diskurs um den Körper einen zentralen Schwerpunkt (vgl. Stephan, 2000). Sie steht für eine dekonstruktivistische Lesart der Genese des Geschlechts und zielt darauf ab, diejenigen subjekttheoretischen Annahmen in den Blick zu nehmen, die Zusammenhänge zwischen Subjektkonstitution und Geschlecht präjudizieren, wie bspw. die vorgestellten psychoanalytischen Ansätze. Butlers Forschungen verfolgen das Ziel, den Zwangscharakter von Geschlechtsidentitäten, die einer vordiskursiven Autonomie der Körperidentität aufruhen, in Frage zu stellen und die normativen kulturellen Bedingungen zu klären, unter denen die Materialität des Körpers gestaltet und im Allgemeinen als konform betrachtet wird (vgl. Butler, 1995, S. 41). Im Lichte der diskursiven Körperkonzepte, die den Körper (*sex*) und die Körperlichkeit (*gender*) als soziales und kulturelles Phänomen betrachten, entwickelte sich die spannungsgeladene Frage, was vom Körper übrigbleibt, sofern dieser nur einen Text darstellt, den die Kultur schreibt, und die Sprache dieser Kultur dekonstruiert wird (vgl. Marzano, 2013, S. 80). Die Erkenntnis, dass es keine unhintergehbare körperliche Realität gibt, die nicht ihrerseits diskursiv erschlossen werden muss, bedeutet im Umkehrschluss nicht, dass die anatomisch geschlechtliche Realität des Körpers gänzlich im Diskurs aufgeht und der Körper in seiner geschlechtlichen Verfasstheit gänzlich ignoriert werden kann (vgl. Duden, 1993). Dem entspricht theoretisch, dass selbst radikal dekonstruktivistische Ansätze implizit von einer Vorstellung eines biologischen Körpers unterlegt sind (vgl. Birke, 1999, zit. nach Kuhlmann & Kollek, 2002, S. 12). So ist auch Paula-Irene Villa zu verstehen, wenn sie für einen Körperbegriff plädiert, der die dem Diskurs vorgängige Materialität des Körpers berücksichtigt (Villa, 2000).

Mit Bezug auf die Ausgangsfrage der Bedeutung des Körpers für die geschlechtliche Subjektivierung versprechen phänomenologische Körperkonzepte eine Vermittlung zwischen Diskurs und Körper. Um den essentialisierenden Prämissen im Verhältnis von Körper-Haben und Leib-Sein der leibphänomenologischen Körpertheorien zu begegnen, werden mit Gesa Lindemanns Verschränkungshypothese und Ulle Jägers Entwurf der Inkorporierungstheorie Konzepte diskutiert, die mit einer diskursanalytisch gewendeten Leibphänomenologie An-

schlussmöglichkeiten an den feministischen Geschlechterdiskurs vorlegen. Damit soll eine Grundlage geschaffen werden „[…] Körperwissen und Leiberfahrung als miteinander verschränkt zu begreifen“ (Jäger, 2004, S. 20). Doch auch hier bleibt unzureichend beantwortet, wie Erfahrungen, die sich leiblich artikulieren, aber nicht diskursiv erschlossen werden können, weil sie unbewusst erfolgen oder aufgrund von Machteffekten aus dem Diskurs ausgeschlossen sind, eingeholt und für den Erkenntnisprozess nutzbar gemacht werden. Eine Diskrepanz zwischen subjektiver Verkörperung und leiblichen Artikulationen, wie sie uns auch im empirischen Material begegnen werden, zeigt, dass Erfahrungen in verschiedenen Bewusstseinsschichten repräsentiert sind – bewussten und unbewussten. Vor allem aber markiert die konstatierte Diskrepanz, dass das körperliche Erleben nicht vollständig in der symbolischen Ordnung der Sprache aufgeht und/oder auf machtmotivierte Nicht-Repräsentanzen verweist. An diesem Punkt wird mit Blick auf das weibliche Körpererleben und die geschlechtliche Subjektivierung eine Verknüpfung von psychoanalytischen und dekonstruktivistischen Subjekttheorien vorgeschlagen und der Zusammenhang von machtmotiviertem Diskurs und unbewussten transgenerationalen Wirkmechanismen überzeugend aufgezeigt. Damit ist auch ein Anschluss an konzeptionelle Weiterentwicklungen möglich, wie sie im Konzept des melancholischen Geschlechts (Butler, 2001a) formuliert wurden.

Abgeschlossen wird der theoretische Teil meiner Arbeit mit Kapitel V. Hier wird in kritischer Auseinandersetzung mit den Ausgangstheorien eine Integration der herausgearbeiteten Ergebnisse der Körperreflexionen unternommen und eine interdisziplinäre Konzeptualisierung vorgeschlagen. Begründet und veranschaulicht wird der vorgelegte Entwurf anhand einer mikroanalytischen Perspektive auf die geschlechtliche Entwicklung und Psychosomatik.

Jedes Kapitel endet mit einer zusammenfassenden Akzentuierung und Skizzierung der Grenzen sowie möglichen Schnittstellen. Wiewohl die vorgetragenen theoretischen Konzepte im historischen Kontext gesellschaftlicher Verhältnisse und Hegemonien zu reflektieren sind und sich durch unterschiedliche Zugangsweisen auszeichnen, zeigen sich dort Schnittstellen, wo die Fragestellung verfolgt wird, wie der geschlechtliche Körper im Spannungsverhältnis von Kultur und Natur zu theoretisieren ist sowie von der Hypothese ausgegangen wird, dass es einen konstitutiven Zusammenhang zwischen Körper und Diskurs gibt, der die Subjektivierung nicht nur historisch situiert, sondern auch die Dezentrierung der Subjekthaftigkeit begründet.

Der theoretisch abgeleitete interdisziplinäre Körperbegriff wird als Ausgangspunkt für die Analyse des empirischen Materials gewählt. Damit verbindet sich ein methodologisches Vor-

gehen, das theoretische Überlegungen und empirisches Vorgehen miteinander verknüpft und sich an tiefenhermeneutischen und diskursanalytischen Forschungsmethoden orientiert (Kap. VI.). Dieses Vorgehen folgt nicht nur den dargelegten theoretischen Überlegungen, sondern auch dem Fallmaterial selbst; hier imponiert, dass frau in ihren Umgangsweisen mit dem Körper und der Frage nach Selbstsuche und Selbstbestimmung immer wieder Bezug auf ihren Körper nimmt und dabei an Artikulationsgrenzen stößt. Im Kontext der Trias Körper, Diskurs und Subjektivierung übernimmt der Modus des Körper-Selbst-Bezugs bei der Aneignung und (Re-)Produktion weiblicher Körperlichkeit eine herausragende Bedeutung. Mit dem Bemühen um ein vertieftes Körper-Selbst-Verhältnis geht damit auch die Frage einher, wie die Zeichen, die im Körper spürbar werden, gelesen werden können und ob darüber eine Abkehr von fremdbestimmten Körperbildern möglich ist. Der Modus des Körper-Selbst-Bezugs gilt als Hauptuntersuchungsachse und wird in den jeweiligen Untersuchungsabschnitten unter psychoanalytisch-tiefenhermeneutischen und diskursanalytischen Gesichtspunkten interpretiert. Konkret: Die Körpererfahrungen werden auf der bewussten und unbewussten Ebene im Verhältnis von Subjekt und Gesellschaft gleichzeitig reflektiert und in den gesellschaftlichen Kontext und Zeitgeist eingebettet.

In Kapitel VII. wird anhand ausgewählter Körperpraktiken in Bezug auf Schönheit und Attraktivität, die in der vorgelegten Untersuchung auch den bulimischen Modus der Essstörungen aufnehmen, die komplexe Verwobenheit zwischen hegemonialen Körperbildern und subjektiven Weiblichkeitsvorstellungen untersucht. Während Körperpraktiken grundsätzlich mit einer selbstbestimmten ‚Bearbeitung' des weiblichen Körpers und Techniken der Ästhetisierung assoziiert werden und der soziokulturelle und gesellschaftliche Bezug offensichtlich scheint, wird sich auch hier der schmale Grat zwischen Selbst- und Fremdbestimmung zeigen. In Kapitel VIII. werden der Zusammenhang von weiblicher Körperlichkeit und Mutterschaft erforscht. Dieses Kapitel ist in zwei Untersuchungsschwerpunkte gegliedert. Im ersten Teil steht der Kinderwunsch im Zentrum: Unter der Überschrift „Kind im Kopf" werden verschiedene Facetten des Körpererlebens in Bezug auf den Kinderwunsch einschließlich Schwangerschaftsphantasien, die sich ebenfalls auf den Körper beziehen, in den Blick genommen. Der zweite Teil – „Kind im Bauch" – widmet sich den Erfahrungen und Erlebnisweisen während der Schwangerschaft einschließlich der Zeugung. Vordergründig begegnen wir hier einem diametral entgegengesetzten Körperverständnis, das im Alltagsverständnis mit der Naturhaftigkeit der Frau in Verbindung gebracht wird.[9] Doch auch hier stellt sich die Frage nach der Wechselwirkung zwischen zeitgenössischen weiblichen Subjektivierungsformen und subjek-

9 Eine detaillierte Vorstellung des empirischen Materials erfolgt in Kapitel VI.2.

tiven Körper-Selbst-Verhältnissen. Insgesamt wird in allen empirischen Untersuchungsfeldern deutlich, wie eng die Aneignung und (Re-)Produktion des eigenen Körpers an den Anderen gebunden und das darüber vermittelte subjektive Wissen über den Körper in einen gesellschaftlichen Kontext gestellt ist. So gesehen stellt der Körper einen Knotenpunkt, eine Schnittstelle zwischen innen und außen, zwischen gesellschaftlichen Erwartungen bzw. Rollenzuschreibungen sowie eigenem Begehren dar. Daher spannt sich von den subjektiven Ambivalenzen, die im Modus des Körper-Selbst-Bezugs deutlich wurden, ein Bogen zu den kulturellen Ambivalenzen und Leerstellen des weiblichen Körpers in der symbolischen Ordnung unserer Kultur.

Die abschließenden Überlegungen in Kapitel IX. spitzen die Ergebnisse in zweifacher Hinsicht zu: Dabei geht es um die Verhältnisbestimmung von Körpererleben und hegemonialem Diskurs sowie um die Anerkennung der leiblich-affektiven Körpererfahrungen als Medium der Erkenntnis und als Beitrag der geschlechtlichen Differenz. Schlussfolgerungen, die von einer Anerkennung der leiblichen Erfahrungen ausgehen, problematisieren die ausgemachten Leerstellen unter der doppelten Figur der Anerkennung: Einer subjektiven Anerkennung des eigenen Körpers und diese zugleich mit gesellschaftlich kodierten Repräsentationsformen von Weiblichkeit, wie Schönheit und Mutterschaft in Beziehung zu setzen.

Diese Arbeit versteht sich als ein Beitrag, von dem aus sich Fragen nach den Repräsentationen weiblicher Körperlichkeit und weiblichem Begehren stellen lassen und knüpft an ein zentrales feministisches Anliegen an, die Erfahrungen der Frauen zum Ausgangspunkt wissenschaftstheoretischer Erkenntnisse und Forschungskonzepte zu machen (vgl. Hark 2007, S. 10). Indem in der Arbeit Querverbindungen zwischen der Psychoanalyse und den Bereichen der Geistes- und Gesellschaftswissenschaften sowie der Frauenforschung hergestellt werden, wird nicht nur eine Leerstelle im feministischen und psychoanalytischen Körperdiskurs geschlossen, sondern gleichzeitig an ein zentrales Anliegen der Psychoanalyse als kulturkritischer Wissenschaft angeknüpft und ein Dialog mit soziologischen Diskursen (wieder) aufgenommen, der im feministischen Geschlechterdiskurs seit den 1990er Jahren unterbrochen ist. Dies legt eine Ansiedlung meiner Arbeit im Zwischenfeld von Psychoanalyse und Kultur- und Sozialwissenschaften nahe.

II. Psychoanalytischer Körperdiskurs

II.1. Freud: Zwischen Triebtheorie und geschlechtlichem Körper

„*So bleibt man immer ein Kind seiner Zeit,*
auch mit dem, was man für sein Eigenstes hält.“
(Freud, 1986, S. 299)

Der psychoanalytische Körper- und Geschlechterdiskurs bewegt sich bis heute in einem Spannungsfeld, das mit folgenden Zitaten markiert werden kann:
In „Das Ich und das Es“ (1923b) definiert Sigmund Freud (1856-1919) „das Ich […] vor allem [als, H. K-K.] ein körperliches“ (Freud, 1923b, S. 253), und in seinem Aufsatz über die Weiblichkeit schreibt er, dass die Psychoanalyse nicht beschreiben will, „was das Weib ist, […] sondern untersucht, wie sie es wird“ (Freud, 1933a, S. 124). Während mit dem zweiten Zitat eine offene und forschende Haltung gegenüber der Frage impliziert wird, wie der Mensch zu seiner geschlechtlichen Subjektivität kommt, die wir als männlich oder weiblich verstehen, wird mit Bezug auf das erste Zitat die körperliche Verfasstheit in den Vordergrund gestellt. Damit geht eine Engführung der Variationsspielräume einher und beschränkt diese auf eine Eindeutigkeit eines männlichen oder weiblichen Körpers.

Im Rahmen der bis zum Ende des 19. Jahrhunderts etablierten wissenschaftlichen Körper- und Subjekttheorien war Freud mit der Konzeptualisierung eines Unbewussten an einer entscheidenden Wende in der Erforschung der menschlichen Subjektivität beteiligt. Er entwarf damit einen grundsätzlich anderen Blick auf die bis dahin geltenden Theorien des Bewusstseins und hat zu einer Entwicklung eines aufgeklärten und reflektierten Bewusstseins beigetragen. Das Unbewusste wurde bzw. wird seit Freud einem bewussten, Ich-bestimmten Leben gegenübergestellt und als Kraft beschrieben, die, hinter einem bewussten Ich stehend, dieses in Frage stellt und kontrastiert. Das Unbewusste kann nur „zwischen den Zeilen lesend, hinter den Handlungen und durch Fehlleistungen, Träume und Symptome erschlossen werden“ (Lang & Weiß, 1997, S. 138). Damit einher geht eine Dezentrierung des Ichs, die im Sinne von Freuds Aussage: „Das Ich ist nicht Herr […] in seinem eigenen Haus“ (Freud, 1917a, S. 11), die bis dahin geltenden Gewissheiten untergräbt, in denen sich der Mensch als ‚Ich‘ im Sinne einer reflexiven Identität des Selbst zu erkennen glaubt. Die subjekttheoretische Strukturierung in ‚bewusst’ und ‚unbewusst’ kommt einer Entthronung des bewussten Ichs gleich.

Diese von Freud als kopernikanische Wende bezeichnete Dezentrierung zeigte die Grenzen der Bewusstseinstheorien von Philosophie und Psychologie auf.[10]

Mit der Theorie des Unbewussten und einer entwicklungspsychologischen Subjekttheorie trug Freud entscheidend dazu bei, den Körper als Ort subjektiver Wahrnehmungen und psychischer Verkörperungen zu begreifen und eine dualistische Trennung von Körper und Geist zu überwinden. Sein Konzept der Subjektivierung basiert auf dem Zusammenhang zwischen Körpererfahrungen und dem Aufbau einer inneren Welt. Wie oben zitiert, hat Freud mit seiner Konzeptualisierung des Ichs als ein vor allem körperliches (vgl. Freud, 1923b, S. 253) die triebtheoretischen Entwicklungsbedingungen des Sexuellen und der psychischen Verarbeitung beschrieben. Damit verbunden ist ein bestimmter Körperbegriff, der den Körper in einer dialektischen Spannung zwischen organismischem Körper und Gesellschaft verortet. Da Freuds Konzeptualisierung des Zusammenhangs von Körper und Subjektivierung für den Untersuchungsgegenstand einen zentralen Beitrag leistet, werden nun in einem kurzen Abriss die skizzierten grundlegenden Aspekte der freudschen Körper- und Geschlechtertheorie präzisiert.[11]

In den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“, die 1905 erstmals veröffentlicht und bis 1924 immer wieder erweitert und revidiert wurden, gilt die zweite Abhandlung – „Die infantile Sexualität“ – als Referenztext für die psychoanalytische Trieblehre (vgl. Müller-Pozzi, 2008, S. 25). In dieser zentralen Arbeit hat Freud den Begriff des Sexuellen weit über den damals gebräuchlichen Umfang hinaus ausgedehnt und ein grundlegendes Konzept der psychischen Entwicklung entworfen, die sich im Spannungsfeld von Natur und Kultur, innerer Welt und äußerer Realität strukturiert. Freud schreibt: „[E]s ist notwendig, zwischen den Begriffen sexuell und genital scharf zu unterscheiden“ (Freud, 1940a, S. 75), denn

> [D]er Begriff des Sexuellen umfaßt in der Psychoanalyse weit mehr; er geht nach unten wie nach oben über den populären Sinn hinaus. Die Erweiterung rechtfertigt sich genetisch; wir rechnen zum „Sexualleben“ auch alle Betätigungen zärtlicher Gefühle, die aus der Quelle der primitiven sexuellen Regungen hervorgegangen sind, auch wenn diese Regungen eine Hemmung ihres ursprünglich sexuellen Zieles erfahren oder dieses Ziel gegen ein anderes, nicht mehr sexuelles, vertauscht haben. Wir sprechen darum auch

10 Das Ende der universalen Einheitsvorstellungen eines souveränen Subjekts ist maßgeblich mit Freud und Foucault verknüpft. Foucault sieht den Menschen als ein Ensemble von Strukturen, die dieser gleichwohl beschreiben kann, doch deren souveränes Subjekt er nicht ist. Mit Freud wird das bewusste Subjekt in eine unbewusste seelische Dynamik zwischen körperlichen und psychischen Kräften gestellt.

11 Zu den Grundpfeilern der Psychoanalyse zählt Freud unbewusste seelische Vorgänge, Widerstand und Verdrängung, Sexualität und Ödipus. Hierzu schreibt er: „[Dies] sind die Hauptinhalte der Psychoanalyse und Grundlagen ihrer Theorie und wer sie nicht als gut zu verheißen vermag, sollte sich nicht zu den Psychoanalytikern zählen.“ (Freud, 1923b, S. 223).

> lieber von Psychosexualität, legen so Wert darauf, daß man den seelischen Faktor des Sexuallebens nicht übersehe und nicht unterschätze. (Freud, 1910j, S. 120)

Indem Freud es ablehnt, das Sexuelle auf das Genitale und die Fortpflanzungsfunktion zu reduzieren, wird ein breites Kontinuum sexuellen Erlebens und Verhaltens sowie eine Vielgestaltigkeit aufgespannt, deren Grenzen von normal, pervers, gesund und krank fließend sind (vgl. Freud, 1916/1917a, S. 331f.) Mit der Annahme einer infantilen Sexualität wird deren konstitutive Bedeutung auf das gesamte Erleben und Handeln hervorgehoben. Sie bildet als Gegenstand von Abwehr, Widerstand und Übertragung den Kern der psychischen Aktivitäten sowie des Unbewussten.

Freud hat den Trieb als biologische Anlage im Laufe seiner Forschungen zunehmend als Antriebskraft konzipiert. Dieses Antriebssystem wird überwiegend vom Kind/ Subjekt ausgehend gedacht. Die Triebe – oder, anders bezeichnet, die Antriebe – gelten als die inneren Kräfte im Menschen. Folglich wird der Trieb in den Dienst der ‚Selbsterhaltung' gestellt.[12] Die Triebenergie, welche das Verlangen maßgeblich bestimmt, bezeichnet Freud als ‚Libido', deren Funktionsprinzip im Wesentlichen auf dem Lust-Unlust-Prinzip basiert. Das gesamte Erleben und Verhalten ist von dieser libidinösen Kraft durchdrungen. Die Libido ist dabei zwar dem Menschen inhärent und braucht dem Organismus nicht von außen zugeführt zu werden, lässt sich aber nicht auf physiologische oder neurobiologische Prozesse reduzieren. Vielmehr ist der Trieb ein Grenzbegriff zwischen Körperlichem und Psychischem, und obwohl er seinen Ursprung im Körper hat, ist er im Seelenleben nur als psychischer Repräsentant erfahrbar.[13] Zum Begriff des Triebs gehört dabei auch das ‚Triebschicksal', womit der Umgang mit dem Triebhaften, also auch die Art der Triebabwehr gemeint ist.

Die psychischen Repräsentationen sind als Phantasien und Vorstellungen zu verstehen, die in Form von Wünschen, Träumen oder Symptomen auftauchen. In der Konzeption des Triebschicksals ist bereits angelegt, dass der Subjektkonstitution nicht die Biologie oder die Natur zugrunde liegt, sondern die biographischen Erfahrungen und die psychische Umsetzung die-

12 Zur Problematik des Triebkonzeptes von Freud: In den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" (Freud, 1905d) gibt es einen einzigen Trieb, den Sexualtrieb, in „Trieb und Triebschicksale" (Freud, 1915c) entwickelt er den Dualismus von sexuellem und Ich- oder Selbsterhaltungstrieb und in der letzten Abhandlung „Jenseits des Lustprinzips" (Freud, 1920g) führt er das Gegensatzpaar von Libido und Todestrieb ein.

13 Die Spannung zwischen Trieb und psychischer Repräsentanz, d.h. dem psychischen Ausdruck, formuliert Freud folgendermaßen: „Ein Trieb kann nicht Objekt des Bewusstseins werden, nur die Vorstellung, die ihn repräsentiert [...]. Wenn wir aber doch von einer unbewussten Triebregung reden [...], können [wir, H. K.-K.] nichts anderes meinen als eine Triebregung, deren Vorstellungsrepräsentanz unbewusst ist." (Freud, 1915e, S. 275). Das Seelenleben wird nach Freud von drei wesentlichen Polaritäten beherrscht, die auch die Triebschicksale bestimmen: 1. Aktivität versus Passivität (biologische Polarität), 2. Subjekt (Ich) versus Objekt (Außenwelt) und 3. Lust versus Unlust (vgl. Freud, 1915c, S. 213).

ser Trieberfahrungen. Sowohl die Repräsentationen der Wünsche wie auch die unbewussten Phantasien setzen eine Erfahrung mit in Worte gefassten Interpretationen durch den Anderen/die Mutter voraus. Von daher spielt es auch eine Rolle, ob die Interpretationen auf einen weiblichen oder männlichen Körper bezogen sind.[14]

Freud fasst die kindliche Entwicklung als Stufenmodell, in der die psychosexuelle Entwicklung einschließlich des Ödipuskomplexes als Determinante der Entwicklung gilt. Dieses Modell folgt linearen normativen Vorannahmen. Mit dem Konzept der erogenen Zonen beschreibt Freud, wie der Körper des Kindes zu einem sexuell erregbaren Körper wird, und er verbindet die oralen, analen und genitalen Phasen mit bestimmten Erfahrungen und Beziehungsmodi. Im Laufe der psychosexuellen Entwicklung erwirbt das Kind – so Freud – entlang der grundlegenden Körpererfahrungen Befriedigungsmodalitäten, die mit den verschiedenen Körperzonen in Verbindung stehen. Sie organisieren sich um ein Innen und Außen und konstituieren Sinn und Bedeutung. Unter Anerkennung dieser Körpergebundenheit und unter Einschluss des Beziehungsgeschehens konstellieren sich die psychische Verarbeitung und Subjektkonstitution.[15]

Obwohl Freud in den „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ (Freud, 1916/1917a) vorgeschlagen hat, auf Versuche, das Sexuelle zu bestimmen zu verzichten,[16] wird diese Perspektive spätestens mit der Frage nach den „psychischen Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds“ (Freud, 1925j) aufgegeben und stattdessen eine Geschlechterdifferenz apostrophiert, die eng an die Biologie angelehnt ist. Mit Bezug auf die Feststellung, dass menschliche Sexualität aus den Reifungsvorgängen hervorgeht, stellte Freud seine Weiblichkeitstheorie in eine enge Verbindung mit der Reproduktionsfähigkeit der Frau. Der

14 Psychoanalytisch gelten Repräsentationen als Abbildungen im Inneren, die sich allerdings von bloßen Präsentationen der Realität im Inneren insofern unterscheiden, als es sich um eine subjektive Um-Interpretation handelt. Daher verweist in diesem Zusammenhang Repräsentation auch auf den aktiven selbsttätigen Verarbeitungsprozess des Individuums und rückt damit eine intersubjektive Perspektive auf die Repräsentationen in den Blick. Nach Mertens (2003) werden nicht nur Trieb- und Über-Ich-Impulse, sowie Selbst- und Objektrepräsentanzen sondern auch unterschiedlich komplexe Beziehungsrepräsentanzen als prototypisch abstrahierte Erinnerungsfiguren im Unbewussten gespeichert. Hierzu schreibt er: „[…] zum impliziten Wissen auch die normalen und routinisierten Wissensbestände gehören, die ein Kind von klein auf lernen muß, beispielsweise, wie man sich die Hose anzieht […]. Aber es gehören neben diesen kulturell allgemeingültigen Handlungs- und Verhaltensweisen auch die unzähligen Aushandlungsprozesse dazu, in denen […] über die Berechtigung von emotionalen und wunschbestimmten Handlungen gestritten wird.“(Mertens, 2003, S. 1021f.) Folglich ist in diesem impliziten Wissen auch „unbemerkt der Austausch mit unseren früheren Bezugspersonen aufbewahrt“ (Mertens, 2003, S. 1021).

15 Das Seelenleben wird nach Freud von drei wesentlichen Polaritäten beherrscht, die auch die Triebschicksale bestimmen: 1. Aktivität versus Passivität (biologische Polarität), 2. Subjekt (Ich) versus Objekt (Außenwelt) und 3. Lust versus Unlust (vgl. Freud 1915c, S. 213)

16 Freud lehnt es hier ab, das Sexuelle auf das Genitale und die Fortpflanzungsfunktion zu reduzieren (Freud, 1916/1917a, S. 331)

Kinderwunsch wird anatomisch begründet und gilt als Ersatz für das Nicht-Penis-Haben (vgl. Freud, 1905d, 1925j, 1931b).

Als grundlegendes Element der weiblichen Sexualität wird von Freud der Penisneid aus der Entdeckung des anatomischen Geschlechtsunterschiedes formuliert. Vor diesem Hintergrund wird die Klitoris als das anatomische Äquivalent zum Penis gedacht, als „[...] die Miniatur eines Penis‘ oder ein unvollständiger Penis“ (Chiland, 2007, S. 63). Durch die Feststellung, dass die Klitoris männlich vorgestellt wird, wird die Annahme einer Bisexualität relativiert bzw. aufgehoben und das Wesen des Menschen statt in einem *triebhaften* Kern in einem *männlichen* angesiedelt (vgl. Michael Kleemann, zit. nach Koellreuter, 2000, S. 26).[17]

Damit wird nicht nur die Theorie der Bisexualität, die grundlegend für beide Geschlechter gilt, eingeschränkt, sondern auch die Theorie der geschlechterübergreifenden Libido. In der Vorlesung über Weiblichkeit (1933a) formuliert Freud: „Es gibt nur eine Libido, die in den Dienst der männlichen wie der weiblichen Sexualfunktion gestellt wird. Wir können ihr selbst kein Geschlecht geben.“ Und es wird „[...] weder im psychologischen noch im biologischen Sinne eine reine Männlichkeit oder Weiblichkeit gefunden“ (Freud, 1933a, S. 141).[18]

Zwar unterscheiden sich Jungen und Mädchen demnach nicht grundsätzlich in ihrer Triebausstattung, doch bleibt ‚aktiv’ mit männlich und ‚passiv’ mit weiblich assoziiert. Diese gesellschaftlich konnotierte Verknüpfung spielt bei Freud bezogen auf die psychosexuelle Entwicklung nach der ödipalen Phase eine entscheidende Rolle. Er schreibt: „Der Gegensatz Aktiv-Passiv verschmilzt späterhin mit dem von Männlich-Weiblich, der, ehe dies geschehen ist, keine psychologische Bedeutung hat. Die Verlötung der Aktivität mit der Männlichkeit, der Passivität mit der Weiblichkeit tritt uns nämlich als biologische Tatsache entgegen; sie ist aber keineswegs so regelmäßig durchgreifend und ausschließlich, wie wir anzunehmen geneigt sind.“ (Freud, 1915c, S. 227).

Freuds Theorie legt die Weiblichkeit auf Passivität und einen Gebärwunsch fest und begründet ein kulturelles Symbol für Weiblichkeit anatomisch. Weiblichkeit, welche bei Freud vor-

17 Die Bindung einer sozialhistorisch bedingten Differenz der Geschlechter an den anatomischen Geschlechterunterschied begründet Freud folgendermaßen: „Man hat oft den Eindruck, mit dem Peniswunsch und dem männlichen Protest sei man durch alle psychologischen Schichtungen hindurch zum ‚gewachsenen Fels‘ durchgedrungen und so am Ende seiner Tätigkeit. Das muss wohl so sein, denn für das Psychische spielt das Biologische wirklich die Rolle des unterliegenden gewachsenen Felsen. Die Ablehnung der Weiblichkeit kann ja nichts anderes sein als eine biologische Tatsache [...].“(Freud, 1937c, S. 99). Die Höherwertigkeit des Männlichen und die Minderwertigkeit des Weiblichen gelten somit als ein Stück jenes großen Rätsels der Geschlechtlichkeit, das einem gewachsenen Fels gleich dem individuell Erworbenen unerschütterlich zugrunde liegt (vgl. Freud, 1937c, GW 16, S. 99).

18 Zunächst wird die Libido männlich definiert, denn weil der Trieb an sich aktiv ist, ist „die Libido […] regelmäßig und gesetzmäßig männlicher Natur“ (Freud, 1905d, S. 120).

mals noch als Rätsel – als *dark continent* – auftaucht, wird nun mit einer biologischen Tatsache ‚gefüllt' und jeder weiteren Erforschung entzogen. In radikaler Konsequenz wird das psychische und geschlechtsgebundene körperliche Erleben in den Raum einer präkulturellen Körperlichkeit verwiesen. Die psychischen Konstellationen, welche die Geschlechterdifferenz betreffen, werden gegenüber individuell subjektiven und kulturellen Einflüssen fortan als universelle Phantasien fixiert. Aus der dialektischen Entwicklungsperspektive, in die der Körper und die subjektiven Erfahrungen gleichermaßen eingehen, erfolgt nun eine Engführung und Fixierung auf den Körper. Aus der Anatomie als potentiellem Möglichkeitsraum ist nun eine *Anatomie als Schicksal* geworden.

Erst an diesen erklärten Mangel können im Rahmen der Geschlechterdifferenzierung die geschlechtertypischen Zuschreibungen anknüpfen, so dass „die weibliche Sexualität demzufolge immer sekundär [ist], eine Sexualität, die nicht die eigene ist" (Hagemann-White, 1979, S. 53).[19] Nimmt man mit Freud die Frage auf, wie im Rahmen der infantilen Entwicklung ein Organ Sinn und Bedeutung gewinnt, so weist Freuds Theorie der Weiblichkeit in Bezug auf den weiblichen Körper Leerstellen auf.[20] Während das Konzept des Sexuellen in den präödipalen Entwicklungsphasen noch für beide Geschlechter zutrifft und zu vielfältigen libidinösen Organbesetzungen beiträgt, wird in der ödipalen Phase die dialektische Transformation des Sexuellen im Kontext von Körper und Triebschicksal zugunsten einer dem Soziokulturellen entstammenden Lösung aufgegeben. Damit ist der Blick auf den weiblichen Körper sowie ein wirkmächtiges weibliches Genitale verstellt (vgl. Liebsch, 2008, S. 170f.). Nun beeindrucken historische Geschlechterbilder, die – wie im Kontext meiner Fragestellung konstatiert werden kann – ganz im Sinne des Konstruktivismus in die Geschlechtsorgane eingeschrieben scheinen. Dadurch wird zugleich auch eine heterosexuelle Orientierung anatomisch begründet und in eine Geschlechterhierarchie eingeschrieben.

19 Hagemann-White (1979) fokussiert ihre freudsche Lesart auf eine Problematisierung der sozialen Verhältnisse und macht die symbolische Ordnung der Geschlechterhierarchie sichtbar. Sie arbeitet eine weibliche Abwertung und männliche Überlegenheit als kulturelles Muster heraus, das im Verlauf der kindlichen Entwicklung erfahren wird.

20 Die Auseinandersetzung um die Weiblichkeit beginnt 1905 in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" (Freud, 1905d) im Abschnitt zur infantilen Sexualität. Auch zur Bisexualität werden in den „Drei Abhandlungen" bereits Aussagen gemacht. Eine Gleichsetzung von weiblich als passiv und männlich als aktiv wird hier in Frage gestellt, wenn Freud in derselben Schrift die autoerotische Sexualität der Frau in der praeödipalen Phase als „durchaus männlich" ausführt (Freud, 1905d, S. 120). Gleichzeitig erklärt er die Libido als „regelmäßig und gesetzmäßig männlicher Natur"(ebd., S. 120). Erst später erklärt er: „Es gibt nur eine Libido [...]. Wir können ihr selbst kein Geschlecht geben." (Freud, 1933a, S. 141). 1925 formuliert Freud in „Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds (1925j) die bisher unklare ödipale Entwicklung für das Mädchen. Damit ist eine Zementierung der Vorstellung der Frau als verfehlter, minderwertiger Mann verbunden. In den Aufsätzen „Über die weibliche Sexualität" (1931b) und „Die Weiblichkeit" (1933a) vertritt er ähnliche Positionen zur Weiblichkeit.

Dieser Bruch in Freuds methodischem Vorgehen und seiner Theoriebildung, auf den Karen Horney bereits 1926/1977c aufmerksam gemacht hat, wurde ab den 1960er Jahren Gegenstand vielfacher, kritischer Diskurse (vgl. Schlesier, 1981, sowie Kap. III). Obwohl Freud selbst seine Zweifel immer wieder zum Ausdruck brachte und vermutlich wusste, dass seine theoretischen Überlegungen zur Weiblichkeit „Konstruktionen […] mit ungesichertem Inhalt" (vgl. Freud, 1925j, S. 30)[21] sind, hat er keine konsequente Einarbeitung der Relevanz der sozialen Ordnung und des gesellschaftlichen Einflusses in die Theorie der Weiblichkeit verfolgt, sondern sich auf die Biologie zurückgezogen.

II.1.1. Das Unbewusste

Freud konzeptualisiert einen grundlegenden Zusammenhang zwischen der Triebtheorie und dem Unbewussten. Das Unbewusste wird als Ort der verdrängten Triebe vorgestellt, die in ihrer Konflikthaftigkeit auch gesellschaftliche Ge- und Verbote repräsentieren. Die Konfliktlinien verlaufen zwischen dem Bewusstsein und dem Unbewussten, aber auch innerhalb des Unbewussten sowie zwischen einzelnen Subjekten. Der Konflikt ist somit unvermeidlich in die psychische Struktur eingeschrieben und keine Störung, denn das Begehren ist von Grund auf konflikthaft angelegt und dem bewussten Zugriff weitgehend entzogen. Das Unbewusste und das Verdrängte bleiben dynamisch wirksam und nehmen maßgeblich Einfluss auf das Bewusstsein und somit überhaupt auf das Leben des Menschen.

Freuds metatheoretische Konzeption des Unbewussten, das über ein deskriptives Unbewusstes im Sinne eines noch nicht Bewussten hinausgeht, beschreibt eine Instanz, die sich dem Bewusstsein und dessen Bestimmung entzieht. Er schreibt: „Diese unbewussten Vorgänge bilden aber nach allgemeiner Übereinstimmung keine lückenlosen, in sich abgeschlossenen Reihen, so dass nichts anderes übrig bliebe als physische oder somatische Begleitvorgänge des Psychischen anzunehmen, denen man eine größere Vollständigkeit als den psychischen Reihen zugestehen muss, da einige von ihnen bewusste Parallelvorgänge haben, andere aber nicht." (Freud, 1940a, S. 79f.).

Entsprechend der Zugänglichkeit entwirft Freud ein System Bw (Bewusstes), System Vbw (Vorbewusstes) und System Ubw (Unbewusstes), das in die spätere Entwicklung eines auch

21 Freud betont zwar die Vorläufigkeit und Unbewiesenheit seiner Vermutungen, wenn er schreibt: „[es, H. K.-K.] ist […] wahrscheinlich überhaupt vorsichtiger, sich einzugestehen, daß man diese Vorgänge, die man eben kennen gelernt hat, noch gar nicht gut durchschaut." (Freud, 1931b, S. 529). „[...] diese Schätzung [ist, H. K.-K.] nur aufrechtzuhalten […], wenn sich die an einer Handvoll Fällen gemachten Funde allgemein bestätigen und als typisch herausstellen." (Freud, 1925j, S. 30). In „Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse" verweist er erneut darauf, zu warten, bis die Wissenschaft tiefere zusammenhängende Auskünfte geben kann (vgl. Freud, 1933a, S. 145).

als ‚zweite Topik' bezeichneten Instanzen- oder Strukturmodells eingeht. Die Instanzen Ich, Es und Über-Ich werden nunmehr anhand ihrer Funktionen definiert. Das Ich muss drei Anforderungen gerecht werden: jenen der Außenwelt, der Triebkräfte des Es – als einem ‚Kessel voller brodelnder Erregungen' – und jenen des Über-Ichs (vgl. Freud, 1933a, S. 80). Das Ich gilt somit als Schnittpunkt der Integration zwischen äußerer und psychischer Realität und hat die Aufgabe, die Triebe, die Bedürfnisse und die Anforderungen der äußeren Realität zu verarbeiten und zu synthetisieren. Zur seelischen Innenwelt des Subjekts gehören das Bewusste und das Unbewusste, die keine abgegrenzten Entitäten darstellen, sondern über das Ich, Es und Über-Ich miteinander in Verbindung stehen. Daher ist das Unbewusste kein geschlossenes, statisches System, sondern lebend und „entwicklungsfähig" (Freud, 1915e, S. 289). Das Unbewusste in diesem dynamischen Sinne verweist auf frühere Erfahrungen des Subjekts und ist Quelle für unbewusste Konflikte und Wünsche in der Gegenwart. Die Nähe zur anatomischen Lokalisation des Unbewussten wird von Freud 1923 schließlich in seinem Verhältnis zur zweiten Topik durch seine Verbindungen zum Es zum größeren Teil somatisch dominiert. Damit wird zwar ein Unterschied zu einer somatischen Verfasstheit des Unbewussten aufrechterhalten, doch rückt das Unbewusste dem Physischen zweifellos näher als dem Bewusstsein.[22] Dies v.a. deshalb, weil Freud die drei Instanzen auch danach unterscheidet, ob sie Sach- und Wortbesetzungen aufweisen oder nur Sachbesetzungen. Wenn die Sachvorstellung (= das erlebte Gefühl des Wunsches) und die Wortvorstellung (= mit der Symbolisierung des erlebten Gefühl verknüpft) im Bewusstsein sind, kann das Erleben verbal artikuliert und mitgeteilt werden. Wird nun durch den Vorgang der Verdrängung die Wortvorstellung von der Sachvorstellung getrennt, taucht das Erleben in das Unbewusste ab. Am Ende dieses beschriebenen psychischen Prozesses ist aus dem äußeren Konflikt ein innerer Konflikt geworden. Er ist im Unbewussten verborgen, aber dennoch vorhanden. Damit ist er ‚nur' unbewusst, nicht aber verschwunden oder gar wirkungslos. Der Antrieb ist nach wie vor vorhanden, ihm fehlt ‚nur' seine unmittelbare bewusste Ausdrucksform. Es bleibt seine ‚Dennoch-Wirksamkeit', die auch als psychische Dynamik bezeichnet wird. Im Verlauf des weiteren Lebens erinnern nicht nur vergleichbare Wünsche und Erinnerungen an vorsprachliche Erfah-

22 Freuds Beschreibungen des Unbewussten sind sehr heterogen. Es mischen sich ätiologische Überlegungen und metapsychologische Annahmen. Da ist von Vorstellungen, Gedanken, Erinnerungsspuren, Regungen, Wünschen, verdrängten Akten, Triebrepräsentanzen, Verschiebungen, Verdichtungen, Sachvorstellungen usw. die Rede. Das verdrängte Unbewusste ist bei Freud nur Teil eines umfassenden kognitiven Systems (vgl. Müller-Pozzi, 2002, S. 53-123). In diesem Zusammenhang verweist Müller-Pozzi auf Gödde (2009), der in einer umfassenden Analyse die Traditionslinien eines kognitiven Unbewussten (mit den Wurzeln bei Leibnitz, Kant, Herbart, Fechner, Helmholz), eines vitalen Unbewussten (Herder, Goethe, Schelling, Carus) und eines triebhaft irrationalen Unbewussten (Schelling, Schoppenhauer, Carus, Nietzsche) unterscheidet.

rungen, sondern auch Sachvorstellungen im Sinne von visuellen, taktilen oder akustischen Objektassoziationen (vgl. Freud, 1915e, S. 172).

Es lässt sich festhalten, dass das freudsche Unbewusste mit komplexen psychischen Strukturen zusammengedacht wird, die ihren Ausgangspunkt in der Verarbeitung infantiler Wünsche, Erfahrungen und Problemlösungen haben. In das Unbewusste werden die verdrängten Triebe, Sehnsüchte und Ängste, die sich auch körperlich manifestieren, ebenso mit einbezogen wie der soziokulturelle Kontext.[23]

Freuds Konzeption des Unbewussten gewinnt für das Verstehen der subjektiven Verarbeitungsweisen zentrale Bedeutung. Darüber erschließt sich auch ein Zugang zur Analyse des empirischen Materials und der damit verbundenen Fragestellung nach hegemonialen Zuschreibungen auf den Körper und deren subjektiven Verarbeitungsformen.

II.1.2. Gegenwarts- und Vergangenheits-Unbewusstes

Bevor die unbewussten Phantasien in einem ich-syntonen Derivat an die Bewusstseinsoberfläche gelangen, erfahren sie in den verschiedenen Schichten des Unbewussten diverse Aus- und Umgestaltungen (vgl. Sandler, 1976). Hierbei manifestiert sich auch der Einfluss des Anderen, vor allem in Form von sprachlichen Strukturen und gesellschaftlichen Institutionen. Der/die Andere, womit nicht der konkrete Mensch gemeint ist, taucht an vielen Stellen auf, ohne dass der/die Betreffende dies bewusst realisiert. Mit Bezug auf Sandler wird im Folgenden die Kulturabhängigkeit des Unbewussten herausgearbeitet, die für die Analyse des empirischen Materials besonders relevant ist. Denn der Einfluss der Kultur auf die Umarbeitungen des unbewussten Materials und umgekehrt beeinflussen und validieren sich wechselseitig.

Sandler arbeitet den Einfluss der Kultur auf das Unbewusste heraus; deren Inhalte und Symbole gestalten die Prozessierung des Phantasiedenkens und produzieren es auf diese Weise gleichzeitig mit. Die Kulturabhängigkeit der Symbole sowie deren Einfluss auf die unbewussten Phantasien werden auch von Alfred Lorenzer (1981)[24] hervorgehoben und mit der Prozesshaftigkeit unbewusster Abläufe in Verbindung gebracht. Unbewusste Phantasien durchlaufen einen Erkenntnisweg; das ursprünglich sprachlose Engramm reichert sich vom körpernahen Ursprung aus mit Bild- und Wortsymbolen an, bis die Phantasien in ständiger Wechselwirkung mit Inhalten des Bewussten zu einer bewusstseinsfähigen Gestalt gelangen (vgl.

23 Eine Mehrgenerationenperspektive zeichnet die Wirksamkeit des Unbewussten nach und zeigt auf, dass Konflikte über Generationen hinweg wirken und Folgen haben.

24 Die Vorstellung, dass das Symbol **e**twas Unbewusst-Abgewehrtes vertrete, wurde von Lorenzer (1970) durch eine sozialwissenschaftliche und kulturhistorische Dimension erweitert.

Lorenzer, 1981, S. 222). Die Umgestaltungen verlaufen nicht nur unter der Regie des Primärprozesses, d.h. der nicht versprachlichten Begehrensweisen und Verdrängungen, sondern in vielschichtigen Verflechtungen von primär- und sekundär-prozesshaften, also versprachlichten organisierten Strukturen.

Ausgehend von den verschiedenen Aspekten des freudschen Unbewussten wird von Sandler und Sandler ein Konzept eines ‚Vergangenheits-Unbewussten' und ‚Gegenwarts-Unbewussten' ausgearbeitet (Sandler & Sandler, 1984). Dem Vergangenheits-Unbewussten wird der Teil des Unbewussten zugeordnet, der sich vorwiegend auf präverbale Erfahrungen bezieht, die nicht sprachlich symbolisiert wurden. Es wird als theoretisches Konstrukt gefasst, das über Rekonstruktionen metaphorisch erschließbar ist. Maßgeblich dafür sind Verdrängungen, die bis zum Ende des 5. Lebensjahres erfolgt sind – einer Zeit, die Freud (1900a) mit der Latenzphase als erste Zensur beschreibt. Die Inhalte des Vergangenheits-Unbewussten werden – so die Theorie – durch frühe Abwehrmechanismen wie Spaltung und Verleugnung strukturiert.[25] Auch unbewusste Phantasien über die Geschlechterdifferenz entstammen dieser Zeit.[26]

Demgegenüber werden dem Gegenwarts-Unbewussten verdrängte Erfahrungen zugeordnet, die bereits sprachlich kodiert sind und aufgrund von Angst, Scham und Schuldgefühlen verdrängt werden. Mit Freud gesprochen findet eine Trennung von Sach- und Wortvorstellung statt. Zur ersten Zensur tritt demnach eine zweite hinzu, deren Funktion wesentlich auf eine Vermeidung von Scham, Bestrafung und Ablehnung bedacht ist und die versucht, ein psychisches Gleichgewicht in der Gegenwart aufrechtzuerhalten. Die Wirksamkeit der zweiten Zensur setzt ein Wissen um die von außen bestimmten sozialen Erwartungen und deren Internalisierungen voraus. Ziel der Arbeit des Gegenwarts-Unbewussten ist es, die aus den tieferen Schichten des Unbewussten mobilisierten Wunschphantasien so zu gestalten, dass sie sozial

25 Müller-Pozzi definiert den Mechanismus der *Spaltung* wie folgt „Die Spaltung läßt sich am leichtesten als die weitgehende Unfähigkeit begreifen, Ambivalenz zu ertragen. […] Dem Ich fällt nun die Aufgabe zu, widersprüchliche Anteile einer signifikanten Objektbeziehung strikt voneinander zu trennen, getrennt zu halten und dafür zu sorgen, dass immer nur die eine Seite zum Erleben und Verhalten zugelassen wird. „ (Müller-Pozzi, 2002, S. 184). Melanie Klein zufolge kann der Säugling seine Erfahrung der Mutter als befriedigend und versagend nicht integrieren und bildet zwei getrennte Repräsentationen aus – das „gute" und das „böse" (Teil-)Objekt. Die Spaltung eines Objekts geht mit einer Spaltung des „Ichs" in zwei einander entgegen gesetzte und voneinander unabhängige psychische Zustände einher.

26 Im Kontext der neurobiologischen Forschung kann dieser Aspekt des Unbewussten mit dem impliziten oder prozeduralen Gedächtnis in Bezug gesetzt werden. Da präreflexive Strukturen zwar mit einem den Neurowissenschaften entlehnten Unbewussten vergleichbar sind, doch als physiologisches Konstrukt einem naturalistischen Denken folgen und Freuds Verständnis diametral zuwiderlaufen, ist die Notwendigkeit einer Differenzierung aktueller denn je. (Vgl. hierzu FN 125 zu Roth, 2001, der einen neurobiologischen Konstruktivismus entwirft. Eine Anknüpfung an Freuds Konzeption des Unbewussten erfolgt mit der Neuropsychoanalyse, Vgl. hierzu auch FN 143.

akzeptabel sind. Entsprechend einer subjektiven Logik ist vor allem die Vereinbarkeit mit dem Selbstbild, welches eng an sozial akzeptable Subjektpositionen gebunden ist, von großer Bedeutung. Die aus dem Vergangenheits-Unbewussten auftauchenden Phantasien werden also durch das Gegenwarts-Unbewusste einer weiteren geschlechtsspezifischen Modifikation unterzogen. Dies trifft vermutlich in besonderer Weise auf geschlechtsspezifisch geprägte Erfahrungen und Phantasien zu, die dann einer erneuten Zensur unterzogen werden. Da sie sich – Freud folgend – in verschiedenen Schichten des Unbewussten manifestieren, werden sie nicht nur in Bildern und Phantasien, sondern auch und vor allem in körperlichen Befindlichkeiten spürbar. Spätestens mit der Perspektive der Vermeidung von Scham sowie der Vermeidung von narzisstischen Kränkungen und sozialen Ausgrenzungen wird nachvollziehbar, dass Angst und Wunschphantasien, die in der Gegenwart (der analytischen Situation) auftauchen, nicht eindimensional auf frühe ursprüngliche Phantasien verweisen, sondern „neuzeitliche Versionen“ sind, die in ihren Umformungen eine gewisse „soziale Stimmigkeit aufweisen müssen“ (Sandler & Sandler, 1988, S. 154).

Die Unterscheidung zwischen Vergangenheits-Unbewusstem und Gegenwarts-Unbewusstem ist im Hinblick auf den Untersuchungsgegenstand besonders vielversprechend, da die Geschlechterverhältnisse einer Gesellschaft nicht nur einseitig entweder unter dem Einfluss unbewusster Phantasien (z.B. über die Allmacht der frühen Mutter) oder in ihrer jeweiligen sozialen Ausgestaltung reflektiert werden, sondern vielmehr der wechselseitige Einfluss dieser beiden Aspekte betrachtet werden kann. Um aktuelle, aus dem Gegenwarts-Unbewussten entstammende Konflikte und Wertungen nicht nur in Metaphern des Vergangenheits-Unbewussten zu deuten, also auf unbewusste biographische Zusammenhänge zu rekurrieren, gilt es genau diesen Zusammenhang auch in Bezug auf die Verkörperungen von weiblicher Subjekthaftigkeit zu reflektieren. Ein ausschließlicher Rekurs auf Kindheitsszenarien, der den Konflikt in der Vergangenheit verortet, läuft nicht nur Gefahr, klischeehafte Deutungsmuster zu perpetuieren, sondern wiederholt die Abwehr, indem ein aktueller, erklärungsbedürftiger Konflikt erneut über Spaltungsmetaphern geleugnet wird. Neben behandlungstechnischen Implikationen, die hier nicht im Vordergrund stehen, sei an dieser Stelle doch betont, dass eine ausschließliche Perspektive auf eine Ebene (Vergangenheits-Unbewusstes oder Gegenwarts-Unbewusstes) die komplexe Verwobenheit von mehreren Wirkfaktoren in eindimensionale Erklärungsmuster aufzulösen droht. Diese Spaltungen gilt es sowohl in Bezug auf eine psychoanalytische Deutungspraxis wie im Hinblick auf vorherrschende soziokulturelle Weiblichkeitsbilder kritisch zu reflektieren. Eingängiges Beispiel für einen bis heute in der Behandlungspraxis dominanten Diskurs ist die Reifizierung einer frühkindlichen Spaltung der

Mutter in ‚gut' und ‚böse' (die für die frühe psychische Entwicklung unumgänglich und adäquat ist) durch eine im gesellschaftlichen Diskurs bis heute repräsentierte Spaltung der Frau in ‚Heilige' und ‚Hure'.

An diese Konzeption des Unbewussten sind theoretische Weiterentwicklungen anschlussfähig, wie den französischen Psychoanalytikern Lacan und Laplanche, die ebenfalls von verdrängten Sexualtrieben als Quelle des Unbewussten ausgehen. Das Unbewusste besteht hier jedoch nicht primär aus verdrängten Sexualtrieben, wie Freud es metaphorisierte, sondern im Unbewussten manifestiert sich der Einfluss des/der Anderen.

II.1.3. Kritik und Anschlüsse

Um noch einmal zusammenzufassen: Freud (1923b) hat das Ich v.a. als ein Körperliches definiert und den Körper als Schnittstelle ausgemacht, an dem sich Kultur und Natur, leibliche Erfahrungen und Körperdiskurse begegnen. Indem er die Reize (Triebe) aus dem Körperinneren mit denen aus der Umwelt in Bezug setzt, realisiert sich der Körper als Schnittstelle zwischen innen und außen. Dabei umfasst das Außen nicht nur die Erfahrungen mit bedeutungsvollen Anderen, sondern auch diejenigen Erfahrungen, die sich auf den Körper – einschließlich der Körpergeschichte – sowohl bewusst als auch unbewusst beziehen. Im Rahmen dieser Perspektive werden die biographischen Erfahrungen unter Berücksichtigung der unbewussten Dimensionen zu Eigenkonstruktionen des Selbst und eben auch des Geschlechts verarbeitet. So betrachtet repräsentiert der Körper in seiner leiblichen Existenz seine bewusste und unbewusste Lebensgeschichte. Die Verknüpfung der biologisch-physiologischen Vorgänge mit der Entwicklung der Subjekthaftigkeit, zu der untrennbar die unbewussten Phantasien gehören, rückt den Körper als Projektionsfläche des Psychischen in den Mittelpunkt. Die psychische Einzigartigkeit birgt nach Bohleber (1992) stets die Spannung zwischen der Übernahme soziokultureller Normen bzw. Erwartungen und individuellen Besonderheiten. Dabei widmet sich die Psychoanalyse hinsichtlich der Identitätskonstituierung auch „immer dem im Unbewussten aufbewahrten nicht Identischen" (Bohleber, 1992, S. 337ff.). Das Sexuelle als subjektkonstituierend in den Mittelpunkt zu stellen, hat zur Konsequenz, dass es Freud gelingt, den Versuch zu überwinden, Körper und Seele auseinander zu dividieren.[27]

Dazu im Widerspruch bleibt – wie eingangs diskutiert – die Auffassung Freuds, dass die Anatomie der Geschlechtsidentität vorangeht oder ihr zugrunde liegt und in der Konstituierung

27 Später in „Die endliche und die unendliche Analyse" (Freud, 1937c) wird die Bisexualität als biologisches und psychologisches Fundament beschrieben. Der Theorie veranlagungsmäßiger Bisexualität entsprechend ist jede Sexualität teilweise durch die Verdrängung ihres Gegenteils konstruiert.

von Geschlecht und Sexualität ein besonderes Gewicht einnimmt. Freuds Ansichten über Männlichkeit und Weiblichkeit gehören zu den umstrittensten Ausführungen in seinem Gesamtwerk. Eindeutiger Bezugspunkt in der Entwicklung seiner Geschlechtertheorie bleibt für ihn der männliche Körper und die männliche Entwicklung.[28] In der Konsequenz gründet er die Geschlechterdifferenz auf biologischen Prämissen, die damit gleichzeitig auch eine Geschlechterhierarchie begründen. Dies hat es bis heute schwer gemacht, den konstitutiven Zusammenhang von Körper und Subjekt so im Blick zu behalten, dass Freuds grundsätzlich dialektisches Verhältnis von Körper und Subjekt einschließlich einer Konzeption der Bisexualität nicht verloren geht.

Die berechtigte Kritik an Freuds phallischem Monismus führte nicht nur in den Sozialwissenschaften und Geschlechterstudien zu einer generellen Ablehnung der Triebtheorie, sondern auch innerhalb der psychoanalytischen Community zu Kontroversen. Müller-Pozzi (2008) macht darauf aufmerksam, dass mit der Ablehnung der Triebtheorie eine Vernachlässigung des Körpers insgesamt einhergehe, so dass bestimmte Erfahrungen nicht mehr zugänglich werden, die in die Phantasien und Symbolisierungen über den Körper und das Geschlecht eingehen.[29] Dies gilt auch für die feministische Kritik an Freuds Weiblichkeitstheorie, die in ihrer grundsätzlichen Kritik Gefahr läuft, das Potential zu übersehen, das dem psychoanalytischen Subjektverständnis innewohnt. Eine besonders gravierende Konsequenz dieser Abkehr vom Körper ist eine bis heute fehlende Theoretisierung der Geschlechterdifferenz in der Psychoanalyse.

Da mit Freuds Subjektivierungstheorie ein dialektisches Verhältnis vorgeschlagen ist, in dem Körper und Subjekt zwar als aufeinander bezogen und doch als einander gegenüberstehende Bewegungen beschrieben werden, bildet der Körper als Einheit (Antithese) einen Gegenpol, der nicht aufgelöst werden kann (vgl. Gast, 1994, S. 32ff.). Damit bleibt – je nach Lesart – die

28 „[...] [D]ie Wissenschaft [...] macht Sie darauf aufmerksam, dass Teile des männlichen Geschlechtsapparates sich auch am Körper des Weibes finden, wenngleich in verkümmertem Zustand und das Gleiche im anderen Fall. Sie sieht in diesem Vorkommen das Anzeichen einer Zweigeschlechtigkeit, Bisexualität, als ob das Individuum nicht Mann oder Weib wäre, sondern jedes Mal beides, nur von dem einen so viel mehr als von dem anderen. Sie werden dann aufgefordert, sich mit der Idee vertraut zu machen, dass das Verhältnis, nach dem sich männliches und weibliches im Einzelwesen vermengt, ganz erheblichen Schwankungen unterliegt. Da aber doch, von allerseltensten Fällen abgesehen, bei einer Person nur einerlei Geschlechtsprodukte – Eier oder Samenzelle – vorhanden sind, müssen Sie an der entscheidenden Bedeutung dieser Elemente irre werden und den Schluss ziehen, dass, was die Männlichkeit oder Weiblichkeit ausmache, sei ein unbekannter Charakter, den die Anatomie nicht erfassen kann.“ (Freud, 1933a, S. 121).

29 Einen detaillierten Überblick über Theorieentwicklungen der Psychoanalyse findet man in: Ellman, 2010.

Gefahr bestehen, den Körper auf die Natur zu reduzieren und den elementaren Unterschied zwischen subjektiver Körperlichkeit und deren biologischer Basis zu ignorieren.[30]

Trotz des genannten und zu Recht kritisierten phallischen Monismus wird mit Freud die Grundlage für ein intersubjektives Verständnis von menschlicher Entwicklung gelegt, einschließlich der bewussten und unbewussten Konflikte sowie deren Bedeutungen und Auswirkungen im sozialen Kontext. Die Weiterentwicklungen der freudschen körper- und subjekttheoretischen Konzepte durch Jaques Lacan (1901-1981) bieten hinsichtlich der leitenden Fragestellung, wie der Körper im Zusammenhang mit der geschlechtlichen Subjektivierung theoretisiert werden kann, ohne ihn zu essentialisieren, weiterführende Überlegungen. Mit Lacan werden der Körper und das Subjekt zum einem Gegenstand der Psychoanalyse, der sich aus der Bedeutung konstituiert, die er vom Anderen bekommt, und die er sich entsprechend seiner Möglichkeiten aneignet (vgl. Müller-Pozzi, 2008, S. 145f.).

II.2. Lacan: Ich ist ein anderer[31]

Alles Dasein ist wesenhaft abhängig
von anderen Seienden.
(Martin Heidegger, 1959)

Stärker als Freud gründet Lacan das Fundament der Subjektkonstituierung auf eine kulturtheoretisch begründete Theorie des Subjekts. Unter dem Einfluss von linguistischen, leibphänomenologischen und transzendentalphilosophischen Annahmen[32] formuliert er eine Theorie des Subjekts, welche die descartessche Subjektphilosophie des 19. Jahrhunderts zu überwinden und die Angewiesenheit des Subjekts auf den Anderen anzuerkennen versucht. Dies hatte nicht nur für die klinische Psychoanalyse in Theorie und Praxis entscheidende, wenn auch nicht unumstrittene Konsequenzen, sondern eröffnete auch neue Sichtweisen auf die Subjektwerdung.

30 Bis heute machen viele PsychoanalytikerInnen im Hinblick auf die Geschlechtsentwicklung eine psychobiologische Entwicklung der Triebe geltend, d.h. sie erachten einen präkulturellen, biologischen Hintergrund der Geschlechtsdifferenzierung und sexuellen Orientierung als maßgeblich. Damit wird eine universalistische und weniger prozessorientierte, konstruktivistische Sichtweise auf kindliche Entwicklung und Psyche präjudiziert (vgl. Heigl-Evers & Weidenhammer, 1988).

31 Vgl. Rimbaud, 1963, zit. nach Lang & Weiß, 1997

32 Lacan stand im Gespräch mit Maurice Merleau-Ponty. Er hat die Psychoanalyse in besonderer Weise für einen Austausch mit der Leibphänomenologie geöffnet. Ähnlich wie Merleau-Ponty entdeckte er später Unterschiede zwischen einer strukturalen Psychoanalyse und einer auf einem subjektiven Akt der Sinngebung insistierenden Leibphänomenologie. Dies führte zu unüberbrückbaren Diskrepanzen und scheiterte letztendlich an der Frage Natur versus Kultur (vgl. Waldenfels, 1983, S. 425).

Lacan geht zwar von einer Relektüre der Freud'schen Texte aus, doch misst er den Objekten mehr Bedeutung bei als dem Triebgeschehen. Dementsprechend verschiebt sich der Fokus auf die intersubjektive Eingebundenheit mit dem/der Anderen und die Sprache. Mit dieser Entwicklung geht auch eine Veränderung der Perspektive auf den Körper einher. Zwar markiert auch bei Lacan die Verschränkung zwischen Körper und Sprache den Ausgangspunkt der Subjektwerdung, doch verschiebt sich der Schwerpunkt auf die Bedeutung der Sprache. Diese ist in ein direktes Verhältnis zur symbolischen Ordnung des Kulturellen gestellt. Dem Körper wird seine Körperlichkeit quasi zugesprochen – d.h. aus der Perspektive des Kindes formuliert, dass sich das Kind seinen Körper sprechend aneignen muss (vgl. Leiser, 2007). Insofern erweitern Lacans Theorien den Horizont, vor dem die Positionierung des Körpers in der Subjektwerdung gedacht werden kann.[33] Mit Lacan bietet sich eine sprachanalytische Umformulierung von Freuds Weiblichkeitstheorie und ein Verhandeln der Frage des Geschlechts auf der Ebene der symbolischen Ordnung. Vor diesem Hintergrund verspricht das Konzept eines kulturell konstituierten Subjekts mit Blick auf die interdisziplinär angelegte Zielsetzung dieser Arbeit vielversprechende Anknüpfungspunkte an die dekonstruktivistische Subjektkritik. Die folgenden Ausführungen zu Lacan richten den Fokus wie bereits bei Freud auf den Körper und beziehen sich in der Hauptsache auf die Konzeptualisierung des körperlichen Aneignungsprozesses und der geschlechtlichen Subjektivität.

II.2.1. Der Körper und das Subjekt in der Sprache

Grundsätzlich ist der Mensch in Lacans Subjektivierungsverständnis von Geburt an in eine strukturelle Abhängigkeit von dem Anderen[34] gestellt und darüber vermittelt in eine überindividuelle symbolische Ordnung eingespannt, die ihm als Struktur vorgegeben ist.[35] Die Sprache nimmt in der Subjektwerdung des Menschen einen zentralen Stellenwert ein. Nur auf diese Weise ist dem Menschen eine Verbindung zum und eine Anerkennung durch den Anderen möglich und darüber vermittelt ein Zugang zur symbolischen Ordnung. In Anlehnung an die Terminologie Heideggers, der zufolge „die Sprache das Haus des Seins ist" (Heidegger, 1959, S. 11ff.), gründet bei Lacan das eigentliche Sein des Subjekts in der Sprache. Die Sprache

33 Lacan arbeitet zentrale, den Menschen bestimmende Register des Symbolischen, des Imaginären und des Realen heraus. Zu den Verknüpfungen dieser drei Register gehören weitere Konzepte wie das Spiegelstadium, das Phantasma, der Signifikant, der große Andere und der kleine sowie Begehren und Genießen.

34 In der elterlichen Interaktion mit dem Kind wird die zentrale Bedeutung des überindividuellen soziohistorischen Kontextes hervorgehoben. Dieser ist in der Sprache repräsentiert und wird entsprechend seiner Theorie der symbolischen Ordnung mit ‚Name-des-Vaters' *(le-nom-du-père)* bezeichnet.

35 Streng genommen muss hier eigentlich gesagt werden: vom Zeitpunkt der Zeugung an. Denn hier beginnen die bewussten und unbewussten Phantasien der Eltern über ihr zukünftiges Kind, die immer auch mit Phantasien über das Geschlecht verbunden sind. Es gibt keine außersexuelle Vorstellung von einem Menschenkind (vgl. Soulé, 1990).

markiert das Andere des Seins und hebt das unmittelbare Sein in gewisser Weise auf. Lacan spricht in diesem Sinne von einer Seinsverfehlung (vgl. Lacan, 1986, S. 124). Gemeint ist damit, dass nicht das Sein, also die Unmittelbarkeit des Erlebens, im Zentrum steht; es verschwindet hinter dem Wort, das als Begriff die Erfahrung signifiziert und dergestalt kommunizierbar wird. Da die Worte immer zuerst von dem Anderen kommen, markiert die paradox anmutende Formulierung „*Je est un autre*/ Ich ist ein anderer" (Lacan, 1980, S. 14) eben diese dem Menschen wesenhafte Subjektivierung durch den Anderen. Gleichzeitig verweisen die Worte und die Bezeichnungen, die verwendet werden, um das Sein zu codieren, über den individuellen Erfahrungskontext hinaus auf den je spezifischen historischen und gesellschaftlichen Kontext der symbolischen Ordnung (vgl. Lacan, 1980). Dieser Zusammenhang macht deutlich, warum Lacan einem selbstreferentiellen Verstehen widerspricht und die Existenzweise des Menschen als eine durch die symbolische Ordnung initiierte und insofern dezentrierte Existenzweise konzeptualisiert.

Hinter dem individuellen Sprechakt steht also ein kollektives Regelsystem, das in die Sprachstruktur eingeht. Damit ist gemeint, dass die Bedeutung eines Wortes, einer Geste oder einer Handlung nicht durch einen Selbstbezug erklärbar ist, sondern nur durch dessen Bezug auf ein übergreifendes Regelsystem, das in einer bestimmten Signifikantenkette[36] seinen Niederschlag findet (vgl. Lang & Weiß, 1997, S. 139).

Dieses Verständnis der Sprache gründet Lacan im Rekurs auf die sprachtheoretischen Überlegungen von Lévi-Strauss auf Beziehungsstrukturen.[37] Sie stellen die Matrix dar, auf der sich Strukturen konstituieren, die sich in Zeichen übersetzen lassen. Ebenjene Strukturen gelten einem Koordinatensystem gleich als Bezugspunkt und Grundlage dessen, worauf Sprache und Kommunikation gründen. Da eine Grundform des Tausches die Kommunikation ist (Austausch von Worten) und da Begriffe wie ‚Struktur' oder ‚Gesetz' nicht ohne Sprache denkbar sind, ist das Symbolische – verstanden als die Repräsentanz der gesellschaftlichen Strukturen und ihrer moralischen und theoretischen Diskurse – im Wesentlichen als eine linguistische Dimension zu verstehen (vgl. Evans, 2002, S. 298). Auf diese Weise wird der Doppelcharakter der Sprache deutlich, denn die Sprache konstruiert die Gesellschaftlichkeit und ist gleichzeitig deren Effekt (vgl. Soiland, 2010, S. 148).

36 Als Signifikanten gelten semantische Zeichen und Wortbausteine, die die Bedeutungen der hinter dem Signifikanten stehenden Objekte (Signifikate) codieren.

37 Der theoretische Bezug auf Lévi-Strauss kann hier nicht ausführlich expliziert werden. Er lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: Auf der Grundlage der Verwandtschaftsverhältnisse, die durch das universale Inzestverbot und das Tauschgesetz geregelt sind, fungieren Frauen als kostbare Gabe und nehmen in den Tauschprozessen eine Objektposition ein.

Es gibt keine universelle Bedeutung des Wortes. Die Bedeutung erschließt sich immer nur aus dem jeweiligen gesellschaftlichen Diskurs und gewinnt durch die Einordnung – das Einschreiben in die Signifikantenkette des symbolischen Systems – ihre Sinnhaftigkeit. Da ein Wort vielfältige Verwendung findet, erschließt sich dessen Bedeutung über „die Summe seiner Verwendungen" (Lacan, 1978a, S. 298) und ist damit „unendlich viel reicher […] als alles, was ich im Augenblick davon erhellen kann" (Lacan, 1978a, S. 299). So gesehen ist das Wort von einem ‚Bedeutungshof' umgeben, der weit über die gegenwärtige Wortbedeutung hinausgeht.

Indem Lacan aufzeigt, dass „das Wesen der Dinge nicht von den Dingen selbst [herrührt, H. K.-K.], sondern von den den Dingen unterstellten" (Lacan, 1986, S. 93), begründet er seine Theorie des Subjekts – entgegen der aristotelischen Annahme von vorgängigen Substanzen (Wesenheiten) – als Effekt der Sprache, genau genommen als einen Effekt von Signifikantenketten, von Wörtern und Lauten, deren Bedeutungen nur innerhalb des jeweiligen Diskurses intelligibel sind. Dieser Logik folgend heißt das bezogen auf die Geschlechterforschung, dass es eine ursprüngliche Frau und einen ursprünglichen Mann nicht gibt, sondern lediglich einen – bei Lacan zweigeschlechtlichen – Diskurs, der das Subjekt als männlich oder weiblich konstruiert.

II.2.2. Das Reale, das Symbolische und das Imaginäre

Mit der Einführung der Kategorien des Realen, des Imaginären und des Symbolischen werden von Lacan drei Ordnungen entworfen, mit denen alle bedeutsamen psychischen Phänomene der menschlichen Subjektivierung im Wesentlichen beschrieben werden können (vgl. Evans, 2002, S. 250). Während das Symbolische, wie oben ausgeführt, aus Signifikanten besteht, die sich durch differenzierte Bezüge zueinander auszeichnen (wie z.B. die Oppositionen hell – dunkel, Anwesenheit – Abwesenheit, Mann – Frau), ist das Reale als das unmittelbare Sein in sich selbst undifferenziert. Der Begriff des Realen ist mit Konnotationen der Materie verknüpft, so auch mit dem Körper in seiner physischen Erscheinung. Erst über eine symbolische Bezugnahme auf das Reale, als ein Prozess des Bedeutens, kann das Reale entsprechend der symbolischen Ordnung signifiziert werden und erscheint als der Gegenstand, als der er bedeutet wird (vgl. Evans, 2002, S. 250f.). Diese Formulierung zeigt, wie bereits im Kontext der allgemeinen Sprachtheorie von Lacan angedeutet, dass sich das Symbolische nicht aus dem Realen ableiten lässt, sondern seine Bedeutung erst im Rahmen der symbolischen Struktur

gewinnt.[38] Demgegenüber beschreibt die Ordnung des Imaginären die phantasierten und beobachtbaren Erscheinungen. Sie kann Täuschungen unterliegen, da sie die darunter liegenden Strukturen (sowohl die Ordnung des Realen als auch des Symbolischen) verbergen können (vgl. Evans, 2002, S. 147). Diese ist jedoch nicht strukturlos zu denken, da die Wahrnehmung des Imaginären schon immer durch die symbolische Ordnung infiltriert und strukturiert ist. Diese theoretischen Implikationen spielen im Hinblick auf das Konzept der individuellen Subjektgenese eine entscheidende Rolle.

II.2.3. Die Spiegelerfahrung und die Einführung in die Sprache

In der Arbeit über das Spiegelstadium[39] als Bildner der Ich-Funktion (vgl. Lacan, 1973a) beschreibt Lacan die Genese des Ichs. Das Spiegelbild ist in Lacans Subjekttheorie der Ort, an dem sich das Kind auf der Ebene einer visuellen Struktur – der Spiegelerfahrung – als ähnlich erkennt. In der Spiegelerfahrung sieht sich das Kind zum ersten Mal vollständig und erkennt sich als ‚Ganzes'. Der vielzitierte Satz „Das Kind betrachtet sein Bild im Spiegel und begrüßt es mit jubilatorischer Freude" (vgl. Lacan, 1973a, S. 63) bringt diesen Zusammenhang auf den Punkt: Das Kind antizipiert eine somatische Ganzheit, mit der es sich zu identifizieren sucht. Da sich der Ort des Sich-Erkennens außerhalb, nämlich im Spiegel befindet, geht das Sich-Erkennen (*me connaître*) zugleich mit einem Verkennen (*méconnaître*) einher. Insofern das Ich im Spiegel eine imaginäre Konstruktion darstellt und damit einer Täuschung unterliegt, ist das Ich durch die Spiegelerfahrung auf einer fiktiven Linie situiert, worüber der Zugang zu seinem ursprünglichen Sein – so Lacan – verloren geht (vgl. Lacan, 1973a, S. 64). Die mit der Spiegelerfahrung einhergehende Entfremdung ist konstitutiv und erklärt die Einheitserfahrung des Ichs als „imaginäre Funktion" (Lacan, 1980, S. 51).[40] Obwohl dieses Ich im Spiegel eine trügerische, narzisstische Illusion darstellt, ist diese Form der Selbstfindung nach Lacan unverzichtbar. Denn vor der Ich-Bildung als einer reflexiven Identität des Selbst ist das Subjekt niemand und noch in die Teilrepräsentanzen zerstückelt (vgl. Lacan, 1980, S. 73). Das Sich-Trennen von dem ‚Augen-Blick', der Präsenz des Spiegelstadiums, wird von

38 Auf das Beispiel des Phallus übertragen, der bei Lacan eine prominente Rolle spielt, heißt dies, eine mehrfache Differenz zu berücksichtigen: Der reale Phallus ist der physische Phallus und steht im Gegensatz zu seinen symbolischen und imaginären Funktionen (vgl. Evans, 2002, S. 251).

39 Lacan bezieht sich auf Beobachtungen von James Mark Baldwin, der feststellte, dass Kinder zwischen dem 6. und 18. Lebensmonat ihr eigenes Bild im Spiegel erkennen.

40 In der klassischen Theoriesprache der Psychoanalyse wird in diesem Stadium von frühen Identifizierungen gesprochen, wo eine Objektbeziehung im eigentlichen Sinne noch nicht hergestellt ist. Vor der Identifizierung, die allgemein verstanden wird als Veränderung einer Selbstrepräsentanz nach dem Vorbild einer Objektrepräsentanz – als „eine Angleichung eines Ichs an ein fremdes" (Freud, 1933a, S. 69) – muss der Aufbau der Selbstrepräsentanz erfolgen. Erst auf einer primären Identifizierung kann sich eine reflexive Identifizierung – also eine vorbildliche Beziehung bzw. eine vorbildliche Identifizierung – im psychoanalytischen Sinne entwickeln (vgl. Freud, 1921c, S. 115).

Lacan als Eintritt in die symbolische Ordnung der Sprache markiert. Die Aufgabe der Illusion einer somatischen Ganzheit ist unabdingbar, um die narzisstische Form der Identitätsfindung im Hinblick auf eine intersubjektive Beziehung und kulturelle Subjektivierung zu überschreiten.

In der Spiegelerfahrung stehen das Ich und das Spiegelbild in einer dualen Beziehung – oder auf den Körper bezogen formuliert: Zwischen dem realen Körper und dem Bild des Körpers im Spiegel besteht für das Subjekt eine enge Beziehung. Es identifiziert sich mit seiner Körper-Imago und entwickelt dazu eine libidinöse Beziehung, d.h. das imaginäre Bild vom Körper wird ein begehrenswertes. Lacan ordnet dem Spiegelstadium zwei Bedeutungen zu. Hierzu schreibt er: „Erstens enthält es einen historischen Wert, da es einen entscheidenden Wendepunkt in der geistigen Entwicklung des Kindes markiert. Zweitens ist es typisch für die libidinöse Beziehung mit dem Körper-Bild." (Lacan, übersetzt und zit. nach Evans, 2002, S. 278). Obwohl die zirkelhafte Intersubjektivität des Spiegelstadiums einen bedeutsamen Schritt in der kindlichen Entwicklung ausmacht, geht der eigentliche Stellenwert des Spiegelstadiums weit über diese Phase hinaus und beschreibt zugleich eine strukturelle psychische Funktion, die die Identifizierungen mit dem Imaginären als dem Ich-Ideal markieren.[41] Mit dem Blick der Außenperspektive – metaphorisiert als der Blick in den Spiegel – richtet sich das Begehren des Subjekts auf das Imaginäre als seinem Ideal-Ich.[42] Die im Spiegelstadium durch die „[…] Aufnahme eines Bildes ausgelöste Verwandlung" (Lacan, 1973a, S. 64) des Subjekts bezieht sich daher nicht nur auf das subjektive Ich-Ideal, sondern auch auf ein Ideal-Ich, welches kulturspezifisch jeweils gerade attraktiv erscheint. Insofern ist der subjektive Aneignungsprozess des Imaginären immer auch vom Symbolischen durchwoben und kann nicht außerhalb der symbolischen Ordnung stattfinden. Neben den entwicklungspsychologischen Ausführungen sind Lacans Aussagen über die Funktionsweise des Imaginären für die Analyse des empirischen Materials sehr aufschlussreich. Sie tragen dazu bei, einen Zusammenhang zwischen subjektiven Identitätskonzepten und gesellschaftlichen Weiblichkeitskonstruktionen aufzudecken. Aus dieser Perspektive repräsentiert die Sicht auf kulturelle Identitätsideale nicht nur gesellschaftliche Normierungszwänge, sondern vielversprechende Imagi-

41 Mit Bezug auf Hegels „Phänomenologie des Geistes" verdeutlicht Lacan über die Dialektik der Herr-Knecht-Beziehung die Rivalität mit und Abhängigkeit von dem eigenen Bild.

42 Der Ursprung der narzisstischen Identifikation des Ichs mit dem Ich-Ideal wird in der freudschen Theorie als der Ort der Allmachtsphantasien (nach Freud ein narzisstisches Größenselbst) beschrieben und ist mit dem Ideal-Ich der symbolischen Ordnung verbunden.

nationen. Eine Identifikation mit den imaginären gesellschaftlichen Weiblichkeits- und Schönheitskonstruktionen verspricht Verwandlung und soziale Akzeptanz gleichermaßen.[43]

In der konkreten entwicklungspsychologischen Ausarbeitung des Spiegelbildes wird der Blick um die Anwesenheit des Anderen erweitert. Ohne den anerkennenden und bestätigenden Blick des Anderen könnte sich das Kind im Bild des Spiegels nicht erkennen. Das Spiegelbild erlangt also seine Bedeutung erst durch die Anerkennung des Anderen. Lacan bezieht sich in seinen Ausführungen zur Beziehungsfigur des Kindes vor und während des Eintritts in die symbolische Ordnung auf die Mutter als diejenige Andere, die zunächst als Spiegel fungiert und dem Kind den Übergang vom Imaginären zum Symbolischen eröffnet. Trotz des primären Angewiesen-Seins auf die Mutter als die Andere nimmt in der Theorie von Lacan – wie sich im Folgenden noch zeigen wird – die Mutter/Frau keine Subjektposition ein. Sie übernimmt in der Spiegelidentifikation lediglich die Rolle der Mittlerin. Die erste Verkörperung des Symbolischen ist – Lacan folgend – in die Beziehung mit der Mutter eingelassen, in deren Spiegelung die symbolische Ordnung der Sprache und der Gesellschaft repräsentiert ist. Auch das eigene Begehren kann nur in der Dynamik der Spiegelung erkannt werden. Wenn Lacan sagt, „[b]evor das Begehren nicht lernt, sich […] durch das Symbol anzuerkennen, wird es nur im andern gesehen“ (Lacan, 1978b, S. 218), meint dies, dass sich das Kind nur in dem/der Anderen als dessen/deren Spiegelbild wahrnehmen kann. Das Kind weiß von seinen Wünschen nur durch den/die Andere/n, denn „[a]m Ursprung, vor der Sprache, existiert das Begehren nur auf der einzigen Ebene der imaginären Beziehung des Spiegelstadiums, projiziert, entfremdet im andern“ (Lacan, 1978b, S. 218). Solange die Sprache als subjektives Moment der vitalen, lebendigen Artikulation noch nicht vorhanden ist, hat das Kind keine andere Möglichkeit, die eigenen Wünsche zu erkennen, anzuerkennen und auszudrücken. Es ist also angewiesen auf die Signifikation seines Begehrens durch den Anderen und erkennt sich entsprechend der Signifikanten, die das Subjekt vom Anderen erhält. Dabei erweisen sich die Signifikanten nicht als nur auf eine symbolische Ordnung bezogen, sondern auch immer legiert mit den libidinösen Phantasien des Anderen. Daher kann das Begehren des Kindes immer auch verkannt bleiben, denn es kann nicht von ihm selbst entziffert werden. Als nicht-

43 Vgl. Bollas, 1997. Ohne sich explizit auf Lacan zu beziehen zeigt Bollas mit seiner ästhetischen Theorie, dass Wünsche nach Wandlung nicht nur an Personen gerichtet werden, sondern ebenso auf Kleidung, Schmuck etc.

signifiziertes Begehren führt es unter Umständen zu einem leeren Sprechen oder sprachlosen Tun. Vor diesem Hintergrund verortet Lacan die psychosomatischen Symptome im Realen.[44]

Grundsätzlich aber kann das Begehren – auch wenn es von Anbeginn an in eine symbolische und imaginäre Ordnung gestellt ist und sich daraus generiert nicht vollständig erfüllt werden. Die Artikulation des Begehrens in der Sprache ist nach Lacan begrenzt. Es bleibt ein Rest, der über die Sprache nicht erfasst werden kann. Dieser Rest gilt bezogen auf den Körper als Irreduzierbarkeit des Realen und ist für das Unbewusste konstitutiv. Das heißt in der Konsequenz, dass die Signifizierung des Begehrens als die eingeschriebene symbolische Ordnung in den Körper mit dem Körper nicht völlig identisch ist und im Umkehrschluss der Körper daher einem gänzlichen Zugriff durch die symbolische Ordnung entzogen bleibt.

II.2.4. Symbolische Ordnung und die Position der Geschlechter

Der Eintritt in das symbolische Universum der Sprache bietet dem Subjekt den Zugang zu einer auf Anerkennung und Kommunikation basierenden Intersubjektivität und seine Verortung in der kulturellen Ordnung des Symbolischen. Darüber erwirbt das Subjekt auch einen Zugang zu sich und seiner Geschlechtlichkeit.[45] Denn mit dem Spracherwerb geht auch die Wahrnehmung der Geschlechterdifferenz einher. Da das Subjekt – mit Lacan – nur ein Geschlecht haben kann, gelten beide Geschlechter als begrenzt und in der Sprache Lacans als symbolisch kastriert. Die symbolische Kastration markiert den Geschlechtsunterschied und bildet den Ausgangspunkt der psychischen Subjektkonstituierung, denn an der Geschlechterdifferenz lernt der Mensch zu unterscheiden.[46] So sind für ein Verständnis des Subjekts als Mann oder Frau die Bestimmung des Geschlechtsunterschieds und die Position der Geschlechter innerhalb der symbolischen Ordnung entscheidend.

Dieser Sachverhalt beschreibt, dass die Sprache die Position des Subjekts nur symbolisch vermitteln kann, d.h. es gibt keine für immer feststehende Bedeutung des Subjekts (vgl.

---

44 In der klinischen Sprache der Psychopathologie wird die Überzeugung einer Deckungsgleichheit von Wort und Gegenstand als konkretistisches Denken bezeichnet und entspricht in der kindlichen Entwicklung einem frühen Bewusstseinsstadium. Demgegenüber stellt das Gefangensein im Symptom den konkreten Ausdruck für eine Konflikthaftigkeit dar, in der die Inhalte nicht mittels Bedeutungsgenerierung und Symbolisierung erfasst werden können, sondern nur konkret erfahrbar sind. Hier spricht man von einem konkretistischen Denken, wenn von der Symptomebene nicht abstrahiert werden kann. Nach Lacan wird das Zusammenfallen von Symptominhalt und Bedeutung als Hinweis dafür gelesen, dass das Subjekt strukturell im Realen, d.h. in einer nicht symbolisierten Realität lebt (vgl. Lacan, 1978a, S. 224).

45 Vor diesem Zusammenhang plädiert Lang (1999) dafür, die ödipale Triangulierung gegenüber Freud zeitlich früher anzusetzen. Das gedachte Dritte (bei Freud der Vater), welches den Weg aus der engen Mutterbindung in Gang setzt und ermöglicht, wird hier durch das Symbolische verkörpert – eine nach dem Gesetz des Vaters funktionierende symbolische Struktur.

46 Hiermit ist auch der Übergang vom imaginärem zum symbolischen Phallus bzw. zur symbolischen Ordnung markiert.

Lacan, 1978c). Das Subjekt existiert nur in und durch die Bedeutungen, mit denen es signifiziert wurde und aus denen es für sich selbst seine Sinnhaftigkeit generiert.[47] Diese Bedeutungen werden in der subjektiven Geschichte angeeignet und im Laufe des Lebens dem jeweiligen Kontext entsprechend immer wieder neu gesucht und übersetzt. Lacan bringt dies folgendermaßen zum Ausdruck: „Was ich im Sprechen suche, ist die Antwort des anderen. Was mich als Subjekt konstituiert, ist meine Frage." (Lacan, 1973b, S. 143)

Auf dem Hintergrund des dargelegten sprachtheoretischen Verständnisses wird bei Lacan der Phallus als symbolischer Referenzpunkt der Signifikantenkette in der symbolischen Ordnung gesetzt. Als ein Signifikant für die Funktion des Vaters (damit ist gleichzeitig der personifizierte Vater gemeint wie auch ein übergeordnetes väterliches Prinzip, das Sprache und Struktur verkörpert) wird mit ‚groß A' der Andere geschlechterübergreifend signifiziert. Richtet man den Fokus auf die frühe, nonverbale Interaktion des Kindes mit der Mutter, wird von der anderen (mit ‚klein a') gesprochen. Der Unterschied richtet sich in der Hauptsache auf die Undifferenziertheit zwischen dem Mutter- und dem Kind-Körper sowie die noch nicht entwickelte Sprache.

Die Position des Weiblichen bezieht sich nicht nur auf die weibliche Position als Mutter, sondern auf das Weibliche insgesamt. Es wird in der Folge aus der Objektstellung zum symbolischen Phallus abgeleitet und mit ‚klein a' bezeichnet. Dieser strukturelle Bezug markiert den Objektstatus des kleinen anderen, welcher neben dem Weiblichen jeder Gegenstand, jedes Bild, jede Person einnehmen kann, auf den/die das Begehren gerichtet ist.

Da der Mangel – nach Lacan – für das Subjekt konstitutiv ist (vgl. Evans, 2002 S. 181f.), stellt das Begehren für Lacan ein zentrales strukturierendes Moment der Subjektkonstituierung dar und gewinnt nur innerhalb der symbolischen Ordnung Sinn und Ziel. Insofern kann es kein selbstreferentielles Begehren und Genießen geben, da es immer schon durch das Begehren des/der Anderen modifiziert ist.[48] Der ‚primordiale Mangel' des Subjekts stellt eine

47 In „Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse" (1978c) schreibt Lacan dazu: „Träger des Begehrens ist das Phantasma, nicht das Objekt ist Träger des Begehrens. Das Subjekt behauptet sich als ein begehrendes in Bezug auf ein signifikantes Ensemble […]." (Lacan, 1978c, S. 194).

48 Hier nimmt Lacan eine Anlehnung an Freuds Triebbegriff vor, der als ein Grenzbegriff zwischen Somatischem und Psychischem konzeptualisiert ist. Auch wenn die Triebtheorie Freuds zu seinen Grundkonzepten gehört, wird Lacans Begriff des Begehrens jedoch zu einer „viel breiteren und abstrakteren Kategorie als Freud sie je entworfen hätte" (Macey, zit. nach Evans, 2002, S. 53) aufgebaut. Das Begehren als ‚nie aufhebbare, konstant wirkende Kraft' stellt stetige Anforderungen an das Seelenleben und gilt als zentrales Movens der Konstitution des Subjekts und des Begehrens des Anderen (vgl. Müller-Pozzi, 2008, S. 147). Nach Lacan ist das unbewusste Begehren ausschließlich sexuell und gilt als Ursache für die menschliche Existenz, die nur aufgrund der Sprache existent wird. Diese Sichtweise hat entscheidende Konsequenzen für Lacans Verständnis des Unbewussten: Er wendet Freuds Dezentrierung des Ichs, die dieser mit den Worten

zentrale Denkfigur der Subjektkonstituierung dar und bezieht sich sowohl auf das Sein wie auf das Haben. Während der primordiale Mangel des Seins auf den Anderen verweist und die notwendige Subjektivierung durch die Sprache für beide Geschlechter gilt, ist vor dem Hintergrund der phallischen Matrix der Mangel des Habens an das Geschlechterverhältnis gebunden.

Indem der Phallus als Signifikant zum Ausgangspunkt der symbolischen Ordnung bestimmt wird, hat das Männliche über den Signifikanten seines Geschlechts Zugang zur symbolischen Ordnung. Für die Position der Frau jedoch folgt daraus, dass das Weibliche nur in Bezug auf den Signifikanten des anderen Geschlechts Bedeutung gewinnt. Lacan definiert das Verhältnis von Mann und Frau dementsprechend folgendermaßen: „[D]er Mann ist nicht, ohne ihn/sie/es (*l'*) zu haben, die Frau ist, ohne ihn/sie/es (*l'*) zu haben" (Lacan, zit. nach David-Ménard, 1999, S. 141). In dieser Perspektive erfährt sie als Phallus-Sein eine augenscheinliche Überhöhung, womit ein Mehr an Genießen, ein Mehr an Sein, damit aber auch ein Weniger an Symbolischem, an der Sprache, einhergeht.[49]

II.2.5. Kritik und Anschlüsse

Es ist nicht zu übersehen, dass eine dementsprechende Konzeptualisierung des Weiblichen auffällige Parallelen mit der Abwertung des Weiblichen bei Freud, aber auch der gesellschaftlichen Realität wiederspiegelt. In letzter Konsequenz geht Lacans Konzeptualisierung des Weiblichen, die in die kulturelle Ordnung des Symbolischen eingeschrieben ist, nicht nur wie bei Freud mit einer Minderwertigkeit des Weiblichen einher, sondern führt gleichsam zu dessen Auslöschung. Folgt man der Theoretisierung der symbolischen Kastration, die sich auf die körperliche Metaphorik der Kastration stützt und als eine Beraubung des sexuierten Organs auf das Vorhandensein ebenjenes Organs verweist, führt die Kastration bei der Frau ins Leere. So wird aus dem ‚nur ein Geschlecht haben' ‚kein Geschlecht haben' (vgl. Becker-Schmidt, 2008). Da der Körper der Frau eine Leerstelle aufweist, bleibt dem Körper der Frau die Aner-

---

„Das Ich [ist] nicht Herr in seinem eigenen Haus" (Freud, 1917a, S. 11) umschreibt, dahingehend, „dass das Subjekt bereits auf der Stufe des Es bei sich zu Hause ist" (Lacan, 2008b, S. 93). Damit setzt er die Dezentrierung des Ichs vor allem ins Verhältnis zur Sprache des Menschen. In diesem Sinne ist „[d]as Unbewusste die Rede des anderen" (Lacan, 1966, S. 379) womit auf eine „[…] raffinierte[n] Rhetorik des Unbewußten, die den reflexiven Fokus bewußter Subjektivität zum imaginären Zerrspiegel werden läßt." (Lang & Weiß, 1997, S. 143), fokussiert wird. Der eigentliche Widerspruch bei Freud sei – so Lacan – dass Freud entgegen seiner naturalistischen Annahme des Unbewussten, „[o]b Text des Traumes, Text des Witzes oder Form eines Lapsus, […] Artikulationen von Sprache, von Diskurs [behandelt, H. K.-K.]" (Lacan, 2008b, S. 91).

49 Versuche, in der nachfolgenden Theorierezeption diese abwertende Definition des Weiblichen dahingehend zu entkräften, dass die weibliche Position auf einer tieferen Ebene sogar eine Aufwertung erfahre, wie bspw. bei Žižek (1993), der versucht zu unterstreichen, dass die Frau nicht (nur) existiere, sondern ihr auch ein Sein zukomme, das dem Mann abgehe (vgl. Müller-Pozzi, 2008, S. 156; Žižek, 1993, S. 19) kommen einer Verkennung der gesellschaftlichen Realität gleich.

kennung im Sinne einer Signifizierung verwehrt und damit der Zugang zum Symbolischen und auch der Sprache. Auf diese Weise wird die Nicht-Symbolisierung des weiblichen Körpers in die symbolische Ordnung eingeschrieben. Diese Theoretisierung des weiblichen Geschlechts weist der Position der Frau eine leere Fläche zu (vgl. das Eingangszitat von Christiane Olivier, 1989), um sie mit männlichen Projektionen zu gestalten. Gegenüber einer De-Symbolisierung des Weiblichen bei Freud, womit zumindest ein Versprechen auf Symbolisierung angelegt ist, wie wir es in Freuds Frage: „Was will das Weib?“ (Freud, 1933a, S. 124) finden, zeigt Lacans Nicht-Symbolisierung des Weiblichen, dass dem ‚nur ein Geschlecht haben‘ nichts anderes als ein ‚Nichts‘ gegenübergestellt ist. Denn das Sagbare markiert die Grenze zwischen Vorstellbarem und Nicht-Vorstellbarem. Was keinen Namen hat, existiert nicht. Was nicht existiert, braucht keinen Namen.

Es bleibt die Frage, wie unterschiedliche Körper und demzufolge auch eine Anerkennung der Differenz konzeptualisiert werden können. Irigaray macht mit ihrer Kritik an Lacan deutlich, dass der Begriff der symbolischen Ordnung bei Lacan nicht geschlechtsneutral ist. Indem er die symbolische Struktur ohne eine Symbolisierung der Weiblichkeit an die ödipale Position anlehnt, könne er seinen Anspruch, eine trianguläre Struktur zu denken, nicht wirklich einlösen (vgl. Soiland, 2010, S. 198). Auf diese Weise könne Lacan – so Irigaray weiter – auch zu keiner wirklichen Anerkennung von Differenz und Andersartigkeit finden. Mit Blick auf das Konzept der Kastration bei Lacan zeichnet Irigaray (1979) nach, dass dieses nicht nur ausschließlich aus einer männlichen Perspektive, in Bezug auf die Anatomie des männlichen Körpers formuliert wurde, sondern auch aus der Perspektive normativer Heterosexualität. Innerhalb dieser Matrix der symbolischen Ordnung repräsentiert der Phallus das Signum des Begehrens. Es gibt kein weibliches Äquivalent zum Symbol des Phallus, d.h., dass es auch im Unbewussten keine Signifikanz des Weiblichen gibt. So gehe die Bindung des Symbolischen an die ödipale Struktur nicht nur mit einer geschlechtlichen Asymmetrie einher, sondern bewirke eine Verneinung des Weiblichen (vgl. Irigaray, 1979, S. 80, 188).[50]

Solange die Signifikationen der Geschlechterdifferenzen dem männlichen Begehren eine Sprache geben und das Weibliche dagegen stumm bleibt, infiltrieren diese Zusammenhänge notwendigerweise immer wieder von neuem jede weibliche Subjektivierung. Denn diese gehen auch in die Signifikationsprozesse zwischen Mutter und Tochter ein und geben den un-

50 Soiland (2010) arbeitet bei Lacan eine Kontinuität bezüglich der Funktion des Weiblichen heraus, die sich von seinem Konzept des Frauentausches nach Claude Lévi-Strauss, über die sprachtheoretische Verschränkung des Ödipuskomplexes (die Macht des Phallus) bis hin zum weiblichen Genießen in „Encore“ (Lacan, 1986) nachzeichnen lässt und nahelegt, dass Lacan den Status der Frau als unveränderbar hinnimmt (vgl. Soiland, 2010, S. 238f.).

bewussten Fantasien und Inszenierungen von Weiblichkeit eine normative und verneinende Prägung. Christiane Olivier hat in diesem Zusammenhang, Lacan folgend, die Mutter-Tochter-Beziehung als „weiße Wüste“ (Olivier, 1989) charakterisiert, womit eine von Begehren freie Beziehung gemeint ist. Nach der Konzeption Lacans kann die Mutter ihr libidinöses Begehren nur auf den Sohn als gegengeschlechtliches Wesen (und Ersatz für den fehlenden Phallus) richten (vgl. Olivier, 1989, S. 26).

Im nochmaligen Rückbezug auf Irigaray lässt sich festhalten, dass deren Kritik auf die Ebene der symbolischen Ordnung abzielt, auf der ihrer Lesart nach das Ödipus Paradigma die sexuelle Differenz[51] negiert und Erfahrungsbereiche, die der weiblichen Körperlichkeit zugehörig sind, in einer patriarchal strukturierten Sprache nicht ausreichend bis gar nicht symbolisieren. Ihr Anliegen ist es, eine sexuelle Differenz in der symbolischen Ordnung zu installieren und dem Weiblichen auf der symbolischen Ebene einen Ort zu geben. Im Hinblick darauf, dass die Sprache geschlechtliche Positionen präfiguriert, fordert Irigaray eine geschlechtlich differenzierte Sprache, da erst „eine Sprache mit eigenen Symbolen“ (Irigaray, 1991, S. 124) einer Frau ermögliche, die Erfahrung als Subjekt zu machen.

Mit der Forderung nach einer Verortung der Geschlechterdifferenz in der symbolischen Ordnung werden wichtige Voraussetzungen dafür formuliert, die Spiegelmetapher als einen Ort der Erkenntnis für *beide* Geschlechter zu markieren. Über den Bezug zum Realen, in den die körperliche Verfasstheit ebenso mit eingeschlossen ist wie Aspekte des Sexuellen und des Unbewussten, stellt das Imaginäre des Spiegelstadiums nicht nur eine notwendige Voraussetzung zur Subjektwerdung dar, sondern auch einen Ort der Erkenntnis. Hier ist der Ort, an dem der Bezug zum Realen des weiblichen Körpers und des Begehrens die Frage nach der bisherigen Unverrückbarkeit der symbolischen Ordnung aufwirft. Erst ein symbolisches Anerkennungsgeschehen der körperlichen Erfahrungen kann – so Irigaray – im Übergang vom imaginären in den symbolischen Raum eine Differenzierung der Geschlechter denkbar werden lassen.

Lacans Reflexionen der Freud’schen Metatheorie führen zwar dazu, dass die Metapsychologie mehr vom Subjekt her gedacht werden kann, allerdings hat aus feministischer Perspektive die Frage nach den Lücken der in der symbolischen Ordnung repräsentierten Weiblichkeit weitreichende Folgen. Mit einer historischen Perspektive werden der Bezug der symbolischen Ordnung zu patriarchalen Strukturen und eine damit einhergehende Festschreibung der Ver-

51 Der Begriff der Geschlechterdifferenz, der für den Diskurs der Psychoanalyse prominent ist, wird weder bei Freud noch bei Lacan verwendet. Lacan spricht von ‚Geschlechtsposition’, Freud vom ‚anatomischen Geschlechtsunterschied’ (vgl. Evans, 2002, S. 118).

körperungs- und Symbolisierungsprozesse deutlich. Dies führt nicht nur zu Kritik an Lacans Konzeptualisierung einer kulturellen Subjektivierung, sondern wirft im Hinblick auf die Leerstellen neben dem gesellschaftlichen Kontext auch die Frage nach der Wirkmächtigkeit des Unbewussten auf. Denn die Wirkmächtigkeit unbewusster Tradierungen zeigt sich nicht nur als gesellschaftliches Unbewusstes, sondern auch als unbewusstes Gesellschaftliches (vgl. Erdheim, 1982), und muss für eine Theoriebildung ebenso geltend gemacht werden wie für die Subjektkonstituierung. Die Wirksamkeit unbewusster transgenerationaler Einflüsse scheint im Hinblick auf Geschlecht und geschlechtliche Subjektivierung von besonderer Tragweite zu sein. Diese Perspektive wird besonders im Konzept der rätselhaften Botschaften, wie es von Laplanche mit der nachfolgend vorgestellten ‚Allgemeinen Verführungstheorie' formuliert wird, ausdifferenziert. Gegenüber Lacan, der die Subjektkonstituierung in einer strukturalistischen Perspektive in den Kontext der Sprache gestellt hat, und Freud, dessen Theorie von einer konflikthaften Denkfigur von Trieb und Realität geprägt ist, legt Laplanche den Fokus auf das unbewusste Begehren zwischen zwei Subjekten.

II.3. Laplanche: Allgemeine Verführungstheorie

An der Frauenbrust treffen sich
Liebe und Hunger.
(Freud, 1900a, S. 211)

Mit der Konzeptualisierung der rätselhaften Botschaften in der ‚Allgemeinen Verführungstheorie' von Jean Laplanche (1924-2012) wird der Fokus des Begehrens in der psychoanalytischen Perspektive auf die Intersubjektivität als zweiseitiger Prozess vorgestellt. Auf der Basis der Mutter-Kind-Beziehung formuliert Laplanche eine allgemeine Verführungstheorie.[52] Hierbei stellt das Unbewusste den zentralen Modus der Beziehungsdynamik dar und gewinnt subjektkonstituierenden Charakter, indem „[…] vor jeglicher Differenzierung von ‚innen' und ‚außen' der Trieb durch die für das Kind ‚rätselhafte Anrede' vom Anderen her in das Subjekt eingeschrieben wurde und damit wesentlich in seiner intersubjektiven Verfaßtheit begriffen werden muß" (Hegener, 2002, S. 724).

Ebenso wie Lacan bezieht sich auch Laplanche auf Freud. Leitend für seine Freud-Lektüre ist der Grundsatz, ‚Freud mit Freud zu deuten'. Die ‚kopernikanische Wende' sei – so Laplanche

52 In seiner Arbeit „Das Sexualverbrechen" (2004a) beschreibt Laplanche, dass das Zusammentreffen zwischen dem/der Erwachsenen und dem Kind *im Allgemeinen* vor allem durch die Präsenz des *infantil Sexuellen* bei jedem/jeder Erwachsenen und insbesondere bei jedem/jeder Erwachsenen in Gegenwart eines Kindes bestimmt ist (vgl. Laplanche, 2004a, S. 35ff.). Damit macht Laplanche darauf aufmerksam, dass auch der/die Erwachsene seiner/ihrer eigenen infantilen Sexualität ausgeliefert ist (vgl. Laplanche, 2004a, S. 50).

(1996) – bei Freud unvollendet geblieben, insofern er das Intersubjektive der Triebtheorie nicht explizierte. Für Laplanche liegt das Geniale an Freuds Gedanken in der Wechselwirkung zwischen exogenen und endogenen Faktoren, denen sich das Individuum nicht entziehen könne. Freuds Verwerfung der ersten Verführungstheorie, die zu der zweiten (biologischen) These der Triebe führte, zeigt, so Laplanche, warum Freuds Verführungstheorie die Universalität des Unbewussten und des psychischen Konfliktes nicht erklären kann. Denn trotz der Aufweichung des Triebes durch die Verbindung mit der Theorie der Anlehnung (vgl. Freud, 1933a, S. 126) habe Freud versucht, „[…] die Welt der Kultur allein ausgehend von den endogenen Ressourcen eines isolierten Robinson-Babys zu rekonstruieren“ (Laplanche, 1988, S. 141). Nach Laplanche versäumte es Freud, das elterliche Unbewusste und dessen frühzeitige Verführung in seine Theorie einzubauen (vgl. Laplanche, 1988, S. 217). Dass damit gesellschaftspolitische Konsequenzen vermieden werden, ist eine folgenreiche Erkenntnis. Doch auch Laplanche wird den historisch gesellschaftlichen Kontext nicht explizit weiter verfolgen. Im Zentrum seiner Studien steht zu zeigen, dass der Blick auf das elterliche Unbewusste verdeutlicht, dass der Trieb weniger als biologische Realität, sondern wesentlich als deren Effekt erscheint (vgl. Hegener, 2002, S. 750).

II.3.1. Eine neue Sicht auf die Mutter-Kind-Beziehung

Der Prozess der Subjektkonstitution wird bei Laplanche in einen Zusammenhang mit der Bildung des Unbewussten gestellt und über die Interaktion zwischen Mutter und Kind beschrieben: Im Rahmen der spielerischen und pflegerischen Handlungen ist alles mit affektiv vermittelten Bedeutungen verwoben, die ihren Ursprung im Unbewussten der Eltern haben. Wie die Mutter mit dem Körper, den Gesten und den Lauten des Säuglings umgeht und darauf antwortet, ihre Gefühle, Wahrnehmungen und libidinösen Beziehungsphantasien, dies alles ist von ihrem eigenen Unbewussten durchwoben. So ist das unbewusste Sexuelle der Mutter nach Laplanche aus der Beziehung zum Kind nicht herauszuhalten. Es entfaltet sich im Mutter-Kind-Dialog im Rahmen der frühen körperlich-sinnlichen Beziehungserfahrungen und schließt die Vorstellungen über das Geschlecht des Kindes ein.

Diese Dynamik wird von Laplanche begrifflich als ‚rätselhafte Botschaften‘ gefasst (vgl. Laplanche, 1988). Er schreibt:

> „Für das, was ich *rätselhafte Signifikanten* nenne, muß man nicht lange nach konkreten Beispielen suchen. Was die Brust selbst betrifft, die augenscheinlich das natürliche Stillorgan ist, kann man weiterhin ihre bedeutende sexuelle und unbewußte Besetzung durch die Frau vernachlässigen? Kann man annehmen, daß diese „perverse“ Besetzung nicht vom Säugling wahr-

> genommen oder geahnt wird und zwar als Quelle jenes dunklen, zweifelnden Fragens: Was will sie von mir?“ (Laplanche, 1988, S. 224, Hervorhebung i. O.).

Mit Recht kritisiert er in diesem Zusammenhang, dass der mütterlichen Brust in den bisherigen psychoanalytischen Theorien zwar einerseits übermäßige Wichtigkeit zugeschrieben wird, das Sexuelle der Mutter jedoch andererseits ausgeblendet wird.

II.3.2. Geschlecht als libidinöse Verkörperung

In der Konzeption Laplanches wird den elterlichen Fantasien für die phantasmatische Strukturierung des kindlichen Körpers und seine Subjekthaftigkeit konstitutive Bedeutung zugesprochen. Infantile Sexualität ist – Laplanche zufolge –Sexualität vor und jenseits des Geschlechts oder des Geschlechtlichen, das Geschlechtliche vielleicht einschließend, aber in einer sehr eigenen Form, keinesfalls jedoch ausschließlich, wie es die biologisch und genetisch bedingte Instinktsexualität nahelegt, an das Genitale und den Geschlechtsunterschied gebunden (vgl. Laplanche, 2004a, S. 38). Laplanche versteht Sexualität also nicht primär im Sinne des Triebhaften, sondern als Folge früher Interaktionsweisen zwischen Mutter und Kind, ebenso wie „[…] das Unbewusste und das Es nicht von Anfang an da sind und die perversen Fantasien der Effekt der Verdrängung sind“ (Laplanche, zit. nach Aichhorn, 2009, S. 222). Laplanche konzeptualisiert einen konstitutiven Zusammenhang der Geschlechtlichkeit des Kindes mit der/dem Anderen als Mutter und Vater bzw. Gesellschaft, die vor dem Prozess der Menschwerdung nur in der Abstraktion zu denken sei (vgl. Laplanche, zit. nach de Lauretis, 1999, S. 145).[53]

Dabei bilden sich die rätselhaften Botschaften in den Mutter-Kind-Interaktionen nicht nur im Unterbewussten des Kindes ab. Laplanche stellt auch das Kind als aktiven Übersetzer der Verhaltens- und Reaktionsweisen der Mutter vor. Da dem Kind jedoch die emotionalen und physiologischen Möglichkeiten fehlen, ein Verständnis oder vorläufigen Code für diese rätselhaften Botschaften zu bilden, kann es die an ihn gerichteten Botschaften nicht angemessen übersetzen und verarbeiten (vgl. Laplanche, 1988, S. 138).[54] Die Fähigkeit der Selbstübersetzung, womit ein Umdeuten einer Erfahrung bzw. Szene gemeint ist, bezieht Laplanche zudem auf die Entwicklung von einem Entwicklungsstadium in ein nächstes. Hier orientiert er sich zwar an den von Freud herausgearbeiteten Entwicklungsphasen der psychosexuellen Entwick-

53 Er schreibt: Geschlecht ist „[…] so sehr mit dem Prozeß der Menschwerdung verknüpft ist, daß wir uns die Existenz eines Menschenkindes vor dieser Verführung nur in der Abstraktion denken können […]“ (Laplanche, übersetzt und zitiert nach de Lauretis, 1999, S. 145).

54 Laplanche schreibt: „Der praegenitalen Sexualität stehen die Wege der (immer nur teilweisen) Verdrängung und der Übersetzung offen.“ (Laplanche, übersetzt und zitiert von Aichhorn, 2009, S. 223).

lung, verwehrt sich allerdings gegen eine endogen festgelegte Abfolge der psychosexuellen Phasen. Doch die Bewegung der Übersetzung, die ebenfalls als Sublimierung[55] verstanden werden kann, bleibt auch bei Laplanche auf die genitale Sexualität ausgerichtet, die in der Lage ist, die infantilen, perversen Komponenten – ausgelöst durch die elterlichen Fantasien – zu integrieren (vgl. Laplanche, zit. in Aichhorn, 2009, S. 233). Der nicht übersetzbare Rest bildet dann das Unbewusste. In diesem Verständnis ist das Unbewusste demnach weder biologisch fundiert noch ein Ort verdrängter Triebe, sondern der unübersetzbare Teil, der durch die subliminal erfolgten Botschaften selbst nicht bewusst wird. Die Fantasietätigkeit nimmt nach Laplanche eine strukturelle konstitutive Bedeutung im subjektbildenden Sinne ein und zeichnet das Kind bzw. den Menschen als „[…] ein sich selbstübersetzendes, sich selbst theoretisierendes Wesen“ aus (Laplanche, 1988, S. 228). Dabei wird eine formale Trennung zwischen bewussten und unbewussten Fantasien abgelehnt und stattdessen eine tiefreichende Kontinuität angenommen (vgl. Laplanche & Pontalis, 1972, S. 388ff.). Die Dynamik ist nicht einseitig, sondern bezieht die durch das Kind bei dem/der Erwachsenen ausgelösten Empfindungen und Fantasien ein. Insofern sind Mutter (oder Vater) und Kind Triebobjekte füreinander, in gewisser Weise Resonanzräume für eine Vielfalt von körperlichen und seelischen Bedürfnissen und Erfahrungen. Sie weisen eine besondere Nähe zum Körper auf und schließen die nonverbalen und sinnlichen Erfahrungen mit ein, die eine wesentliche Grundlage der späteren sprachlichen Symbolisierungen ausmachen.[56]

Da die Subjektivität des Kindes – wie beschrieben – von Anfang an in ein komplexes intersubjektives und körperliches Verhältnis eingespannt ist, kann auch der autoerotische Selbstbezug zum Körper nicht als objektloser Zustand vorgestellt werden. Der Ursprung des Autoerotismus liegt demnach für Laplanche nicht vor der Erfahrung mit dem Anderen, sondern nach dem Verlust des Anderen/Objekts. Das Begehren wird erst dann autoerotisch, nachdem das Infans/Subjekt sein Objekt verloren hat.

---

55 Sublimierung wird in der psychoanalytischen Theorie als Transformation von (körperlichen) Begehrensweisen und Bedürfnissen sowie Frustrationen und Enttäuschungen auf eine andere Ebene verstanden, wie bspw. von oralen Bedürfnissen in zärtliche oder genitale, und umgekehrt als eine Modifikation des Triebs am Übergang von der infantilen zur genitalen Sexualität oder eine Modifikation auf nicht-materielle, geistige Ebenen wie Phantasien.

56 Zur Veranschaulichung kann hier beispielhaft eine Beschreibung der Sinnlichkeit des Säuglings von Ulrike Schmauch herangezogen werden. Sie schreibt: „Zu den Wirkungen des kleinen Kindes auf seine Erwachsenen gehört, dass es mit seiner Fleischeslust ebenso betören wie angreifen kann. Mit seinem unberechenbaren, überfließenden Körper, mit Begierden, […] und Gebrüll ist das Kind für seine Erwachsenen eine Provokation. Es löst durch seine Körperlichkeit und Abhängigkeit in ihnen teils abwehrende oder angstbestimmte, teils triebhafte Reaktionen und Fantasien aus. Zur irritierenden, gewissermaßen „passiv bzw. per se“ wirkenden Körperlichkeit kommt später die aktiv werbende Erotik hinzu, weiterhin das Berührt werden durch die infantilen Fantasien, die Kinder im Zusammenhang ihrer sexuellen Forschungen und ödipalen Leidenschaften entwickeln.“ (Schmauch, 1974 S. 99).

Mit Laplanche ist es nicht mehr haltbar, Fantasien weiterhin ohne Bezug zum anderen und ohne sinnlich-affektive und körperliche Beteiligung zu denken. Während Freuds Konzept der halluzinatorischen Wunscherfüllung noch einen körperlosen Zustand der Fantasien nahelegt, zeigt Laplanche, dass sowohl der Entstehungsprozess wie auch eine spätere Aktivierung von Fantasien nicht ohne körperliche Erfahrung denkbar sind. Denn Fantasien gehen immer mit körperlichen Sensationen einher, auch wenn sie ihrerseits über Bilder oder Vorstellungen ausgelöst werden.[57] So gesehen ist jede Form von Begehren – auch wenn es sich auf scheinbar leblose Objekte richtet, wie im empirischen Untersuchungsgegenstand der Schönheitspraktiken deutlich wird – mit unbewussten und meist auch präverbalen Erfahrungen im intersubjektiven Raum der Kultur zu verorten. Müller-Pozzi, 2008, macht dabei auf einen weiteren Aspekt der Intersubjektivität aufmerksam und betont, dass es nicht nur der Befriedigungserfahrung, sondern auch des/der Anderen bedarf, in dessen/deren Augen die Befriedigung als Lust erscheint, damit sich die Befriedigungserfahrung als Erinnerungsspur in das Gedächtnis einschreibt. Der Zusammenhang von Sexuellem und Befriedigung kann daher nicht mehr als organische Entwicklung eingeordnet werden, sondern im Interaktionsgeschehen mit der Mutter als „[…] eine Sache von *Bedeutung*, von Bedeutung im linguistischen Sinne des Wortes." (Betonung im Original, Müller-Pozzi, 2008, S. 23). Zusammenfassend gilt festzuhalten, dass mit Laplanches Denken die geschlechtliche Subjektivierung in einen bewussten und unbewussten Erfahrungsraum mit dem/der Anderen gestellt ist und das Begehren des/der Anderen immer mit einschließt. Geschlechtliche Zuschreibungen mit Laplanche als rätselhafte Botschaften zu verstehen, bietet eine Denkvoraussetzung dafür, Gender nicht als Essenz von Körpergeschlecht, sondern relational zu denken.

II.3.3. Kritik und Anschlüsse

Mit Laplanche gewinnen wir einen Zugang zum Unbewussten, der – wie gesagt – die unbewusste Seite der Intersubjektivität herausarbeitet. Damit wird der Ursprung des subjektiven geschlechtlichen Selbstkonzepts nicht mehr nur in ein kontingentes Konstrukt der Sprache (vgl. Lacan) oder ein konflikthaftes Triebschicksal (vgl. Freud) gestellt, sondern als Sprache des/der Anderen in einen unbewussten Kontext gestellt, der eine Transgenerationalität und affektiv-leibliche Körpererfahrungen mit einschließt. Entsprechend dem Konzept der rätselhaften Botschaften ist der Ursprung der Subjektivierung und geschlechtlichen Selbsterkenntnis (und in diesem Sinne auch das Denken überhaupt) an die Erfahrung der Be-Deutung durch

57 Hier zeigt sich eine Schnittstelle mit der aktuellen Embodied Cognitive Science und dem neu erstarkten Interesse der Psychoanalyse an der Körper-Geist-Thematik. Dabei geht es um die Einsicht, dass der Körper an allen seelischen Prozessen, an Gefühlen, Gedanken, Erinnerungen, kausal beteiligt ist (vgl. Leuzinger-Bohleber et al., 2013).

den/die Andere/n geknüpft. Auf diese Weise ist die Subjektwerdung des Kindes mit der kulturellen Welt der Erwachsenen verbunden, in welche es von Anfang an völlig eingetaucht ist (vgl. Laplanche, 1988, S. 136). Der unübersetzbare Teil der rätselhaften Botschaften wird solange weitergegeben, solange er nicht decodiert werden kann. Dass sich die rätselhaften Botschaften von Anbeginn an auch auf den als männlich oder weiblich identifizierten Körper beziehen, hat für die leitende Fragestellung dieser Arbeit nach dem Zusammenhang zwischen körperlicher Verfasstheit und weiblicher Identität weitreichende Konsequenzen. Denn die Verwobenheit der rätselhaften Botschaften in den gesellschaftlichen Kontext verbindet das individuelle Unbewusste mit dem gesellschaftlichen Unbewussten und gewinnt als kulturelle Weitergabe soziokulturelle und gesellschaftliche Bedeutung. Damit rücken nicht nur die mütterlichen Fantasien sowie deren subjektive Verarbeitung durch die Tochter in den Blick, sondern die in die unbewussten Fantasien eingehenden soziokulturellen und gesellschaftlichen Vorstellungen über den geschlechtlichen Körper und damit verbundene Geschlechtervorstellungen. Diese schreiben sich solange unbewusst als Repräsentanzen in die psychischen und körperlichen Strukturen des Kindes ein und prägen die kindlichen Erfahrungen mit seinem geschlechtlichen Körper, als sie unbewusst bleiben und nicht decodiert werden können.[58] Sofern sich also die subjektive geschlechtliche Identität durch die Fantasie einer Fantasie konstituiert, gilt den nonverbalen Erfahrungen mit der Geschlechtlichkeit ein besonderes Augenmerk. Die nonverbalen Erfahrungen mit dem Körper und der/dem Anderen in die Überlegungen zu einem Körperkonzept aufzunehmen und zu theoretisieren, bietet daher bedeutende Voraussetzungen für eine Analyse der Entwicklung geschlechtlicher Identität(en).

Trotz einer Konzeptualisierung einer allgemeinen Verführungstheorie und einem intersubjektiven Zugang zum Sexuellen bleibt das Allgemeine bei Laplanche in zweifacher Hinsicht eingeschränkt: Indem Laplanche die Verführung tendenziell an die Mutter bindet, findet eine Einengung der Verführung auf die Mutter statt. Dass die Mutter in der psychoanalytischen Theoriebildung überhaupt erstmals als sexuelles Wesen gedacht wird, geht mit der begrifflichen Undifferenziertheit des Sexuellen und der Sexualität unter. In einer assoziativen Nähe des Sexuellen zur Sexualität erfährt das Sexuelle zunehmend eine Engführung in Richtung genitaler Sexualität. Koellreuter (2000) wirft in ihrer Rezeption die Frage auf, inwieweit bei

58 Auf diesen Zusammenhang zielt auch Benjamins Vorschlag ab, die sogenannte Kerngeschlechtsidentität als nominale Geschlechtsidentifikation zu bezeichnen. Um den intersubjektiven Kontext der kognitiven Selbstbezeichnung hervorzuheben und gleichzeitig gegen den psychischen Aneignungs- und Identifikationsprozess abzugrenzen, fokussiert sie auf den Zusammenhang der Namensgebung mit der Erfahrung der Anrufung (vgl. Benjamin, 2002, S. 82). Dieser Vorschlag erinnert an die Szene, mit der Althuisser die Anrufung des Subjekts beschreibt. Dort ruft ein Polizist einem Passanten nach: „Hey, Sie da!“ Und in dem Moment, in dem der Passant erkennt, dass er der Angesprochene ist, wird er zum Subjekt, d.h. wirkt an seiner eigenen Unterwerfung unter eine Selbstkategorie aktiv mit (Althuisser, zit. nach Bröckling, 2007, S. 28).

Laplanche das Sexuelle in der Sexualität aufgehe und daher in bestimmten Sexualitätsformen kultiviert werde.[59] Diese mangelnde Differenzierung des Sexuellen betrifft bevorzugt die Analyse der rätselhaften Botschaften der elterlichen Fantasien, die – mit Laplanche betrachtet – nur im Zusammenhang mit den kulturell überformten Vorstellungen von Sexualität und damit einhergehenden Unterdrückungsstrukturen zu verstehen ist. Mit der mangelnden begrifflichen Unterscheidung zwischen Sexualität und Sexuellem bleibt der vielversprechende Ansatz Laplanches letztendlich in eine phallozentrische Matrix eingebunden. Im Anschluss an Foucault, der mit dem Sexualitätsdispositiv die machtmotivierten Strukturen und Diskurse aufgezeigt und eine Unterscheidung der Sexualität gegenüber dem Sexuellen vorgenommen hat, kann das Sexuelle als das Nicht-Kultivierte sichtbar werden. Um diese Kontextbezogenheit kritisch reflektieren zu können, ist eine Unterscheidung von Sexuellem und Sexualität von grundsätzlicher Bedeutung.[60] Eine begriffliche und konzeptionelle Unterscheidung, wie sie z.B. von Fritz Morgenthaler (1985) vorgeschlagen wird, kann daher nicht nur eine theoretische Gleichsetzung von Sexualität und Sexuellem vermeiden, sondern markiert die Sexualität als sekundäre Organisation des Sexuellen. Besonders mit Blick auf den Gegenstand dieser Arbeit erlaubt eine klare begriffliche Trennung, die Wirkmacht der soziokulturellen Einflüsse auf die Intersubjektivität zwischen Eltern und Kind herauszuarbeiten und dessen geschlechtliche Subjektivierung stärker als Prozess der Gestaltungsdynamik des Sexuellen in den Kontext der Sozialisation zu stellen. Damit gelingt auch eine Anbindung der Sexualität an eine übergeordnete geschichtliche Dimension. Denn diese erfolgt in der transgenerationellen Tradierung als unbewusstes Geschehen vermittels „[…] phantasmatischer Interaktionen in verdeckter, unbewusster Form und damit umso wirksamer“ (Stern, zit. nach Hegener, 2002, S. 750). Die Modifizierung des Begriffs des Sexuellen durch Laplanche und in Erweiterung durch Morgenthaler und Foucault ist hilfreich, um das Sexuelle innerhalb des Subjekts, aber auch außerhalb fassbarer zu machen; bei Laplanche wird dieser Zusammenhang zu wenig auf den gesellschaftlichen Kontext reflektiert. Zudem öffnet die Differenzierung von ‚sexuell’ und ‚Sexualität’ ein Verständnis dafür, dass der Bedeutungshof des Sexuellen im Kontext der soziokulturellen Praktiken und Diskurse (des alltagsprachlichen, medizinischen und juridischen) gesehen werden muss und eine Sprache über das Sexuelle immer die im Diskurs ein- und

59 Nach Koellreuter ist in den Texten von Laplanche die Unterscheidung zwischen Sexuellem und der Sexualität auf der begrifflichen Ebene oft schwer auseinander zu halten; er verstehe Sexualität meist im Sinne des Triebhaften (vgl. Koellreuter, 2000).

60 Bei Foucault scheint das Sexuelle als das Nicht-Kultivierte auf, das keinen Praktiken unterworfen ist. In dieser Perspektive wird dem Körper ein eigenständiges (subversives) Potential zugesprochen (vgl. hierzu Kritik von Butler in Kap. IV.1.4.)

ausgeschlossenen sexuellen Fantasien und damit verbundenen Ängste aufruft und auf die sinnlichen und libidinösen Aspekte des Sexuellen projiziert.

Unter Berücksichtigung dieser Differenzierung in Bezug auf das Sexuelle bieten sich mit Laplanche gegenüber den Implikationen der freudschen und lacanschen Psychoanalyse trotz der Einwände Möglichkeiten, die Erfahrungen mit dem eigenen Körper und dem/der Anderen in umfassenderer Weise zu theoretisieren. Im Hinblick auf die Frage, wie Körper, Geschlecht und Identität zueinander im Verhältnis stehen, bietet eine konzeptionelle Erweiterung um das Sexuelle eine Voraussetzung, die machtvolle Wirkung der Kulturalität auf den Körper als geMachten Körper und die nicht codierten rätselhaften Botschaften zu reflektieren und dem Sexuellen gegenüberzustellen. Mit Morgenthaler (1985) ist [„[d]as Sexuelle […] die Triebhaftigkeit, die sich in Triebregelungen äußert. Triebregungen – ihrer Natur nach unbestimmbar – folgen dem Primärprozess, der von der Psychoanalyse zu Recht dem Es zugeordnet wird." (Morgenthaler, 1985, S. 137). Die Sexualität gestaltet sich bei Morgentaler als die Organisation des Sexuellen, der Wünsche und der Fantasien. Damit sind gleichzeitig eine Kontextgebundenheit wie Möglichkeiten der Überschreitung angesprochen; das knüpft an Freuds Konzept des Sexuellen an, das weit über die genitale Sexualität hinausgeht (vgl. Kap. II.1.) Damit schließt das Libidinöse als Potenz, Lust und Vitalität prinzipiell alle Körper und Vergeschlechtlichungen ein.

Den Referenzrahmen der bisher vorgestellten psychoanalytischen Körper- und Subjekttheorien bildeten Freuds Werke. Als gemeinsame Schnittstelle kann die Subjektwerdung als ein dialektischer Prozess konzeptualisiert werden. Dabei sind im Ergebnis subjektive und soziokulturelle Ebenen gleichermaßen involviert, so dass die subjektiven Erfahrungen und Identitätsentwürfe in einen direkten Kontext mit den intersubjektiven Beziehungen mit dem/der Anderen und sich selbst, einschließlich des Körpers, gestellt sind. Die bei Freud bereits angelegte die Dezentrierung wird von Lacan und Laplanche weiter ausdifferenziert und wird als zentraler Modus der Körper- und Subjektkonstituierung herausgearbeitet. Konkret heißt dies „[…] aus lebendiger Erfahrung eine psychische Realität […] zu bilden" (Bollas, 2000, S. 71), der sich in einem Prozess der intersubjektiven Bedeutungsgenerierung vollzieht. Dabei werden anthropologische Konstanten, wie ein angeborenes (Trieb-)Potential und eine psychische und körperliche Kontakt- und Reaktionsfähigkeit vorausgesetzt, aber ihrerseits in einen intersubjektiven Beziehungskontext eingebunden. Damit werden die Bedeutungen des geschlechtlichen Körpers und der Subjektivierung in den Kontext der gesellschaftlichen Strukturen und Diskurse gestellt.

III. Feministisch psychoanalytische Modifikationen

Die Kritik an der phallozentrischen Sichtweise dieser Konzeptionen, v.a. von Freud und Lacan, bildet den Ausgangspunkt für einen kritischen Geschlechterdiskurs seit den 1960er Jahren. Im Zentrum der Kritik stehen deren Phallozentrismus, Misogynie und die Festlegung von Weiblichkeit auf die biologische Reproduktionsfähigkeit in Verknüpfung mit einer gesunder Identität und einer Hierarchisierung der Geschlechterdifferenz. Trotz aller berechtigter Kritik gilt die in Kap. II.1. herausgearbeitete Unterscheidung zwischen Sexuellem und Sexualität sowie die Bedeutung des Körpers im Rahmen der geschlechtlichen Subjektivierung als Grundlage für die nachfolgenden Modifikationen. Von diesen Annahmen ausgehend werden die psychoanalytischen Entwicklungstheorien im Kontext der gesellschaftlichen Strukturen und Diskurse weiterentwickelt.

Wie in Kap. II.1.3. angedeutet, hat Karen Horney bereits zu Lebzeiten Freuds heftige Kritik an seiner Weiblichkeitstheorie geübt und auf den Widerspruch seines methodischen Vorgehens aufmerksam gemacht. Sie hat festgestellt, dass Freud die analytische Aufgabe, diese Konstruktionen so durchzuarbeiten, dass sie möglichst realitätsangemessen werden, in Bezug auf die Weiblichkeitstheorie aufgegeben hat. Die Suche/Frage nach einer möglichen repräsentativen Funktion dieser Entdeckungen unterbleibt (vgl. Horney, 1977a S. 34ff.). Im Anschluss daran arbeitet Schlesier bei Freud eine Tendenz heraus, nur dann soziale Faktoren in die Analyse seiner psychoanalytischen Forschungen mit einzubeziehen, wenn er auf unlösbare Schwierigkeiten und Grenzen stößt (vgl. Schlesier, 1981, S. 167). Dies steht im Widerspruch zu seinem methodischen Anspruch, auch Bereiche der Gesellschaft, Religion, Moral und der Kunst mit Hilfe der psychoanalytischen Methode zu erklären. Chasseguet-Smirgel (1964) hat dieses Vorgehen als Abwehrcharakter von Freud gedeutet, über die weibliche Sexualität weiter nachzudenken. Marina Gambaroff (1984) vermutet in diesem Zusammenhang zu Recht, dass das früh aufgegebene psychoanalytische Konzept der Bisexualität als zu subversiv eingestuft wurde, weil damit eine Aufhebung der rigiden Geschlechterrollenvorschriften assoziiert war.[61]

Der psychoanalytische Weiblichkeitsdiskurs nimmt diese Widersprüche des freudschen Körperdiskurses und die damit verbundene Problematik der Geschlechterdifferenz zum Ausgangspunkt, um die von Freud als „dunkler Kontinent“ (Freud, 1926e, S. 241) bezeichnete weibliche Körperlichkeit in Augenschein zu nehmen und ideologiekritisch auf ihren offenen

61 Freud spricht auch von der „Scheu vor dem Weib“ (Freud, 1918a, S. 168), die eher auf die Angst vor der weiblichen Potenz zu verweisen scheint.

oder latenten Androzentrismus hin zu untersuchen. Denn solange in der Psychoanalyse das „Phallische als das Eichmaß gilt“ (Irigaray, 1974, S. 70), wie Luce Irigaray konstatiert, und die Frage nach dem Ort der Frau Leerstellen in der symbolischen Ordnung aufzeigt, muss im Geschlechterdiskurs der Psychoanalyse von einer „Produktion von Unbewusstheit“ (Erdheim, 1982) ausgegangen werden. So geht es im Anschluss an Christa Rohde-Dachser (1991) dabei nicht nur darum, die Hintergründe für die Tabuisierungen, die Vorurteile und Entwertungstendenzen aufzudecken, sondern darüber hinaus auch darum, die damit einhergehenden Annahmen in der psychoanalytischen Theoriebildung selbst herauszuarbeiten. Rohde-Dachser weist darauf hin, dass die psychoanalytischen Weiblichkeitstheorien – sofern diese Verstrickungen nicht mitreflektiert werden – implizit zur Aufrechterhaltung des asymmetrischen Geschlechterverhältnisses beitragen. In ihrem Buch „Expedition in den dunklen Kontinent“ (1991) argumentiert sie, dass „[…] innerhalb der allgemeinen Theorie der Psychoanalyse kaum eine Kategorie [zu finden ist, H. K.-K], die nicht in der ein oder anderen Weise die Geschlechterideologie der patriarchalischen Gesellschaft reproduziert hätte, und dementsprechend auch kein Begriff des ‚Weiblichen‘ ohne tiefgehende Verflechtung mit den Denkschablonen des Patriarchats“ (Rohde-Dachser, 1991, S. VII).

III.1. Sozialpsychologische Implikationen

Das Vernachlässigen von Einflüssen der kulturell-gesellschaftlichen, historischen und politisch-ökonomischen Verhältnisse auf die Entwicklung von geschlechtsgebundenen Rollen und Normen (vgl. Mitscherlich-Nielsen, 1985; Mitscherlich, 1990) vonseiten der Psychoanalyse, steht im Zentrum der Kritik. Zusammenhänge zwischen einer patriarchalischen Unterdrückung und Fremdbestimmung der Frau mit deren unbewussten Identifizierungen mit den ihr zugeschriebenen Rollen und Positionen in der Gesellschaft wurden nun zum Gegenstand zahlreicher Untersuchungen und Reformulierungen.[62] Bedeutende Anstöße sind u.a. über Helene Deutsch (1925, 1930, 1932) und Karen Horney (1977a, 1977b) mit Chasseguet-Smirgel (1964), Chodorow (1985), Benjamin (1990), Gilligan (1984) Mitscherlich-Nielsen (1978) und Rohde-Dachser (1991) verbunden. Ein weiterer einflussreicher Diskussionsstrang ging von den französischen, an Lacan orientierten Psychoanalytikerinnen aus, so z.B. von Luce Irigaray (1974), Hélène Cixous (1980) und Julia Kristeva (1978).

Margarete Mitscherlich-Nielsen bspw. erforschte in ihren Untersuchungen jene unbewussten Identifizierungen, die für die Übernahme geschlechtsspezifischer Rollen und Bilder und ihre

62 Hier kann nur ein fragmentarischer Einblick wiedergegeben werden. Für einen ausführlichen Überblick siehe Fliegel, 1992; Mitscherlich-Nielsen, 1978; Mitscherlich & Rohde-Dachser, 1996 sowie Liebsch, 1994.

nachhaltige transgenerationelle Tradierung besonders maßgeblich sind. In kritischer Auseinandersetzung mit den Geschlechterrollen in den psychoanalytischen Konzepten zeigt sie, dass die Perpetuierung des sogenannten Penisneids mit einem mangelnden weiblichen Selbstwertgefühl in Verbindung zu bringen ist. Sie schreibt: „Je geringer […] das Selbstwertgefühl [...], je weniger sie […] ein strukturiertes, in sich gefestigtes Selbstbild […] entwickeln [konnte, H. K.-K.], umso abhängiger bleibt sie von der Anerkennung durch äußere Objekte." (Mitscherlich-Nielsen, 1978, S. 692). Dabei dekonstruiert sie die als typisch weiblich geltende Trias von Masochismus, Passivität und Wendung der Aggression gegen sich selbst als gesellschaftliches Anpassungsmuster (vgl. Mitscherlich-Nielsen, 1985). Der von Mitscherlich-Nielsen herausgearbeitete Zusammenhang zwischen einem fragilen weiblichen Selbstwertgefühl und der Abhängigkeit von gesellschaftlicher Anerkennung in Bezug auf ein stabiles Körpergefühl wurde – rückblickend betrachtet – allerdings nicht konsequent in eine Reformulierung der psychoanalytischen Theorie weiblicher Entwicklung und Identität eingearbeitet. Dem gegenüber richtete sich der Fokus im Anschluss an die Arbeiten von Melanie Klein (1997) bis in die 1990er Jahre besonders auf die Mutter-Tochter- Beziehung und die präödipalen und ödipalen Konflikt- und Beziehungskonstellationen.[63] Unterlegt wurde dies durch empirisch-entwicklungspsychologische Forschungsergebnisse, in deren Zentrum die Fragen der Individuation und damit verbundene konflikthafte Bewegungen als psychische Symbiose, Separation und Wiederannäherungsphase untersucht wurden (vgl. Mahler et al., 1975). Eine Reflexion der in diese Entwicklungsprozesse eingehenden impliziten geschlechtsspezifischen Annahmen und deren Einfluss auf die Entwicklung und Färbung geschlechtsspezifischer Selbst- und Objektrepräsentanzen wurden nicht konsequent und v.a. nicht über die frühe kindliche Entwicklung hinausgehend ausgearbeitet.

Zwar zeigt Benjamin in ihrem Buch „Die Fesseln der Liebe" (1990), wie die bisherigen Geschlechterverhältnisse auf die traditionellen Mutterbilder einwirken und infolge die töchterliche Entwicklung verfestigen, doch sie bleibt mit dem Bezug auf den Autonomie-Ablösungskonflikt auf die präödipale Phase bezogen. Sie verweist konzeptionell auf den Vater als Retter aus der Verschmelzung des Mädchens mit der Mutter (vgl. Benjamin, 1990; Chodorow, 1985)[64]. Eine Lösung aus dieser hypostasierten Umklammerung kann in dieser Sichtweise nur über die Funktion des Vaters als dem Dritten gedacht werden.[65] Prototypisch

63 Vgl. Klein, 1997; Benjamin, 1990; Winnicott, 1976; Chodorow, 1985; Gilligan, 1984.

64 Damit steht im Widerspruch, dass sie ausdrücklich betont, auch der Vater oder jede andere wichtige Bezugsperson könne die „signifikante Erwachsene" darstellen, deren Rolle herkömmlicherweise von der biologischen Mutter des Kindes erfüllt wird (Benjamin, 1990, S. 17).

65 Bei Jungen wird diese Dynamik gemeinhin mit der geschlechtlichen Differenz zur Mutter erklärt.

für diese Auffassung stellt Jessica Benjamin den Vater in seiner die Mutter begehrenden Funktion in den Mittelpunkt. Das Mädchen solle sich mit ihm – als begehrendes Subjekt – ebenso identifizieren, wie sie ihn begehrenswert findet. Zwar werden hier erstmals geschlechterübergreifende Identifizierungsmöglichkeiten formuliert und das intersubjektive Potential multipler Identifizierungen herausgearbeitet, doch diese bleiben an eine heterosexuelle Zweigeschlechtlichkeit gebunden.

Als Vertreterin einer Öffnung der Psychoanalyse hin zur Soziologie kann stellvertretend Nancy Chodorow (1985) angeführt werden. Ebenso wie Benjamin reflektiert sie die weiblichen Rollen, stellt die Bedeutung der Mutter-Kind-Beziehung in den Vordergrund und beschreibt auf deren Basis geschlechtliche Stereotypisierungen. Da Mädchen von Frauen bemuttert werden, könne sich das Mädchen – so ihre Argumentation – weniger als separates Wesen erleben und entwickle durchlässigere Ich-Grenzen. Infolgedessen sei auch die verinnerlichte Beziehungsstruktur durchlässiger, aber auch komplexer und facettenreicher (vgl. Chodorow, 1985, S. 123).

Auch in Chodorows Argumentation ist der Vater wichtig, sowohl um das Mädchen in seiner Weiblichkeit zu bestätigen, als auch in den Wünschen, sich mit dem Vater zu identifizieren. Die dabei vorgeschlagene Identifizierung mit beiden Elternteilen wird trotz einer frühen Triangulierungsannahme, die in nachfolgenden Untersuchungen bestätigt wird, nicht weiterverfolgt. Chodorow hält hier an einer Symbiosevorstellung fest, die an klassischen Geschlechterdichotomien orientiert ist – wodurch eine Spaltung in die Position einer haltenden (klammernden) Mutter und eines ablösenden (in die Welt strebenden) Vater reproduziert wird – und den Objektwechsel begründet. Diese theoretische Konzeptualisierung orientiert sich an patriarchalen Geschlechter- und Familienvorstellungen und zeigt, wie sich diese in psychischen Strukturen wiederspiegeln. Es wird eine lineare Beziehung zwischen Kultur und Psyche hergestellt, die es problematisch erscheinen lässt, vor diesem Hintergrund aus Chodorows Untersuchungsperspektive Rückschlüsse über das Wesen der Frau abzuleiten. Es birgt die Gefahr, Weiblichkeit erneut auf bestimmte Essentialismen, wie hier die Beziehungsfähigkeit, festzuschreiben. Auf diese Weise wird ein struktureller Zusammenhang zwischen soziokulturellen Einflüssen und intrapsychischen Verarbeitungs- und Beziehungskonstellationen auf einen Determinismus von Kultur und Biologie/Geschlecht verlagert.[66] Dass der kulturelle Determinismus nicht die ultima ratio weiblicher Entwicklung und geschlechtlicher Identifizierungen

66 Vgl. auch die Ergebnisse von Gilligan, die in ihren Untersuchungen festgestellt hat, dass „Mädchen per se mehr in Beziehung leben und lernen“ (vgl. Gilligan, 1984).

darstellt, ist vielfach kritisiert worden (vgl. Rohde-Dachser, 1991; Musfeld, 1997; Bassin, 1995) und wird durch Arbeiten, die die Heteronormativität geschlechtlicher Identifizierungen in Frage stellen sowie neuere Befunde der Säuglingsforschung wiederlegt. So hat Kai von Klitzing im Rahmen der Säuglingsforschung in seinen Untersuchungen nachgewiesen, dass der Säugling über eine angeborene Fähigkeit zur triadischen Beziehungsgestaltung verfügt (von Klitzing, 2003). Für eine psychoanalytische Entwicklungstheorie bedeutet dies, dass die bis heute geltende Vorstellung einer gelingenden Triangulierung, die sich an der Präsenz der Vaterfigur ausrichtet, obsolet geworden ist. Die Triade, unabhängig davon, ob sie realiter als Mutter-Vater-Kind-Beziehung gelebt wird oder durch die Mutter oder zwei Mütter/Väter repräsentiert wird, kann als primäre Beziehungsform angesehen werden, in die das Kind hineingeboren wird. Wie bereits im Zusammenhang mit Lacan diskutiert (vgl. Kap. II.2.4.) folgt daraus, dass die klassische Ödipuskomplex-Konzeption als der Eintritt des Kindes in die triadische Beziehungswelt nicht mehr haltbar ist, sondern als eine Weiterentwicklung des Kontinuums triadischer Erfahrungen. Daran anschließend muss die Analyse der Beziehung zwischen Mutter und Tochter neben dyadischen und triadischen Strukturen in einen komplexen familiendynamischen und soziokulturellen Kontext gestellt werden. Damit stehen auch die damit verbundenen Konzeptionen der geschlechtlichen Identifizierungen zur Disposition und legen geschlechterübergreifende Konzepte nahe.

Die Einsicht, nur einem biologisch vorgegebenen Geschlecht anzugehören, sowie der Verzicht auf das andere Geschlecht haben in der Konzeptionalisierung einer psychoanalytischen Geschlechtertheorie bis heute zu keiner Einigung geführt. In der Theorie der Entwicklung der Geschlechtsidentität von Irene Fast (1991) erleben sich Kinder bis zum 18. Lebensmonat als geschlechtsübergreifend. Die Wahrnehmung des Geschlechtsunterschieds wird bei Fast als ubiquitäre Kränkung angesehen. Sie hebt dabei die geschlechterdifferente Verarbeitungsweise des Geschlechtsunterschieds hervor. Die Erkenntnis des ‚Nur-ein-Geschlecht-Habens' und die damit verbundene Aufgabe des Omnipotenzgefühls rufe bei Mädchen eine depressive Verarbeitungsweise hervor. Nach Erkennen des Geschlechtsunterschieds werden nach ihrer Auffassung frühere geschlechtsübergreifende Repräsentationen und Identifikationen verleugnet. Auf diese Konzeption von Fast erwidert Donna Bassin (1995), dass die vielfältigen geschlechtsübergreifenden Repräsentationen, die Fast im präödipalen Raum ansiedelt, als verleugnete, verworfene Repräsentanzen im Unbewussten weiterhin wirksam bleiben und lediglich durch eine Akzeptanz der Begrenzungen der äußeren Realität ersetzt würden.[67] Sie begründet ihre

67 Eine vergleichbare Argumentation legt Butler ihrem Konzept des melancholischen Geschlechts zugrunde (vgl. Kap. IV.1.3.).

Argumentation mit der Struktur des Unbewussten, das nach Freud keine Zeit und keine Gegensätze kenne.[68] Ebenfalls eine geschlechterübergreifende Auffassung findet sich in den späteren Überlegungen von Jessica Benjamin, die eine Konzeption einer „einschließenden, den anderen anerkennenden Identität und Subjektivität" vorstellt. Dazu gehören dann ebenso abgespaltene und verdrängte geschlechtliche Identifikationsanteile wie abgewehrte Destruktivität und Allmachtsphantasien (vgl. Benjamin, 2002).

Die referierten Positionen von Bassin und Benjamin untermauern nicht nur die Infragestellung des Zeitpunkts der geschlechtlichen Differenzierung, sondern legen auch eine veränderte Sichtweise hinsichtlich der depressiven Einfärbung der Mädchen in der Verarbeitung der Geschlechterdifferenz nahe. Die bisherige Überzeugung – seit den Ergebnissen von Fast zu einem Common Sense in der Psychoanalyse avanciert– legt die depressive Einfärbung bei der Verarbeitung der enttäuschten geschlechtlichen Omnipotenzphantasien, die mit Lacan als symbolische Kastration für beide Geschlechter gilt, auf das Erkennen des Penismangels fest (vgl. z. B. Rohde-Dachser, 2007; Quindeau, 2013)[69]. Aufgrund der geschlechtlichen Differenzerfahrungen, die bei Jungen und Mädchen vermutlich mit unterschiedlichen Einsichten einhergehen (vgl. Rohde-Dachser, 2001), kann die depressive Verarbeitungsweise jedoch ebenso den Mangel an affektiver und narzisstischer Spiegelung sowie an Wertschätzung der weiblichen Körperlichkeit und Vitalität anzeigen. Gehen wir mit Laplanche davon aus, dass sich die rätselhaften Botschaften von Anbeginn an auf den als männlich oder weiblich identifizierten Körper beziehen, dann rücken nicht nur die körperliche Verfasstheit, sondern auch die mütterlichen Phantasien sowie deren subjektive Verarbeitung durch das Mädchen in den Blick. So gesehen gehen den subjektiven Verarbeitungsweisen, die sich unbewusst als Repräsentanzen in die psychischen Strukturen einschreiben, die soziokulturellen Zuschreibungen an den geschlechtlichen Körper voraus und prägen die Voraussetzungen für geschlechtliche Identifizierungen.[70]

Die Konsequenzen, die sich aus den referierten Untersuchungen ergeben, betonen einerseits die Bedeutung dieser frühen Erfahrungen für eine geschlechtliche Körperwahrnehmung.

68 Vgl. Freud, 1915e, S. 286 sowie 1920g, S. 28.

69 Diese Auffassung wird im psychoanalytischen Diskurs vielfach geteilt. Gegenüber den Mädchen würden die Jungen die Erkenntnis des ‚Nur-ein-Geschlecht-Habens' und die damit verbundene Aufgabe des Omnipotenz Gefühls eher extrovertiert und phallisch narzisstisch verarbeiten. Vgl. hierzu auch Rohde-Dachser, 2001.

70 Vor der Identifizierung, die allgemein verstanden wird als Veränderung einer Selbstrepräsentanz nach dem Vorbild einer Objektrepräsentanz – als „eine Angleichung eines Ichs an ein fremdes" (Freud, 1933a, S. 69) – muss der Aufbau der Selbstrepräsentanz erfolgen. Erst auf einer primären Identifizierung kann sich eine reflexive Identifizierung – also eine vorbildliche Beziehung bzw. eine vorbildliche Identifizierung – im psychoanalytischen Sinne entwickeln (vgl. Freud, 1921c, S. 115).

Gleichzeitig ist unübersehbar, dass ebenjene Erfahrungen auch erheblichen emotionalen und sprachlichen Zuschreibungen unterliegen, die vermutlich bis heute gelten (vgl. Mertens, 1992, S. 51f; 1996, S.156). Eine (unbewusste) geschlechtsspezifische Codierung der affektiv-sinnlichen Erfahrungsqualitäten in abgrenzend-aggressive und erotisch-libidinöse Aspekte führen weiterhin zu einer Re-Formulierung und Verfestigung geschlechtlicher Normvorstellungen, die in der Konsequenz dazu beitragen, soziokulturelle Zusammenhänge mit psychischen zu erklären. Damit wird nicht nur erschwert, erotisch-libidinöse und aggressive Begehrensweisen im töchterlichen Körper und dem Selbstbild vital zu verankern, sondern diese bleiben auch heterosexuell kontextualisiert. Dass die hypostasierten geschlechtsspezifischen Codierungen unweigerlich auf den begehrenden Körper zurückwirken, der infolge schuldhaft besetzt bis abgelehnt werden muss, spiegelt im Lichte der dargelegten Überlegungen keine weibliche Eigenart wider, sondern einen heteronormativen Diskurs mit dem Ziel, eine heterosexuelle Identifizierung und heterosexuelles Begehren zu reproduzieren.

III.2. Das Sexuelle und die Weiblichkeit

Trotz der neuen Sichtweisen und theoretischen Weiterentwicklungen im Zuge der feministisch-psychoanalytischen Theoriedebatte und der dargelegten konzeptionellen Schwierigkeiten, soziologische und psychoanalytische Zugangsweisen in einen fruchtbaren Bezug zueinander zu setzen, bleibt es aus feministischer Sicht unerlässlich, den sich wechselseitig beeinflussenden Zusammenhang psychischer und soziokultureller Prozesse aufzuzeigen und zu untersuchen.[71] Obwohl in den theoretischen Reflexionen der genannten feministischen Psychoanalytikerinnen im Ergebnis subjektive und soziokulturelle Ebenen gleichermaßen reflektiert werden und die Beziehungen unter Frauen eine größere Bedeutung gewinnen, bleibt die Bedeutung des Körpers in der Auseinandersetzung über das Verhältnis von weiblicher Körperlichkeit und geschlechtlicher Subjektivierung vor dem Hintergrund der heterosexuellen Matrix problematisch.

In Bezug auf die geschlechtliche Subjektivierung wird die Mutter-Tochter-Beziehung als Schnittstelle ausgemacht, an der emotionale, soziokulturelle und gesellschaftliche Erfahrungen und Projektionen ihre bewusste und unbewusste Wirkung auf die Herausbildung einer Geschlechtsidentität zeigen. So gesehen ist der Körper der Mutter der erste, mit dem die Tochter ihre Körperlichkeit erfährt.[72] Von Anbeginn an werden die töchterlichen Bedürfnisse

71 Diesen Zusammenhang hat auch Dinnerstein in „Das Arrangement der Geschlechter“ (1979) untersucht.

72 Dabei wird die Beziehung zum Vater nicht ausgeschlossen, vielmehr wird dieser als bedeutsames identifikatorisches Objekt immer implizit mitgedacht. Auch hier ist eine unmittelbare Beziehung von Körper zu Körper Grundlage der Erfahrungen und psychischen Verarbeitungen.

und entsprechenden Repräsentanzen im Psychischen vor dem Hintergrund der geschlechtsspezifischen mütterlichen Phantasien und Projektionen, die den Umgang mit der Tochter prägen, geschlechtsspezifisch konnotiert. Gegenüber einem traditionellen Blick auf die präödipale Phase als einem asexuellen Raum hat sich innerhalb der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie insofern eine Theorierevision vollzogen, als der Mutter-Tochter-Beziehung nun libidinöse Qualitäten zugestanden und sie für die weibliche Entwicklung als zentral erachtet wird. Poluda-Korte (1999) hat in Analogie zum männlichen Ödipuskomplex einen weiblichen Ödipuskomplex konzeptualisiert, welcher das libidinöse Begehren des Mädchens gegenüber der Mutter beschreibt und diesen in eine enge Verbindung mit einer gelingenden Aneignung und libidinösen Besetzung des weiblichen Körpers und Körpererlebens gestellt. Gegenüber Freud, der die Identifikation des Mädchens mit der Mutter als Folge der Überwindung ihrer Männlichkeitswünsche betrachtete, wird heute bezweifelt, dass die Identifikation primär melancholisch oder durch Frustration bedingt ist. Im Gegenteil wird nun die erotische Bindung als früheste Objektbindung und als Basis für alle weiteren Identifikationsprozesse angenommen. Entgegen der bisherigen Annahmen, dass das Begehren v.a. in der Vater-Tochter-Beziehung zu finden sei (vgl. Kap. III.1.), lernt das Mädchen, den eigenen Körper aus einer weiblichen Begehrensperspektive zu entdecken und libidinös zu besetzen. Das – gerade in der Mutter wirksame – gesellschaftliche Tabu, homoerotische Gefühle zwischen Mutter und Tochter zuzulassen, womit ebensolche sinnlich-erotischen Empfindungen unaussprechbar gemacht und abgewehrt werden müssen, wurzelt in der heterosexuellen Matrix der geschlechtlichen Positionen (vgl. Butler, 1991). Müssen die homosexuelle Position und das weiblich-sexuelle Begehren zurückgedrängt werden, entwickelt sich mit Poluda-Korte (2000) bei Mädchen ein homosexuelles Tabu. Poluda-Korte vermutet, dass die sinnlich-erotischen Besetzungen zwischen Mutter und Tochter nicht nur mit einem hochgradigen Inzesttabu, sondern auch mit einem Körpertabu belegt sind (vermutlich rationalisiert das Inzesttabu das Körpertabu). Dieses homosexuelle Tabu verhindert, dass der eigene Körper umfassend angeeignet werden kann, und stellt damit eine wichtige Einschränkung in der Autonomieentwicklung des Mädchens dar. Denn erst eine Aneignung des Körpers schafft hinreichende Voraussetzungen für ein stabiles Körperbild sowie die Fähigkeit, über diesen selbstbestimmt verfügen zu können. Nicht-Repräsentanzen und Tabuisierungen innerhalb des sich konstituierenden weiblichen Körperbildes haben unweigerlich Konsequenzen für die libidinöse Besetzung des eigenen Körpers und gehen mit einem narzisstischen Mangel im Körperbild einher. Dieser Zusammenhang gilt nicht nur für die frühkindliche Entwicklung, sondern – wie auch mit Blick

auf das empirische Material eindrücklich deutlich wird – altersübergreifend (vgl. Krüger-Kirn, 2013a, S. 411).

Eine Anerkennung weiblicher Körpererfahrung in der Beziehung zwischen Mutter und Tochter erfordert folglich auch eine Korrektur der bisherigen Konstrukte des Ödipuskomplexes und des damit verbundenen patriarchalen Denkens (vgl. Mitscherlich-Nielsen, 1985). Darüber hinaus aber bleibt die Konzeptualisierung des Ödipuskomplexes – der lesbische Komplex ebenso wie dessen Begrifflichkeit – bis heute zu sehr an der Begrifflichkeit der Erwachsenensexualität orientiert. Bis in den gegenwärtigen Diskurs hinein wird Freuds Unterscheidung zwischen sinnlichen und sexuellen Erregungen in den theoretischen Erörterungen des Ödipuskomplexes nicht berücksichtigt.[73] Auf der Grundlage der theoretischen Annahme Freuds, dass alle zärtlichen, liebevollen und freundschaftlichen Gefühle auf sexuelle Sublimierung zurückgehen, droht eine mangelnde Differenzierung zwischen Sexuellem und Sexualität dem sinnlichen Begehren des Kindes sexuelle Motive zu unterstellen. Dass hierbei über die Perspektive und die Phantasien der Erwachsenen mehr ausgesagt wird als über die kindlichen Motive, ist im Anschluss an Laplanche mehr als deutlich geworden. Auch wenn Liebe mit Sexualität verbunden ist, geht sie nicht darin auf. Sandor Ferenczi hat zu dieser Sprachverwirrung bereits 1933 einen ausgesprochen erhellenden Beitrag vorgelegt.

Subjektive Erfahrungen und Identitätsentwürfe werden zwar in einen intersubjektiven Beziehungskontext gestellt, doch bleibt die Erfahrungsebene mit sich selbst und dem Kind als ganz konkrete körperlich-sinnliche Erfahrungsebene tabuisiert und unterbelichtet.

III.3. Kritik und Anschlüsse

Die bisherigen feministisch psychoanalytischen Ansätze fokussieren im Rahmen der subjektiven Entwicklung und Anerkennung weiblicher Körpererfahrung bevorzugt den Kontext von gesellschaftlichen und kulturellen Faktoren, die sich über familiäre Strukturen und die Intersubjektivität, in besonderer Weise zwischen Mutter und Tochter, auswirken. Diese Intersubjektivität wurde exklusiv als der Ort ausgemacht, an dem körperliche Erfahrungen in geschlechtsspezifisch vergleichbarer Weise erlebt und übernommen werden. Darauf richtete sich der Vorwurf des kulturellen Determinismusses und einer Reifizierung des Geschlechterdualismusses. Undiskutiert blieb, dass der Fokus ausschließlich auf die Bedeutung der praeödipalen Mutter-Tochter-Beziehung gerichtet wurde, wodurch der Eindruck entsteht, dass nur die frühkindliche psycho-sexuelle Entwicklung für die geschlechtsspezifische Subjekti-

73 Frei nach Tucholsky: Den nackten Körper stets mit Erotik in Verbindung zu bringen, ist ungefähr so intelligent, wie mit dem Mund stets an das Essen zu denken (vgl. Tucholsky, 1996)

vierung entscheidend ist. Obwohl entgegen früheren psychoanalytischen Entwicklungsvorstellungen die Identitätsentwicklung im Anschluss an Erik H. Erikson in der Psychoanalyse heute theoretisch „als lebenslanger dialektischer Prozess“ (Bohleber, 1997, S. 112) konzeptualisiert wird, gibt es innerhalb des psychoanalytischen Weiblichkeitsdiskurses keine verbindliche Theorie, welche die spezifisch weiblichen Körpererfahrungen (Menarche, Menstruation, Schwangerschaft und Mutterschaft, Wechseljahre) im Rahmen der psychosexuellen Subjektivierung der Frau konsequent in eine theoretische Konzeptualisierung aufnimmt.[74] Besonders für die Adoleszenz stellen die Aneignung des geschlechtsreifen und fruchtbaren Körpers und der Bezug zu den prokreativen Fähigkeiten bedeutsame Entwicklungsaufgaben und Herausforderungen dar. Bisher bleibt unbeantwortet, wie das libidinöse Selbsterleben, v.a. über die frühkindlichen Körpererfahrungen hinaus einschließlich der physischen und vitalen Potenz bei Frauen konzeptionell gefasst und verstanden werden kann. Die psychosexuelle Entwicklung und damit die Bedeutung des Körpers in seiner materiellen und geschlechtlichen Verfasstheit bleiben weiterhin im Hintergrund. Karin Flaake kritisiert hier zu Recht den Verlust von Körperlichkeit und Sexualität (vgl. Flaake & John, 1998b, S. 201). Eine besonders gravierende Konsequenz dieser Abkehr vom Körper ist bis heute eine fehlende Theoretisierung der Geschlechterdifferenz, also eine Theorie, die auf der Grundlage der körperlichen Verfasstheit die subjektiven Entwicklungsaufgaben unter geschlechtsspezifischen Gesichtspunkten herausarbeitet. Die theoretischen Entwicklungen reflektieren vielmehr kaum die spezifische Bedeutung des Körpers und vermeiden damit, im Grundsatz an die Frage anzuknüpfen, die Freud selbst gestellt hat, nämlich zu untersuchen, wie der Mensch zu Mann oder Frau wird. Die bisherigen Ausführungen verweisen an eben dieses Zitat von Freud zu Beginn dieses Kapitels zurück, und es bleibt mit Blick auf die Weiblichkeit eine bis heute unerfüllte und notwendige Aufgabe, nicht zu beschreiben, „[…] was das Weib ist (bzw. zu sein hat, H. K.-K.) – das wäre eine […] kaum lösbare Aufgabe –, sondern zu untersuchen, wie sie es wird“ (Freud, 1933a, S. 124).

Doch die Angst, den Körper schon beim Sprechen über den Körper zu essentialisieren, führt zu immer neuen Rhetoriken, den weiblichen Körper als Objekt zu entwerfen und den körperlichen Erfahrungsraum auszublenden. Eine Angst vor erneuter Unterdrückung scheint im feministischen Geschlechterdiskurs zu einer Parallelisierung von Körper und Natur und zu generellen Abwehr von Körper und Geschlechterdifferenz geführt zu haben. Die Frage nach den Unterschieden der geschlechtlichen Körper und deren Bedeutung für die psychische Verarbei-

74 Zu den wenigen Ausnahmen gehören z.B.: Flaake, 2001; King, 2002; Franke & Kämmerer, 2001; Auhagen-Stephanos, 2005; Hettlage-Varjas & Kurz, 1995; Schlesinger-Kipp, 2002.

tung von Körpererfahrungen und diskursiven Zuschreibungen bleiben bis heute ein brisantes Konfliktthema.[75]

Mit einem von der körperlichen Realität weit entfernten Diskurs verbunden ist der Verlust eines Körperbegriffs, der den Körper in einer dialektischen Spannung zwischen organismischen Körper und Gesellschaft verortet. Mit dieser kritischen Bezugnahme auf die Vernachlässigung des Körpers und des Sexuellen im psychoanalytischen Diskurs rückt die Frage nach der Wirkmacht der gesellschaftlichen Diskurse über den (weiblichen) Körper und die damit verbundenen Weiblichkeitsvorstellungen in den Vordergrund. Daran knüpft die Frage an, inwiefern der weibliche Körper und die weibliche Identität Konstruktionen patriarchaler Entwürfe und Phantasien verkörpern – das „Phallische als das Eichmaß gilt" (Irigaray, 1974, S. 70) – und dementsprechend beliebig veränderbar scheinen, oder ob der Körper selbst in seiner körperlich-geschlechtlichen Verfasstheit dieser hypostasierten Formbarkeit Grenzen setzt und in der Sprache der Symptome/Körperinszenierungen ein Gegenbild entwirft? Das ist die bedeutsame Frage, die auch für die empirische Untersuchung eine zentrale Rolle spielt.

Für den weiteren Verlauf meiner Argumentation in Bezug auf das Verhältnis der Trias von Körper, Identität und Diskurs und deren wechselseitige Einflussnahme werden daher in einem nächsten Schritt Körpertheorien diskutiert, die den Fokus zwischen Körper und Subjektivierung auf soziokulturelle und gesellschaftliche Strukturen richten, die tief in die Geschlechterordnung eingeschrieben sind. Diese Perspektive beleuchtet die weitreichenden Konsequenzen für den weiblichen Körper, der historisch betrachtet in besonderer Weise mit gesellschaftlichen Erwartungen, Bewertungen und Funktionalisierungen konfrontiert wurde und wird.

Im Kontext der Körper- und Geschlechterdebatte gilt Simone de Beauvoirs 1949 verfasstes Buch „Das andere Geschlecht", in dem der natürlich gegebene Geschlechtskörper einer kulturell geprägten Geschlechteridentität gegenübergestellt wird, für die Unterscheidung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht – zwischen *sex* und *gender* – als konzeptioneller Wendepunkt im Geschlechterdiskurs. *Sex* und *gender* lassen sich demnach nicht kausal ins Verhältnis zueinander setzen, und auch die binäre Unterscheidung von Natur und Kultur wird in den Sozialwissenschaften – insbesondere in der feministischen Theorie – seitdem infrage

75 Dekonstruktivistische Ansätze, die sich einer radikalen Dekonstruktion der Geschlechtlichkeit verdanken (s. Kap. IV.) scheinen mit psychoanalytischen Theoriebildungen unvereinbar. Das vermeintlich unterschiedliche Subjektverständnis hat zu Kontroversen und einer Auseinanderentwicklung psychoanalytischer und feministischer Denkansätze geführt, die bis in die 1990er Jahre in einem fruchtbaren Austausch standen. So galt Juliet Mitchells Aussage „Wer die Unterdrückung der Frau begreifen und wirksam bekämpfen will, kommt an der Psychoanalyse nicht vorbei" (Mitchell, 1976, S. 11), lange Zeit als zentraler Bezugspunkt für feministische Fragestellungen.

gestellt und untersucht. Auf dem Weg zum heutigen Stand der feministischen Theoriedebatte hat sich in der Erforschung der Geschlechterverhältnisse ein Paradigmenwechsel vollzogen (vgl. Lorenz, 2000, S. 71ff.; Laqueur, 1992). Spätestens seit der Arbeit von Thomas Laqueur (1992), der die Historizität des geschlechtlichen Körpers nachgezeichnet hat, erscheint die Grundannahme der Zweigeschlechtlichkeit als Ergebnis eines komplexen gesellschaftlich-kulturellen Konstruktionsprozesses. Eine dem geschlechtlichen Körper genuine Subjekthaftigkeit steht infolgedessen ebenso zur Disposition wie der Körper als biologische Entität. So gehen nach heutiger Annahme die polaren Zuschreibungen von Weiblichkeit und Männlichkeit nicht genuin aus dem geschlechtlichen Körper hervor, sondern deren Sinnhaftigkeit erschließt sich erst unter Bezug auf die soziokulturellen und historischen Kontexte, die durch die Diskurse der Zeit geprägt sind.[76] Die Annahme eines Zusammenhangs von Körpergeschlecht und Erfahrung wird nun als ein vermeintlicher Akt der (Re-) Naturalisierung von Weiblichkeit kritisiert (vgl. Hirschauer, 2008).[77] Dies trifft auch auf die subjektive Körperwahrnehmung und die Körpervorgänge zu (vgl. Duden, 1987). Damit ist der Gegenstandsbereich umrissen, den es aus gegenwärtig-feministischer Sicht zu untersuchen und zu historisieren gilt: Nicht nur die Geschlechtercharaktere (*gender*), sondern die Annahme der Geschlechterkategorien (*sex*) selbst werden als konstruiert vorgestellt und untersucht. Die diskursive Perspektive auf den Köper hat dazu geführt, nicht mehr von einem Körper zu sprechen, sondern im Zuge einer Historisierung des Körpers vom „plurale[n] Körper in der Geschichte der Menschheit“ (Lorenz, 2000, S. 10). Mit diesem diskurstheoretischen Paradigma gehen Untersuchungen historisch-semantischer Art einher, die in der feministischen und sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung einen sogenannten ‚linguistic turn‘ herbeigeführt haben. Diese Wende ist maßgeblich mit Judith Butler verbunden. Die nachfolgende Darstellung ihrer Positionen erfolgt wie bereits bei den psychoanalytischen Konzepten nicht werkchronologisch, sondern zentriert mit Bezug auf die Fragestellung dieser Arbeit auf den Zusammenhang von Körper, Diskurs und Subjektivierung. Dieser Themenkomplex macht neben anderen theoretischen Strängen als kritische Analyse der Geschlechterdifferenz und damit verbundenen Fragen von Körper, Materialität und Sexualität ein Kernthema von Butlers Denkens aus (vgl. Villa, 2012, S. 14).

76 Eine Studie von Thomas Laqueur (1992) zur medizinischen Literatur zeigt, wie sich seit dem 18. Jahrhundert, in dem ein ‚Ein-Geschlecht-Modell‘ dominierte, das ‚Zwei-Geschlecht-Modell‘ durchsetzte. In den Arbeiten von Barbara Duden (1987) wird anhand von Protokollen eines Frauenarztes aus dem 18. Jahrhundert die Innenwahrnehmung von Frauen untersucht und in einer historischen Perspektive die Abhängigkeit der eigenen leiblichen Wahrnehmung vom jeweils gültigen medizinischen Diskurs beschrieben.

77 Die erneute Konzentration auf Körperliches durch die Differenzfeministinnen der 1980er Jahre, die geradezu eine (Re-)Naturalisierung des Körpers bewirkte, forderte in den 1990er Jahren eine radikale Gegenbewegung heraus. So konstatiert Barbara Duden, dass sich“[f]ast alle Forderungen der [zweiten, H. K.-K.] Frauenbewegung […] auf Körperliches“ konzentrierten (Duden, 2004, S. 505) und dies eine theoretische und praxeologische Ent-Naturalisierung des (Frauen-)Körpers zur Folge hatte.

IV. Dekonstruktivistischer Körperdiskurs

Butlers Position steht für eine dekonstruktivistische Lesart der Genese des Geschlechts und zielt darauf ab, die Zusammenhänge zwischen Subjektkonstitution und Geschlecht und deren Positionierung in der Gesellschaft offen zu legen. Ihre kritischen Analysen nehmen diejenigen subjekttheoretischen Annahmen in den Blick, die die körperliche Verfasstheit als scheinbar natürlich voraussetzen und den Körper als Fundament von Identität präjudizieren (vgl. Reckwitz, 2008, S. 84f.). Stattdessen wird Identität als diskursives Produkt verstanden – als Effekt eben der Wissenssysteme, die seine Existenz behaupten und gleichzeitig die Grenzen des Vorstellungshorizontes möglicher Identitäten festlegen (vgl. Butler, 1991, S. 27).

IV.1. Zur Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht

Mit Rekurs auf Michel Foucault (1977) argumentiert Butler, dass es keinen Rückgriff auf einen Körper gibt, der nicht bereits durch kulturelle Bedeutungen interpretiert ist. Der foucaultsche Machtbegriff analysiert das Verhältnis von Macht, Wissen und Sexualität. In Band 1 von „Sexualität und Wahrheit“ arbeitet Foucault die diskursiven Praktiken und institutionellen Mechanismen heraus, in denen eine individuelle sexuelle Strukturierung sowohl als Wirkung als auch als Bedingung der gesellschaftlichen Konstruktion von Sexualität (Diskurs) dargestellt wird. Die Triade von Macht, Wissen und Sexualität wird nicht länger als voneinander getrennte Elemente betrachtet, sondern vielmehr in einer produktiven Wechselseitigkeit gedacht, in der sie sich bedingen, bewirken und unterlaufen; sie sei damit immer schon produktiv (vgl. Foucault, 1977, S. 64). „Die Sexualität ist nicht als eine Triebkraft zu beschreiben, die der Macht von Natur aus widerspenstig, fremd und unfügsam gegenübersteht […]. Vielmehr erscheint sie als ein besonders dichter Durchgangspunkt für die Machtbeziehungen […].“ (Foucault, 1977, S. 103).

An diesen Zusammenhang knüpft Butler an und analysiert mit ihrer Theorie der Heteronormativität (1991) die Verquickung von Geschlechtsidentität (*gender*), Geschlecht (*sex*) und Begehren (vgl. Butler, 1991, S. 22ff.). Die Unterscheidung von *sex* und *gender* wird damit letztlich obsolet, und auch die Geschlechtsidentität „[…] darf nicht nur als kulturelle Zuschreibung von Bedeutung an ein vorgegebenes anatomisches Geschlecht gedacht werden […], vielmehr muss dieser Begriff auch jenen Produktionsapparat bezeichnen, durch den die Geschlechter (sexis) selbst gestiftet werden“ (Butler, 1991, S. 24). Der Geschlechtskörper, so wie er uns gegenwärtig erscheint, ist – so Butlers Ansatz – von einer soziokulturellen Zweiteilung in männlich – weiblich gekennzeichnet und geht mit bestimmten Eigenschaftszuschrei-

bungen einher. In dem sogenannten natürlichen Geschlechtskörper realisiert sich ebenjene Zweiteilung als Teil der Körperwahrnehmung, des Körpererlebens und in den Körperpraxen.

IV.1.1. Performatives Geschlecht

In ihrem Buch „Das Unbehagen der Geschlechter" (1991) entwickelt Butler die These von der ‚Performativität des Geschlechts'.[78] Die Geschlechtsidentität wird dabei als Effekt einer Körperpolitik ausgewiesen und der Körper als zentrales Wirkungsfeld der Machtdiskurse untersucht, um die subtilen Rhetoriken von Naturalisierungs- und Universalisierungsstrategien aufzuzeigen. Im Zentrum steht in Anlehnung an Adrienne Rich und Monique Wittig die Untersuchung der diskursiven Praxen, die *sex* und *gender* so regulieren, dass sie der heterosexuellen Ordnung entsprechen. Und auf diese Weise zu einer vergeschlechtlichenden Verkörperung bzw. Strukturierung des Körpers führen. In diesem Zusammenhang werden die Begrifflichkeiten *‚sex'* und *‚gender'* mit den Begriffen ‚Materie' und ‚Form' verbunden, um kenntlich zu machen, dass es Materie/*sex* ohne ihre Überformung/ *gender* nicht geben kann. Materie braucht eine Formierung, um verstehbar, d.h. mit Butlers Worten ‚intelligibel' zu sein. Der Begriff der ‚Intelligibilität' ist in Butlers Schriften zentral. In der Philosophie wird unter Intelligibilität dasjenige verstanden, was mit der Vernunft erfasst werden kann. Butler bezieht den Begriff auf die Verstehbarkeit des Subjekts, dessen Sein gefährdet ist, wenn es kognitiv nicht begreifbar und erklärbar ist. Erklärungsmuster können nie absolut sein, denn „[i]ntelligible Geschlechtsidentitäten sind solche, die im bestimmten Sinne Beziehungen der Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (*sex*), der Geschlechtsidentität (*gender*), der sexuellen Praxis und dem Begehren stiften und aufrechterhalten" (Butler, 1991, S 38), und daher immer kontextbezogen. Folglich ist *sex* ohne *gender* nicht denkbar. In diesem Sinne stellt der vermeintlich objektiv beobachtbare physiologische Körper (*sex*) keine vordiskursive Kategorie dar, sondern wird selbst erst durch die kulturelle Bedeutung verstehbar und geht so gesehen im Konzept des *gender* auf. *Gender* ist demnach als eine Strukturkategorie zu verstehen (vgl. Butler, 1995).

Mit dieser Denkfigur eines Körpers, der durch, gegen und innerhalb von Machtstrukturen gebildet wird und sich niemals außerhalb der Macht befinden kann, wird die Wirkmächtigkeit sozialer Ordnungen herausgearbeitet und der Zwangscharakter von Geschlechtsidentitäten identifiziert. Im Kontext der Konstruktion von Geschlecht ist es dabei v.a. der Diskurs oder die symbolische Ordnung der heterosexuellen Matrix, die in den Körpern ihre Wirksamkeit

78 Die Performativität geht von der Annahme aus, dass im Sprechen stets auch ein Vollzug einer Handlung stattfindet. Somit bringt die Performativität eines Diskurses etwas hervor, was beschrieben wird, und verweist damit auf eine inszenierte, kontingente Konstruktion von Bedeutung (vgl. Butler, 1991, S. 191).

entfaltet. Diese realisieren sich über körperliche und sprachliche Interaktionen und wirken auf die Geschlechtsidentität sinnstiftend ein.[79] Mit dem Begriff der heterosexuellen Matrix wird die Existenz zweier Geschlechter als kulturelle Konstruktion gefasst, die den Anschein des Natürlichen aufruft. Folglich wird die heterosexuelle Matrix von Butler mit dem Begriff der Intelligibilität verknüpft. Indem sich entsprechende Diskurse in den Körper einschreiben, wird dieser selbst zum Austragungsort der diskursiven Geschlechtlichkeit und bringt sie zugleich hervor. So ist es erst die Rede über den Körper, die ihn in seiner vergeschlechtlichten Existenzweise hervorbringt.[80]

Mit diesen Überlegungen verfolgt Butler das Ziel aufzuzeigen, dass der Körper nur im Kontext einer entsprechenden Bezeichnungspraxis (Intelligibilitätsraster) eine intelligible Geschlechtsidentität aufweist, die in eine Kontinuität und Kohärenz zwischen *sex*, *gender* und sexueller Praxis eingebunden ist. Da vor dem Hintergrund einer heterosexuellen Matrix nur eine binäre Geschlechtsidentität intelligibel ist (vgl. Butler, 1991, S. 21, 219f.), basieren folglich Identitätskonzeptionen auf der kohärenten Annahme einer weiblichen oder männlichen Identität. Damit verbunden ist dann auch eine bestimmte Form von Begehren, so dass zwischen Körpergeschlecht, Geschlechtsidentität und sexuellem Begehren bestimmte ‚normale Beziehungen' – nämlich heterosexuelle – herrschen. Diese legen scheinbar kausale Zusammenhänge nahe und markieren gleichzeitig andere Bezüge als Diskontinuitäten und Inkohärenzen. Sie werden aus der dekonstruktivistischen Perspektive Butlers als Reifikation von Macht- und Herrschaftsstrukturen begriffen und gehen mit einer Parzellierung der Individuen in Identitätssubjekte einher (vgl. Butler, 1995, S. 163). Eine dergestalt kohärente Identität kann nach Butler nur über den Ausschluss von ‚nicht zur Identität gehörenden Anteilen' erfolgen: Sie geht mit Ge- und Verboten einher, welche innerhalb der heterosexuellen Matrix existieren. In Auseinandersetzung mit Lacan (s. Kap. II.2.) zeichnet Butler die Entstehung der Geschlechtsidentität als Effekt von Herrschafts- und Machtstrukturen nach. Maßgeblich bestimmend für den manifesten und latenten Inhalt der generativen Körperpolitik sind dabei das Inzesttabu und das Homosexualitätstabu (vgl. Butler, 1991, S. 199ff.). In Anlehnung an Julia Kristeva (1978) werden die Abweichungen von der Norm als Verwerfungen (*abject*)[81] bezeichnet. Die Kategorie des Abjekts steht bei Butler als Signum für

79 Mit Bezug auf die sprachtheoretischen Konzepte von John L. Austin und Jacques Derrida entwirft Butler einen Signifikationsprozess des Körpers, der nach dem Modell der Sprache aufgebaut ist.

80 Ein Diskurs ist sowohl der Träger einer Norm als auch Medium der Macht. Die bedeutsamsten Diskurse in Anlehnung an Foucault sind: der klerikale, der pädagogische, der medizinisch-psychiatrische und der juridische Diskurs.

81 Der Begriff ‚Verwerfung' wird von Kristeva übernommen, jedoch in einen erweiterten Sinnzusammenhang gestellt. Mit dem Begriff versucht Butler Abspaltungsprozesse gesellschaftlich und im Inneren des Subjek-

das Nichtidentifizierte, das aus dem hegemonialen Diskurs Ausgeschlossene (vgl. Kristeva, 1978). Sie beziehen sich zum einen auf das Verbot der Homosexualität und zum anderen auf das Inzestverbot, das nach Butler erst durch das Homosexualitätsverbot wirkmächtig werden kann (vgl. Butler, 2001a, S. 127). Die Verbote wirken als regulierende Schemata, die „das Subjekt sanktionieren und seine Distanzierung vom Verworfenen erzwingen" (Butler, 1991, S. 197).[82] Hier bezieht sich Butler auf den psychoanalytischen Diskurs der Bisexualität, die sich nach Freud in der phasenspezifischen Entwicklung zu einer Geschlechtsidentität im Sinne von männlich oder weiblich umgestaltet (vgl. Kap. II.1.) und geschlechtlich bestimmte Körper als „unterschiedliche Stile des Fleisches" (Butler, 1991, S. 205) hervorbringt. Demgemäß wird die eigene Geschlechtsidentität performativ über die Verwerfung dessen, was nicht sein kann, hervorgebracht. Der Zwang gibt der Performativität den Antrieb und erhält die Stilisierungen aufrecht. Auf diese Weise erfolgt eine zwangsweise Verkoppelung und Zitation von anatomischem Geschlecht (*sex*) und Geschlechtsidentität (*gender*), auf deren Grundlage sich auch das Begehren konstituiert: Ich begehre, was ich nicht sein kann (vgl. Butler, 1991, S. 45ff.).[83] So wird nachvollziehbar, „[…] dass die sozialen Normen, die unsere Existenz bestimmen, Formen des Begehrens transportieren, die nicht unserer individuellen Personalität entstammen" (Butler, 2009, S. 10). Butler schreibt in diesem Zusammenhang, „[…] dass das Begehren [wie auch *sex* und *gender*, H. K.-K.] in dem Maß, wie es von sozialen Normen impliziert ist, mit der Machtfrage zusammenhängt und mit dem Problem verbunden ist, wer für das anerkennende Menschliche in Frage kommt und wer nicht" (Butler, 2009, S. 11). Die Anerkennung wird zu einem Ort der Macht. Der Preis der ‚Intelligibilität' ist eine die symbolische Ordnung aufrechterhaltende Einengung. Entlang dieser Achse kulturell-hegemonialer Identitäten erfolgen Ein- und Ausschlüsse, so dass hierdurch eine Trennlinie zwischen jenen geschlechtlichen Identitäten erzeugt wird, welche innerhalb der heterosexuellen Norm intelligibel sind, und jenen, auf die dies nicht zutrifft (vgl. Distelhorst, 2009, S. 27).

---

tes zu denken (vgl. z.B. Butler, 1991, S. 141; Butler, 1995). Kristeva (1978) hat mit der Begriffsbildung ‚Abject' die Trennung von der archaischen Mutter-Imago konzeptualisiert. Abjekt bezeichnet in diesem Zusammenhang das Präobjekt, das noch nicht repräsentierte Objekt. Bei Kristeva wird der Begriff im Rahmen der Subjektkonstituierung auf die mit dem mütterlichen Körper in Verbindung stehenden präverbalen bzw. präsymbolischen Erfahrungen bezogen, die im Zuge der kindlichen Entwicklung in der symbolischen Matrix aufgehen, aber dennoch unbewusst weiter wirksam sind.

82 Diese Perspektive wird nachfolgend v. a. in ihrem Konzept der melancholischen Identifizierung wieder aufgenommen und weiterentwickelt.

83 „Die Verkörperung des Geschlechts wäre eine Art ‚Zitieren' des Gesetzes, doch lässt sich dabei weder vom Geschlecht noch vom Gesetz sagen, sie existierten vor ihren unterschiedlichen Verkörperungen. Wo das Gesetz aus einer Zeit vor seiner Zitierung zu stammen scheint, hat sich ein gegebenes Zitat als ‚das Gesetz' etabliert." (Butler, 1995, S. 156).

Butlers Bestreben, die historische Bedeutung des Körpers aufzuzeigen und die Dichotomie von *sex* als essentialistische und *gender* als konstruktivistische Kategorie zu überwinden, wirft immer wieder die Kernfrage auf, wie die Materialität des Körpers zu konzeptualisieren sei. Ihr Versuch, ebenjene Materialität in der Substanz zu erfassen, stehe – so Butler – in Kontrast zu der Erfahrung, dass sich die Beschreibung bzw. Fixierung immer wieder relativiere und auf das Problem der Materialität des Körpers im Diskurs verweise (vgl. Butler, 1995, S. 13). Der Körper erscheint gegenüber der kulturellen Codierung als Ergebnis einer – etwas rätselhaft bleibenden – ‚Materialisierung'. Dazu schreibt Butler:

> Die Unbestreitbarkeit des ‚biologischen Geschlechts' oder seiner ‚Materialität' ‚einzuräumen', heißt stets, daß man irgendeine Version des ‚biologischen Geschlechts', irgendeine Ausformung von ‚Materialität' anerkennt. Ist nicht der Diskurs, in dem und durch den dieses Zugeständnis erfolgt […] selbst formierend für genau das Phänomen, das er einräumt? Die Behauptung, jener Diskurs sei formierend, ist nicht gleichbedeutend mit der Behauptung, er erschaffe, verursache oder mache erschöpfend aus, was er einräumt; wohl aber wird damit behauptet, daß es keine Bezugnahme auf einen reinen Körper gibt, die nicht zugleich eine weitere Formierung dieses Körpers wäre. (Butler, 1995, S. 33)

In diesem Zusammenhang kritisiert sie den Begriff der Einschreibung von kulturellen Bedeutungen in den Körper, da damit implizit eine Körpervorstellung einhergehe, die den Körper als passiv und diskursiv vorgängig entwirft (vgl. Butler, 1991, S. 190f.). Hier bezieht sich Butler auf Foucaults Metapher der Zerstörung des Körpers durch eine historisch-soziale Formung, die eine Form von Körperlichkeit nahelege, die historisch und sozial geformt werde.[84] Butler zufolge hält Foucault in gewisser Weise an der Materialität von Körpern fest: „Indem Foucault einen Körper unterstellt, der seinen kulturellen Einschreibungen vorgängig ist, scheint er eine der Bedeutung und Form vorgängige Materialität vorauszusetzen" (Butler, 1991, S. 193). Damit werde „[…] ‚der Körper' als stumme Faktizität dargestellt [...], die gleichsam auf eine Bedeutung wartet, die ihr nur ein Bewußtsein, das cartesianisch als grundsätzlich immateriell verstanden wird, verleihen kann" (Butler 1991, S. 191).

Auf der Folie der sozialen Formbarkeit der geschlechtlichen Identität ist es nur konsequent, eine psychische Innerlichkeit, die sich – wie in der Psychoanalyse konzeptualisiert – durch die Erfahrungen mit dem eigenen Körper und den (Liebes-) Objekten als eine psychische Binnen-

84 Bei Foucault hat die Perspektive der Genealogie, die auf Nietzsche zurückgeht, die Aufgabe, auch die materiellen Aspekte des Körpers zu untersuchen und zu historisieren. Dies wirft, nach Butler, die Frage nach dem Spannungsverhältnis zwischen den Auffassungen von Körper und Leib in Foucaults Werk auf. So schreibt er: „Als Analyse der Herkunft steht die Genealogie also dort, wo sich Leib und Geschichte verschränken. Sie muß zeigen, wie der Leib von der Geschichte durchdrungen ist und wie die Geschichte am Leib nagt." (Foucault, 1974, S. 91f.).

struktur konstituiert, ebenso als Effekt des hegemonialen Diskurses auszuweisen. Freuds Aussage: „Das Ich ist vor allem ein körperliches“ (Freud, 1923b, S. 253), wird von Butler dahingehend gewendet, das Ich als diskursive Oberfläche des Körpers, als Ort der intelligiblen Identifizierungen zu entwerfen.[85] Mit der Begrifflichkeit einer ‚Oberflächenpolitik‘ soll die subjektive Innerlichkeit nun als Produkt des gesellschaftlichen Diskurses neu beschrieben und infolgedessen diskursiv reformuliert werden. Nach Butler erweist sich gerade die Innerlichkeit „[…] als Effekt und Funktion eines intimen, öffentlichen, gesellschaftlichen Diskurses bzw. der öffentlichen Regulierung, der Phantasie durch die Oberflächenpolitik des Körpers oder der Grenzkontrolle der Geschlechtsidentität, die das Innen vom Außen differenziert und so die Integrität des Subjektes stiftet“ (Butler 1991, S. 200). Daher werden die klassisch psychoanalytischen Theorien der Geschlechtsidentität (*gender*), die eine natürliche Kohärenz von Geschlechtskörper (*sex*) und Gender implizieren, von ihr zurückgewiesen und als „Trope der vordiskursiven libidinösen Mannigfaltigkeit“ (Butler, 1991, S. 146) einer primären polymorph-perversen Sexualität entlarvt.

Butler räumt zwar ein, dass es „[…] ein ‚Außen‘ gegenüber dem, was vom Diskurs konstruiert wird [gibt, H. K.-K.], aber es handelt sich dabei nicht um ein absolutes ‚Außen‘, nicht um ein ontologisches Dortsein, welches die Grenzen des Diskurses hinter sich läßt oder ihnen entgegensteht; als ein konstitutives ‚Außen‘, ist es dasjenige, was, wenn überhaupt, nur in Bezug auf diesen Diskurs gedacht werden kann, an dessen dünnsten Rändern und als dessen dünnste Ränder“ (Butler, 1995, S. 30). In diesem Zusammenhang wird die begriffliche und inhaltliche Unterscheidung zwischen Ausdruck und Performance besonders bedeutsam. Während der Ausdruck als spontaner Impuls einen Eigensinn des Körpers vermuten lässt und in Bezug auf die Geschlechtsidentität ein essentialistisches Körperverständnis unterstellt, argumentiert Butler, dass es keine vorgängige existierende Identität geben kann, an der „[…] die Attribute und Akte der Geschlechtsidentität, die verschiedenen Formen, in denen ein Körper seine kulturelle Bezeichnung zum Vorschein bringt oder produziert […]“, gemessen werden könnten (Butler, 1991, S. 207f.). Somit gibt es dann weder eine wahre noch falsche Geschlechtsidentität, womit sich auch „[…] die Begriffe […] der wahren oder unvergänglichen Männlichkeit und Weiblichkeit […] als Teil jener Strategie [erweisen], die den performativen Charakter der Geschlechtsidentität verschleiert […]“ (Butler 1991, S. 208).

85 Dass damit die freudsche Dialektik zwischen Innen und Außen auf einen kontingenten Kontext verschoben und die Dialektik von Körper und Psyche aufgelöst wird, soll hier nur angemerkt und anschließend in Kap. IV.1.4. diskutiert werden.

Auf der Folie der Performance sind die Möglichkeiten, die über den einschränkenden Rahmen der heterosexuellen Matrix hinausgehen „[…]gerade in dieser arbiträren Beziehung zwischen den Akten zu sehen, d.h. in der Möglichkeit, die Wiederholung zu verfehlen bzw. in einer De-Formation oder parodistischen Wiederholung, die den phantasmatischen Identitätseffekt als eine politisch schwache Konstruktion entlarvt“ (Butler, 1991, S. 207). Dabei handelt es sich um jene Risse, die im Zuge der Wiederholung an deren Rändern entstehen. Der Prozess der Materialisierung von diskursiven Praktiken schaffe ein Außen – einen störenden Ort – an dem der Diskurs an seine Grenzen stößt und von dem Bedrohungen und Veränderungen ausgehen (vgl. Butler, 1995, S. 32f.). Insofern die Normübernahme nie ganz gelingt, ist eine definitive vollständige Übersetzung normativer Geschlechtlichkeit nicht möglich. Eine nie vollständig gelingende Zitation führt zur Verschiebung und wird so zum Ort des Widerständigen, denn es bleibt eine Kluft zwischen Vorgabe und Imitation. Insofern erweist sich die Performativität als produktiv und vermag Neues hervorzubringen.[86] Hier zeigt sich der Ort der Subversion als ein Ort, an dem die Norm verschiebbar scheint, von dem ausgehend das Potential zur Veränderung möglich wird.

Ähnlich argumentiert die in der Tradition der US-amerikanischen Cultural Studies stehende Queer-Theorie. Sie versteht geschlechtliche Verhältnisse als primär durch Bedeutung konstituiert und darum auch auf der Ebene der Bedeutung verschiebbar. Daher soll eine parodistische Wiederholung bzw. Verformung in Bezug auf Geschlechtervorstellungen die hegemonialen Geschlechterverhältnisse in Frage stellen und unterwandern.[87]

IV.1.2. Kritik und offene Fragen

Ein Hauptkritikpunkt an Butlers Theorie des Subjekts und des Körpers richtet sich darauf, den Körper und die Subjektivierung als diskursive Dynamik von Machtmechanismen in einem Signifikationsprozess zu konzeptualisieren. Dabei würde der Körper in einem Signifikationsprozess verharren und auf einen Ort der Konstruktion von Rasse, Klasse und Geschlecht reduziert. Die Sprache selbst werde dazu als Medium von Machttechnologien und kulturrele-

86 Butler drückt das so aus: „[…] dass ein Subjekt nur durch eine Wiederholung oder Reartikulation seiner selbst als Subjekt bleibt, und diese Abhängigkeit des Subjektes und seiner Kohärenz von der Wiederholung macht vielleicht genau die Inkohärenz des Subjektes aus, seine Unvollständigkeit. Diese Wiederholung oder besser Iterabilität wird so zum Nicht-Ort der Subversion, zur Möglichkeit einer Neuverkörperung der Subjektivitätsnorm, die die Richtung ihrer Normativität ändern kann.“ (Butler 2001, S. 95).

87 Die Queer-Theorie argumentiert gegen festgelegte sexuelle Identitäten und sogenannte unhinterfragte kulturelle Traditionen von festgelegten Weiblichkeitsvorstellungen (gilt auch für Männerrollen). Mit einer psychoanalytischen Perspektive stellt sich hier die Frage, ob es sich um widersprüchliche und abgewehrte Anteile im Selbst handelt, die auf diese Weise integriert werden.

vanten Signifikationen ausgewiesen und gehe über eine bloße Gesamtheit von Zeichen als Repräsentation von Wirklichkeit nicht hinaus (vgl. Bublitz, 2008, S. 196ff.).

Butler greift die kritischen Fragen[88] in Bezug auf die Materialität und die Diskursivität des (Geschlechts-)Körpers in ihrem Buch „Körper von Gewicht" (1995) explizit auf, um ihre These zu erläutern, „das biologische Geschlecht sei bereits durch die Geschlechtsidentität kulturell konstruiert" (Butler, 1995, S. 16). In ihren späteren Schriften hält sie eine rein diskursivitäts- und performativitätstheoretische Subjektanalyse selbst für defizitär und formuliert explizit eine Kritik an ihrer ursprünglichen Vorstellung einer „buchstäblichen Performierung, die sich ohne die ihr zugrunde liegende Verwerfung nicht erklären lasse" (Butler, 2001a, S. 136; vgl. dazu auch Butler, 2001a, S. 67ff.). Sie macht deutlich, dass der Körper nicht als rein diskursives Konstrukt zu verstehen ist und eine Materialität des Körpers nicht ausgeblendet werden kann, denn die Theorie der Konstruiertheit des Körpers könne keineswegs mit einer Beliebigkeit der Konstruktion (im Sinne wählbarer Kleidervielfalt eines Kleiderschranks, vgl. Butler, 1995, S. 14) verwechselt werden. Ihr gehe es in ihren Forschungen vielmehr darum, die normativen kulturellen Bedingungen zu klären, unter denen die Materialität des Körpers gestaltet und im Allgemeinen als konform betrachtet wird (vgl. Butler, 1995, S. 41). Um die mit der Zuschreibung von ‚Identitäten' einhergehenden Ausgrenzungs- und Unterdrückungsprozesse auf der Subjektebene zu theoretisieren und differenzierter zu untersuchen, *wie* Veränderungen konzeptualisiert werden können, rückt auch die Frage, *wie* Macht nicht nur von außen auf die Individuen einwirkt, sondern *wie* Diskurse und Praktiken subjektiv wirksam werden und von innen heraus wirken, in den Mittelpunkt.[89] Nun vertieft Butler das bereits in „Das Unbehagen der Geschlechter" angelegte psychische Verstehen der Funktionsweise von Macht, um die subjektivierende Dimension im Kontext der Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht zu erfassen. Damit rückt sie davon ab, Geschlechtlichkeit als rein performative Wiederholung geschlechtlicher Normen zu konzeptualisieren und argumentiert nun mit psychodynamischen Überlegungen.[90] Ihr Aufsatz „Melancholisches Geschlecht/Verweigerte

88 Diese Fragen wurden, wie Butler im Vorwort von „Körper von Gewicht" anmerkt, vorzugsweise im deutschsprachigen Raum aufgeworfen (Butler, 1995, S. 9).

89 Während Butler in „Das Unbehagen der Geschlechter" betont, dass nicht das ‚*Wie'* der Formierung der Körper, sondern deren *Dekonstruktion* maßgeblich sei (vgl. Butler, 1991), lässt sich in ihrem Werk eine zunehmende Hinwendung zu genau dieser Frage nach dem ‚*Wie'* feststellen. Es bleibe zum einen zu untersuchen, *wie* der Körper mit verschiedenen Wissens-, Macht- und Anerkennungssystemen überzogen wird. Zum anderen müsse die Wirkmacht der diskursiven Praktiken offen gelegt werden, um zu ergründen, *wie* in dieser Struktur Veränderungen gedacht werden können ohne dabei auf vordiskursive Annahmen zu rekurrieren (vgl. Butler, 1995, S. 13ff., kursiv im Original, H. K.-K.).

90 Damit scheint auch der bisherige Widerspruch zu Freuds Aussage: „Das Ich ist vor allem ein körperliches", eine Modifizierung zu erfahren (Freud, 1923b, S. 253ff.). Dass dieser Widerspruch nicht aufgelöst wird, wird in Kap. IV.1.4. näher ausgeführt.

Identifizierung“ (2001c) kann daher insofern als ein Wendepunkt ihrer theoretischen Überlegungen angesehen werden, als Butler nun explizit psychoanalytische Erklärungszugänge mit gesellschaftstheoretischen Analysen zusammen denkt und ein Konzept dieser Zusammenhänge entwirft. Mithilfe des psychoanalytischen Subjektbegriffs einschließlich des Konzepts des Unbewussten versucht sie, die Frage der Konstruiertheit oder Konstitution des Körpers zu klären.[91] Im Rahmen der Aneignung von Geschlecht setzt sich Butler bereits in „Das Unbehagen der Geschlechter“ und „Körper von Gewicht“ mit den triebtheoretischen Implikationen Freuds auseinander, so dass sich in ihrem Konzept der Performance bereits abzeichnet, was später in den Ausführungen zum „Melancholischen Geschlecht“ (2001a) vertieft wird.

IV.1.3. Melancholisches Geschlecht

Butler bezieht nun unbewusste Funktionsweisen des Geschlechts in ihre subjekttheoretischen Überlegungen ein und schlägt mit Bezug auf Foucaults Rede von der Produktivität der Macht eine Erweiterung vor, indem sie den Diskurs der Macht in eine psychoanalytische Terminologie umformuliert. Dabei rekurriert sie auf den Zusammenhang von Subjektivierung und Unterwerfung, der in „Überwachen und Strafen“ (1976) von Foucault unter dem Begriff einer „den Körper einkerkernden Seele“ ausformuliert wurde (vgl. Butler, 2001a, S. 42, S. 82; Foucault, 1976, S. 42).[92] Die Ambiguität des Begriffs ‚Macht‘ verweist darauf, dass sich das Subjekt erst durch die Unterwerfung unter die Macht der Diskurse und Normen als autonomes Subjekt von Denken, Handeln und Fühlen konstituiert und gleichzeitig diese Diskurse durch ebenjene Aneignung nutzen kann. Um auf diese Doppeldeutigkeit hinzuweisen, wird dieser Prozess in Anlehnung an Foucault als Subjektivation bezeichnet (vgl. Distelhorst, 2009, S. 53f.). Obigen Zusammenhang versucht Butler nun mit einer psychoanalytischen Terminologie neu zu fassen. Im Vordergrund steht dabei zu klären, wie die Wirkungsweise der Macht, die als Voraussetzung für das psychische Funktionieren ausgemacht wurde, sich innerpsychisch zu einer Subjektivationsnorm konstelliert (vgl. Butler, 2001a, S. 95). Im Rahmen dieser Logik wirken die „Normen […] nicht einseitig auf die Psyche ein; vielmehr werden sie zur Figur des Gesetzes verdichtet, zu dem die Psyche zurückkehrt. Das psychische Verhältnis zu sozialen Normen kann diese Normen unter bestimmten Bedingungen als unwandelbar setzen, als strafend und ewig […].“ (Butler, 2001a, S. 54).

91 Es ist vielfach darauf hingewiesen worden, dass bei Butler eine zunehmend psychoanalytische Ausrichtung zu beobachten ist (vgl. Lorey, 1996; Hauskeller, 2000; Soiland, 2010).

92 Am Beispiel der Unterwerfungspraktiken des/der Gefangenen wird die Seele als der Ort vorgestellt, an dem die Diskurse ihre Wirkung entfalten. Auf dieser Folie ist es die Seele, die den Körper beherrscht und daher als Gefängnis des Körpers gilt (vgl. Foucault, 1976, S. 42). Foucault fasst die Seele als historisch kontingent wirkmächtigen Ort auf. Diese Perspektive wird so auch von Butler übernommen. Butler schreibt hierzu: „Dieses dem Häftling eingeprägte normative Ideal ist eine Art psychische Identität oder eine ‚Seele‘ wie Foucault sagt […].“ (Butler, 2001a, S. 82).

Im Zentrum steht nun, die an den Subjektivierungsprozessen beteiligten Mechanismen begrifflich näher zu bestimmen und aufzuklären, wie stabile Subjektivierungen im Sinne von kohärenten Identitäten sowie auf der anderen Seite subversive Bestrebungen denkbar werden. Zur weiteren Erläuterung rekurriert Butler auf Freuds Aufsätze „Trauer und Melancholie" (Freud, 1916/17g) und „Das Ich und das Es" (Freud, 1923b). Freud beschreibt Melancholie in „Trauer und Melancholie" als ‚unabgeschlossenen Trauerprozess' (vgl. Freud, 1923b, S. 283-284). In „Das Ich und das Es" formuliert Freud diese Annahmen weiter aus und resümiert, „[…] daß ein verlorenes Objekt im Ich wieder aufgerichtet […] wird" (Freud, 1923b, S. 256), um den Verlust zu bewältigen.[93] Dieser Zusammenhang vom Verlust eines Objekts und seiner Wiederaufrichtung im Ich wird von Butler auf die Entwicklung der Geschlechtszugehörigkeit übertragen. Butler folgert nun, dass das Ich eine Art „Ablagerung geliebter und verlorener Objekte ist" (Butler, 2001a, S. 126). Ein ebensolcher unabgeschlossener Trauerprozess sei von „zentraler Bedeutung für die Formierung jener Identifizierungen, die das Ich bilden" (Butler, 2001a, S. 125). Dabei ersetzt nicht nur das Ich die Stelle des Objektes, „[…] sondern diese Akte der Ersetzung begründet das Ich als notwendige Antwort auf […] den Verlust" (Butler, 2001a, S. 158). Letztlich bleibt dem Ich, um den Verlust zu bewältigen, keine andere Wahl, als sich mit dem verlorenen Objekt narzisstisch zu identifizieren.[94] Über die Verknüpfung machtmotivierter Zuschreibungen mit unbewussten Identifizierungen formuliert Butler eine im *gender* wirksame Ebene, die nicht bewusst als Geschlechtszugehörigkeit performiert werden kann. Da die Einverleibung des verlorenen Objekts unbewusst erfolgt, überlegt Butler, ob Geschlechtsidentifizierungen überhaupt erst durch melancholische Identifizierungen entstehen (vgl. Butler, 2001a, S. 127). Den Verlust bezieht Butler dabei auf das homosexuelle Begehren, das verboten ist und damit zu einem nicht betrauerbaren, nicht lebbaren Verlust wird. Gegenüber Freud, der die heterosexuelle Identifizierung im Ödipuskomplex verortet und mit dem universell gültigen Inzesttabu erklärt, verlagert Butler das Verbot der gleichgeschlechtlichen Objektwahl zeitlich vor den Ödipuskomplex und erklärt diesen selbst als Effekt des Homosexualitätstabus. Sie schreibt: „Der ödipale Konflikt setzt voraus, dass […] die Unterscheidung zwischen heterosexuell und homosexuell bereits ausgebildet ist […]." (Butler, 2001a, S. 127). Damit eine melancholische Identifizierung auf der Basis der Inkorporierung machtmotivierter Identitäten erfolgen kann, wird das Paradigma der melancholischen Identifizierung in ein Verhältnis zu sozialen Normen gestellt. Als psychische Reaktion ist die

93 Bei Freud, 1923b, S. 257, heißt es, „[…] dass der Charakter des Ichs ein Niederschlag der aufgegebenen Objektbesetzungen ist […]".

94 Freud schreibt hierzu: „[d]er Schatten des Objekts fiel so auf das Ich, welches nun von einer besonderen Instanz wie ein Objekt, wie das verlassene Objekt, beurteilt werden konnte." (Freud 1916/17g, S. 435).

melancholische Inkorporation dabei nicht mehr einfach eine Imitation und auch nicht mehr ein Zitieren, sondern wird mit einem Mechanismus der Abwehr[95] auf der Basis der Reaktionsbildung[96] gefestigt. Auf diese Weise wird die Inkorporierung machtmotivierter Identitäten als ein Identifizierungsprozess vorgestellt, denn „[d]er Melancholiker [entzieht] nicht nur das verlorene Objekt dem Bewusstsein, er nimmt auch eine Konfiguration der sozialen Welt in die Psyche zurück“ (Butler, 2001a, S. 169).

Da Butler das Homosexualitätsverbot nicht nur als individuelle Dynamik, sondern als kulturelle Tabuisierung entwirft, gelingt ihr eine gesellschaftstheoretische Wendung. Die Analyse der abgewehrten Anteile repräsentiert in dieser Sichtweise nicht nur eine individuelle, sondern eine von kulturellen Identitätsvorstellungen motivierte Subjektgeschichte. Sie ist der Effekt einer gesellschaftlich erzwungenen und verunmöglichten Trauer. Folglich spricht Butler von einer ‚Kultur der Geschlechtermelancholie‘ (vgl. Butler, 2001a, S. 132) und schreibt: „Werden bestimmte Arten von Verlusten durch kulturell vorherrschende Verbote erzwungen, dann können wir mit einer kulturell vorherrschenden Form von Melancholie rechnen, die die Verinnerlichung der unbetrauerten und unbetrauerbaren homosexuellen Besetzungen anzeigt.“ (Butler, 2001a, S. 131). In den jeweiligen intelligiblen geschlechtlichen Subjektpositionen (männlich und weiblich) sind Anteile unbetrauerter und unbetrauerbarer Liebe enthalten. Daraus folgt, dass jede Form von Geschlechtszugehörigkeit mit kulturell induzierten Verboten einhergeht. Dass es bei dem Verworfenen immer um die kulturell verdrängte, nicht eingestandene Homosexualität geht, richtet sich an Frauen und Männer. Das Ausmaß der verweigerten Identifikation, die sich auf das gleichgeschlechtliche Geschlecht und die Homosexualität bezieht und zur beschriebenen psychischen Dynamik führt, bedingt – so Butlers Hypothese – das Ausmaß der Eindeutigkeit der Identifikation mit dem heterosexuellen Begehren und der jeweiligen ‚eigenen‘ Geschlechtsidentität. Die Annahme, dass am Grunde jeder Identitätsbildung ein Verlust stehe, kann nun als die Kehrseite der zugänglichen Identifizierungen ausgemacht werden. Dies lässt infolgedessen auch Rückschlüsse zu auf die Abwehr homosexueller Neigungen und der Identifikation mit dem anderen Geschlecht. So lässt sich die Geschlechtszugehörigkeit selbst zum Teil als ‚Ausagieren‘ der ungelösten Trauer verstehen. Butler

95 Als Abwehr bezeichnet die Psychoanalyse jede psychische Aktivität, die darauf abzielt, psychischen Schmerz in all seinen möglichen Formen zu vermeiden. Abwehr ist gleichbedeutend mit psychischer Konfliktverarbeitung. Aspekte, die im Rahmen der Interaktionserfahrungen nicht in das Selbstkonzept aufgenommen werden können, abgewehrt werden müssen, sind im Unbewussten weiterhin existent und wirkmächtig und drängen zu einer Wiederkehr, d.h. motivieren und beeinflussen Handlungen und Interaktionen der Gegenwart. Die Abwehrmechanismen sind eng mit dem Konzept des Wiederholungszwangs verknüpft. Hierunter wird die Tendenz des Psychischen gefasst, die eingeprägten, unbewussten Muster psychischer Konflikte in aktuellen Beziehungen stets neu zu inszenieren.

96 Der Abwehrmechanismus der Reaktionsbildung beschreibt die Dynamik der Verkehrung ins Gegenteil.

schreibt: „[…] Ich würde sagen, die Performierung allegorisiert einen Verlust, um den sie nicht trauern kann, sie allegorisiert die Einverleibungsphantasie der Melancholie, in der ein Objekt, um von ihm nicht lassen zu müssen, phantasmatisch an- oder aufgenommen wird." (Butler, 2001a, S. 137). Infolge lässt sich „[…] das Veräußerte oder Performierte […] nur in Bezug auf das verstehen […], was von der Performanz abgeschnitten ist, was nicht performiert werden kann oder will" (Butler, 2001a, S. 136).

Mit dem Konzept der Abjektion entwirft Butler eine Denkfigur, um Abspaltung gesellschaftlich und im Inneren des Subjektes zu denken. Die Verwerfungen sind aus psychoanalytischer Sicht – wie Butler selbst mit Bezug auf Kristevas Theoretisierung der Verwerfungen (‚abject') ausgeführt hat – im Untergrund weiterhin wirksam.[97] In Rekurs auf Freuds Konzept des Wiederholungszwangs weist Butler diesen nun die Funktion der Subversion zu, die sich im Unbewussten als widerständiges Potential der Subjektordnung widersetzt. Dabei hält Butler weiterhin an dem Ziel fest, die Konstitution des Subjekts durch die Verwerfung mit den Voraussetzungen zusammenzubringen, die die Verwerfung bedingen, also die je spezifische historische Kontingenz zu verstehen und damit deren historische Bedingtheit in den Vordergrund zu stellen. Die Abwehr der nicht lebbaren Anteile stellt in Butlers Lesart nicht nur die individuelle Subjektgeschichte dar, sondern ist durch kulturelle Identitätsvorstellungen motiviert. Butler schreibt dazu: „Während ich der psychoanalytischen Annahme […] zustimme, dass das Subjekt auf der Grundlage einer Verwerfung entsteht […], halte ich diese Verwerfung dennoch nicht für den sich entziehenden Fluchtpunkt des Sozialen." (Butler, übersetzt von und zitiert von Soiland, 2010, S. 132). Die damit verbundenen Identitätskategorien, die immer mit politisch motivierten Ausschlüssen einhergehen (vgl. Butler, 1993, S. 49) zeigen, dass die Praxis der performativen Akte einer produktiven Identitätslogik folgt und diese festigt. Denn „[t]atsächlich besteht die Norm nur in dem Ausmaß als Norm fort, in dem sie in der sozialen Praxis durchgespielt und durch die täglichen sozialen Rituale des körperlichen Lebens in ihnen stets aufs Neue idealisiert und eingeführt wird […] [und H. K.-K.] durch ihre Verkörperungen (re)produziert wird […] (Butler, 2009, S. 85). Indem die Verwerfungen in einen historisch kontingenten Zusammenhang gestellt werden, zeigt deren historische Bedingtheit im Umkehrschluss, dass auch Veränderungen denkbar sind.

Als unbewusster Prozess, der sich wie ein Schatten auf das Subjekt bzw. die Subjektkonstituierung legt, entziehen sich die regulierenden Schemata der sprachlichen Signifikation und

97 Der Abwehrmechanismus der Verwerfung steht in Verbindung mit dem psychischen Mechanismus der Verdrängung und bekommt dem freudschen Konzept der Abwehr folgend subversiven Charakter. Vgl. auch Fn 81 in Kap. IV.1.1.)

betreffen Männer und Frauen gleichermaßen. Doch unterscheiden sich die mit der Verdrängung der Homosexualität produzierten Körper von Gewicht durch deren biologische Verfasstheit und betrifft den Frauenkörper in besonderer Weise. Dafür spricht nicht nur, dass die homoerotische Liebe gesellschaftlich geschlechterdifferent bewertet wird und die Formen der Abwehr selbst mit geschlechtlichen Unterschieden einhergehen, sondern auch, dass die Verwerfung des homoerotischen Begehrens je nach körperlich geschlechtlicher Verfasstheit unterschiedliche Folgen hat. Butler weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass Weil es in unserer Kultur in beiden Fällen die Mutter ist, die das verbotene erste Liebesobjekt ist und eine spezifische Abwertung erfährt, die dem ödipalen Modell inhärent ist, hat die melancholische Inkorporation und die Unrepräsentierbarkeit des Verlustes für das weibliche Geschlecht weitaus gravierende Folgen. Während der Verlust aufseiten des Jungen zu einer Abwehr und Abwertung des Weiblichen und einer identifikatorischen Aufwertung des eigenen Geschlechts führt, trägt der Verlust auf der weiblichen Seite zu einer Abwertung des eigenen Körpers und damit der eigenen Weiblichkeit bei. Die mit der Verwerfung einhergehende unterdrückte Libido führt auf der körperlichen Ebene zu einer Unterdrückung von Potenz und Vitalität. Obwohl theoretisch auch aggressive Reaktionsformen auf eine blockierte Libido denkbar sind, beschreibt Butler hier eine Form der Verarbeitung, die gesellschaftlich einem weiblichen Stereotyp entspricht. Butlers Schlussfolgerungen, dass Zurückweisungen von Bedürfnissen und Wünschen zu einer Abwertung des eigenen Selbst und des eigenen Körpers führen, stehen in einem auffälligen Zusammenhang mit den in Kap. III.1. diskutierten psychoanalytischen Weiblichkeitskonzepten. Hier zeigen sich v.a. dort interessante Querverbindungen, wo es um das Verhältnis von körperlicher Verfasstheit und Identitätsbeschreibungen geht. Dort wurde kritisch herausgearbeitet, dass eine depressive Verarbeitungsweise von Zurückweisungen psychoanalytisch betrachtet keiner typisch weiblichen Abwehrlogik folgt, sondern nur im Kontext der Anerkennung von gesellschaftlich legitimierten Subjektivierungsweisen zu verstehen und daher dort zu verorten ist.

IV.1.4. Kritik und offene Fragen

Mit dem Konzept der „melancholischen Identifizierung“ gelingt es Butler, eine Verbindung zwischen kollektiver und individueller Abwehr zu formulieren und zu zeigen, wie das gesellschaftliche Unbewusste (vgl. Erdheim, 1982) im Subjekt wirksam wird. Wie bereits in „Körper von Gewicht“ beschrieben, schaffe der Prozess der Materialisierung von diskursiven Praktiken ein Außen, das im Zuge der Wiederholung an deren Rändern entsteht (vgl. Butler, 1995, S. 30). Nun wird die Konstellation des konstitutiven Außen in Anlehnung an Freuds Konzept der Melancholie reformuliert und mit den abgewehrten Anteilen in Bezug gesetzt.

Während die Subjektivierungsformen im Konzept der Performance mit Intelligibilität (auch in Form sozialer Anerkennung) verknüpft wurden, wird die geschlechtliche Subjektivierung nun über die melancholische Inkorporation (vgl. Butler, 2001a, S. 125-141, 158-183; Butler 1991, S. 93-104) gedacht und folgt besonders dem psychischen Abwehrmechanismus der Reaktionsbildung.

Vor diesem Hintergrund erscheinen Körper und Subjekt nicht nur als diskursiver Ort intelligibler Identifizierungen, sondern auch als Ort intelligibler Abwehr.[98] Trotz dieser psychoanalytischen Wendung bleibt Butlers Subjektverständnis letztendlich diskursiv. Im Folgenden wird argumentiert, dass es Butler in ihrer zunehmenden Hinwendung zu psychoanalytischen Konzepten zwar darum geht, mithilfe des psychoanalytischen Subjektbegriffs die in der Psyche und Persönlichkeit herrschenden und beobachtenden geschlechtlichen Identifizierungen zu erklären, ohne jedoch die fragliche Bedeutung des Körpers im Rahmen der Subjektivierungsprozesse zu klären (vgl. Chodorow, 2001, S. 105). Sie hält weiterhin daran fest, Geschlecht als über Zuschreibungen hervorgebracht zu fassen, und geht davon aus, dass sich geschlechtliche Positionen durch Bedeutungszuweisungen, Zuschreibungen oder Festschreibungen herstellen und entsprechend auch verändern können. Ein Beispiel dafür ist ihre Ansicht, dass das Subjekt von der Psyche ganz verschieden sei (vgl. Butler, 2001a, S. 83), oder wenn sie schreibt: „Man muss unterscheiden zwischen dem Begriff der Psyche, der den Begriff des Unbewussten mit einschließt und dem Begriff des Subjekts, dessen Bildung bedingt ist durch den Ausschluss des Unbewussten." (Butler, 2001a, S. 191, Fußnote 4). Dabei lässt Butler außer Acht, dass gerade auch die Mechanismen der Identifizierung und Imitation psychodynamische Transformationsprozesse beschreiben, die keinesfalls auf linguistische Prozesse zu reduzieren sind, sondern imaginär-bildhafte und leibliche Ebenen mit einschließen. Selbst wenn Identifizierung ausschließlich mit Über-Ich-Motiven (Bestrafungsangst, Intelligibilität, Zwangsidentifizierung) in Verbindung gebracht wird, bleibt der libidinöse Aspekt der psychischen Mechanismen der Identifizierung und Imitation (im Sinne einer leidenschaftlichen libidinösen Besetzung des Selbst und der Sehnsucht nach Akzeptanz und Zugehörigkeit) relevant. Als bewusste Identifikation rücken sie genau jene Problematik in den Blick, die ohne Berücksichtigung eines Körpers und libidinösen Begehrens – das psychoanalytisch gese-

98 Vor diesem Hintergrund beschreibt Butler den Körper als imaginäre Morphologie, welche durch regulierende, geschlechternormative Schemata geprägt ist. In „Körper von Gewicht" schreibt sie: „Darüber hinaus […] ist die imaginäre Morphologie kein vorsozialer oder vorsymbolischer Vorgang, sondern wird selbst durch regulierende Schemata orchestriert, die intelligible morphologische Möglichkeiten hervorbringen. Diese regulierenden Schemata sind keine zeitlosen Strukturen, sondern historisch revidierbare Kriterien der Intelligibilitäts-Kriterien, die Körper produzieren und verwerfen, die von Gewicht sind." (Butler, 1995, S. 37).

hen nicht nur bewusst, sondern auch unbewusst ist – nicht denkbar ist. Diese Anmerkungen führen direkt zu der Frage, die Butler selbst aufwirft, wenn sie von abgewehrten Wünschen schreibt, die durch die Zensur schlüpfen (Butler, 2001a, S. 138) und das Unmögliche im Möglichen darstellen. Wie kann man sich das ohne einen aktiv fühlenden Körper und selbstmotivierte Handlungsweisen vorstellen? Wie kann der Anteil, der sich identifiziert, oder der Teil, der widersteht, theoretisch gefasst werden, ohne den Begriff des Körpers und der Psyche zu klären? Eng damit verknüpft mit der fehlenden Konzeption des Körperbegriffs ist die Frage einer vorgängigen Körperlichkeit, in der auch das Verworfene, das Abgewehrte, implizit als Konsistenz aufscheint.[99] Antworten auf diese Fragen bleiben bei Butler diffus. Es fehlt genau jener Brückenschlag zwischen den unterschiedlichen Subjekttheorien, den Butler in ihrem Aufsatz „Subjektivation, Widerstand, Bedeutungsverschiebung“ (Butler 2001a) mit Blick auf die Möglichkeiten des Widerstandes gegen Subjektivierungsprozesse in Bezug auf Foucaults Körperdiskurs versucht.

In ihrer Auseinandersetzung mit Foucaults Körperkonzept, wonach der Körper von einem eingeprägten normativen Ideal als einer Art psychischer Identität geformt und gefangen ist, kritisiert Butler den Begriff der Einschreibung von kulturellen Bedeutungen, z. B. Normen, also auch Geschlechternormen in den Körper (Butler, 1991, S. 190f.), da der Körper implizit als eine passiv und diskursiv vorgängige Materialität vorgestellt wird.[100] Doch während Foucault den Körper als Ort des Widerstandes gegen die Normalisierung von Macht formuliert, wird von Butler dieses Potential in der Psyche verortet. Die Perspektive Foucaults, in der die Seele als historisch kontingent wirkmächtiger Ort aufgefasst wird, wird zwar auch von Butler übernommen[101], doch kritisiert Butler die Abwesenheit des Unbewussten und versucht einen Brückenschlag zwischen beiden Konzepten, indem sie vorschlägt: „Wenn das Subjekt psychoanalytisch betrachtet nicht dasselbe ist wie die Psyche, aus der es hervorgeht, und wenn das Subjekt für Foucault nicht dasselbe ist, wie der Körper, aus dem es entsteht, dann ist vielleicht bei Foucault der Körper an die Stelle der Psyche getreten – nämlich als das, was die Gebote der Normalisierung überschreitet und missachtet.“ (Butler, 2001a, S. 91).

99 Vgl. in diesem Zusammenhang auch Joan Scott, die darauf hinweist, dass eine Sex-Gender-Trennung eine der Kultur vorgängige Natur nahelegt und deshalb abgelehnt wird (vgl. Scott, 2001, S. 44).

100 Butler präzisiert hierzu in „Das Unbehagen der Geschlechter“: „Sogar in Foucaults Aufsatz zur Genealogie erscheint der Körper als Oberfläche und Bühne einer kulturellen Einschreibung: *Dem Leib prägen sich die Ereignisse ein*. [...] Indem Foucault einen Körper unterstellt, der seinen kulturellen Einschreibungen vorgängig ist, scheint er eine der Bedeutung und Form vorgängige Materialität vorauszusetzen.“ (Butler, 1991, S. 192f.).

101 Hierzu Butler, 2001a, S. 82: „Dieses dem Häftling eingeprägte normative Ideal ist eine Art psychische Identität oder eine ‚Seele’ wie Foucault sagt […].“

Mit Bezug auf diese Wendung stellt Andrea Maihofer fest: „Während bei Foucault […] die Seele einen Körper bekommt, bzw. in gewisser Weise zu einer materiellen Realität wird, verflüchtigt sich bei Butler […] der Körper ganz allmählich zur Seele, zu etwas Immateriellem, Intelligiblem, Fiktivem." (Maihofer, 1995, S. 50).[102] Auch diese Kritik verdeutlicht, dass Butler die körperliche Seite der Psyche vernachlässigt und damit die von ihr in Aussicht gestellte Antwort bezüglich der Bedeutung des Körpers unbeantwortet lässt. Gerade in Bezug auf die Möglichkeiten des Widerstands engt Butler ihr Konzept ein, indem sie dem linguistischen Konzept der Subjektkonstituierung den Vorzug einräumt und die psychoanalytische Subjekttheorie auf Ich-psychologische Identitätsaspekte reduziert. Bei Butler gilt das Geschlecht – trotz einer psychoanalytischen Wendung – als über Zuschreibungen hervorgebracht, und sie geht davon aus, dass sich geschlechtliche Positionen durch Bedeutungszuweisungen, Zuschreibungen oder Festschreibungen herstellen und verändern lassen. Damit geht die Gefahr einher, die Tatsache des geschlechtlichen Körpers zu verleugnen und das Zugeschriebene mit dem Geschlecht an sich zu verwechseln (vgl. Rendtorff, 1996, S. 13).[103] Dem gegenüber wird in der Psychoanalyse die Rolle des Unbewussten bei der Entwicklung geschlechtlicher Positionen als konstitutiv erachtet. Mit der von Barbara Rendtorff (1996) vorgetragenen Kritik, die entscheidende Frage richte sich nicht darauf, ob Geschlechter konstruiert seien, sondern darauf, woran ebenjene Konstruktion gebildet und welche Bedeutung im Hinblick auf den Körper entworfen und in ein symbolisches System eingewoben werde, kann verdeutlicht werden, dass es psychoanalytisch betrachtet nicht nur um die Ebene der Zuschreibung geht, sondern um die strukturelle Position innerhalb der realen, imaginären und symbolischen Ordnung. Bei Butler rückt der Körper als Subjekt und Objekt mit wechselseitiger Einflussnahme aus dem Blick und bleibt einseitig als ein durch gesellschaftliche Verhältnisse strukturierter Körper vorgestellt, nicht auch als strukturierender und handelnder Körper. Auf der Ebene der körperlichen und psychischen Subjektivierung bleibt die Frage letztlich ungeklärt, wie die mit hegemonialen Identitätsentwürfen einhergehenden Verwerfungen und Ausschlüsse für das Individuum relevant werden können, und zwar sowohl als repressive wie auch als produktive und widerständige. So schreibt Butler zwar: „Wie sollen wir ohne eine Wirkung […] auch nur beginnen, uns über die Kontingenz dieser Ordnung klar zu werden und performativ die Umrisse der Lebensbedingungen neu zu zeichnen?" (Butler, 2001a, S. 32f). Doch gerade ein Erleben der Wirkung zielt auf eine leiblich-affektive Kategorie, die bei Butler weitgehend untheoretisiert bleibt. In diesem Sinne merkt auch Christine Hauskeller an, dass „[d]er Körper

102 Vgl. auch Maihofer, 2003.

103 Aufgabe des feministischen Projekts wäre laut Rendtorff daher, die Differenz des/der Anderen nicht wegzureden, sondern anzuerkennen und zu politisieren.

nur zum Ausgangspunkt von Widerstand werden [kann, H. K.-K.], wenn der erfahrene Leib als gezwungener erlebt werden kann. Dieses Motiv ist in Butlers nicht lebbaren Körpern zwar implizit angelegt, ohne dass sie selbst aber ein Erleben leiblicher Identität theoretisch zulassen kann.“ (Hauskeller, 2000, S. 197). Der Körper als Ort der Erfahrung und seine materielle und geschlechtliche Verfasstheit würden – so die KritikerInnen – dabei ebenso vernachlässigt wie die damit einhergehenden körperlichen Praktiken (vgl. u.a. Fisher, 1997, S. 20ff.; Alcoff, 1997, S. 227ff.; Rendtorff, 1996). Wenn der Bezugsrahmen lediglich auf der Ebene wirkmächtiger Identitätszuschreibungen verhaftet bleibt, kann Veränderung konsequenterweise nur auf der diskursiven Ebene über eine Änderung der Zuschreibungen erfolgen. Eine Ausblendung der damit verbundenen Körpererfahrungen wie der Faktizität des Körpers laufe daher Gefahr, eine Befreiung aus der heterosexuellen Matrix mit einer Auflösung der Geschlechter- und Generationenordnung gleichzusetzen. Dies trage zu einer unendlichen Pluralisierung geschlechtlicher Identitäten bei, die in der Konsequenz einer Auslöschung von Geschlecht gleichkomme (vgl. Soiland, 2010, S. 65).

So ist auch Paula-Irene Villa (2000) zu verstehen, wenn sie für einen Körperbegriff plädiert, der die dem Diskurs vorgängige Materialität des Körpers berücksichtigt (Villa, 2000). Denn die Erkenntnis, dass es keine unhintergehbare körperliche Realität gibt, die nicht ihrerseits diskursiv erschlossen werden muss, bedeutet im Umkehrschluss nicht, dass die anatomisch geschlechtliche Realität des Körpers – und dies gilt besonders für die Diskursivierung des weiblichen Körpers – im Diskurs aufgeht und in seiner geschlechtlichen Verfasstheit gänzlich ignoriert werden kann (vgl. Duden, 1993).

IV.2. Zur Problematik von Körper und Leib

Mit Bezug auf die leitende Fragestellung dieser Arbeit nach dem Zusammenhang der Trias Körper, Diskurs und Subjektivierung/Identität kristallisiert sich als Hauptkritikpunkt in der Auseinandersetzung mit Butler die Ausblendung der Faktizität des Körpers und der damit verbundenen Körpererfahrungen heraus. Damit geht die Gefahr einher, den Körperraum als eigenen Erfahrungsraum, als einen Raum des Spürens, des Empfindens und der Affektivität zu vernachlässigen (vgl. u.a. Maihofer, 1995; Fisher, 1997, S. 20ff.; Alcoff, 1997, S. 227ff.; Rendtorff, 1997; Lindemann, 1993a). Es fehlt ein Konzept, mit dem die Potentialität einer Erfahrung in einen Erkenntnisprozess transformiert wird und seine Wirksamkeit entfalten kann. Diese Position vertritt bspw. auch Alcoff, die sich im Rahmen einer Auseinandersetzung mit der von Joan Scott vertretenen Darstellung von Erfahrung gegen ein vollständiges ‚Aufgehen‘ von Erfahrung im Diskurs wendet. Alcoff zitiert Scotts Position dabei folgender-

maßen: „Erfahrung ist ein linguistisches Ereignis […]. Die Frage wird dann sein, wie Sprache zu analysieren ist.“ (Joan Scott, übersetzt und zit. nach Alcoff, 1997, S. 234). Darüber erfolge, laut Alcoff, eine Reduzierung der Erfahrung auf einen Bereich, der außerhalb des Individuums in den Strukturen der Sprache zu suchen sei. Den Diskurs für die Intelligibilität aller Erfahrung zur Bedingung zu machen, schließe dann nicht nur Unausgesprochenes aus dem Bereich des Wissens aus, sondern laufe durch die Fixierung auf den herrschenden Diskurs auch Gefahr, hegemoniale Interessen und Unterdrückungsformen zu unterstützen. Demgegenüber führe eine Positionierung des Körpers bzw. der Körpererfahrung im Bereich der Generierung des Diskurses – so Alcoff weiter – für die feministische Theorie zu einer Erweiterung des Erkenntnisbegriffs. Da Erfahrung und Sprache nicht identisch sind, vermöge die Erfahrung den Diskurs ebenso zu beeinflussen wie der Diskurs die Erfahrung. Unausgesprochenes bzw. Unaussprechliches gehe zuweilen als ‚unartikulierte‘ Sprache dem Diskurs voraus. Am Beispiel der in den USA geführten Kontroverse um den Begriff ‚date rape‘[104] zeichnet Alcoff die Rolle der Erfahrung in Bezug auf Diskursformationen und die Machtwirksamkeit nach, die über den herrschenden Diskurs (Rechtssystem) hinausgehe und subversive politische Folgen mit sich bringe. Sie plädiert dafür, „die diskursiven Beschreibungen der Konstruktion geschlechtlicher Erfahrung mit den phänomenologischen Beschreibungen der leiblichen Auswirkungen gewisser Praktiken auf die Subjektivität zu ergänzen“ (Alcoff, 1997, S. 246). Dabei geht es Alcoff darum, nach den unterschiedlichen Formen des Körperwissens und deren Zusammenhängen zu fragen bzw. diese in ein dialektisches Verhältnis zueinander zu setzen. Mit Rekurs auf Hegels Begriff von ‚Erfahren‘ bietet sie eine alternative Form an, welche „Erfahrung als erkenntnistheoretisch unentbehrlich, aber nie als erkenntnistheoretisch unabhängig versteht“ (Alcoff, 1997, S. 234).

Hier wird erneut auf das grundlegende Dilemma hingewiesen, das mit der Auslassung des gelebten Körpers und einer Desomatisierung des Erlebten verbunden ist und in die Fragestellung mündet, wie die doppelte Positionalität des Körpers zwischen Kultur und Natur – als biophysischer Organismus und als ein in seinem Selbsterleben und seiner Selbstwahrnehmung kulturell hergestellter Körper – theoretisch und empirisch zu untersuchen ist. Ohne eine theoretische Klärung des Körperbegriffs ist weder der Zusammenhang von Körper, Diskurs und Subjektivierung/Identität zufriedenstellend zu beantworten noch die Frage nach dem bewahrenden und überschreitenden Modus der geschlechtlichen Verkörperungen. Um als theoretisches Fundament die Dialektik von Körper, Diskurs und Subjektivierung/Identität aufzuneh-

104 Bezeichnung für eine Vergewaltigung durch einen Freund oder Bekannten, mit dem sich das Opfer verabredet hat.

men, bedarf es einer Theoretisierung des Körperbegriffs, in den ein Körper auch als Ort der gefühlten Erfahrung und Vergeschlechtlichung einbezogen wird; zudem muss geklärt werden, wie es zu den leiblich-affektiven Körperwahrnehmungen kommt, die für die subjektive körperliche Vergeschlechtlichung eine prominente Rolle einnehmen.

Nach Ulle Jäger stellt dies auch in der Körpersoziologie bis heute eine ungelöste Aufgabe dar (vgl. Jäger, 2004, S. 40ff.).[105] Die Problematik beschreibt sie als Paradox der Körpersoziologie und mündet in der Kritik, dass konstruktivistische Ansätze das Problem des Dualismus nicht lösen, sondern lediglich umkehren. Mit Stefan Hirschauer (2008) lässt sich zusammenfassend fragen: Wie kann die Spannung zwischen einem Körper als biophysischem Organismus und einem Körper als spürbare, gelebte Körpererfahrung theoretisiert, d.h. eine Perspektive der Hermeneutik eingenommen werden, um zu erforschen, wie sich der Körper gleichermaßen als Projektionsfläche und Produkt, Instrument und Produzent kultureller Praktiken erweist (vgl. Hirschauer, 2008)? Wie kann Verkörperung als zweiseitiger Prozess von Individuation und Verinnerlichung sozialer Strukturen und Normen konzeptualisiert und die Erfahrung zum Ausgangspunkt für Erkenntnisse werden? Im Hinblick auf eine solche Erweiterung des körpertheoretischen Blickfeldes finden demnach seit Ende der 1990er Jahre vermehrt Anknüpfungen an ‚leibphänomenologische Denktraditionen' Eingang in den gendertheoretischen Diskurs.[106] Eine Perspektive auf die Frau als historisches Subjekt, in der sozial- und geschlechtergeschichtliche Entwicklungen und Umbrüche wirksam und sichtbar werden, wird im Folgenden um eine Perspektive der Erfahrung erweitert, wodurch körperliche und leibliche Erfahrungen differenzierter betrachtet werden. Damit wird nun zudem die Frau als selbstreflexives Subjekt betrachtet. Diese Perspektiven führen zu verschiedenen Ansatzpunkten, die im folgenden Kapitel entlang der leitenden Fragestellung nach dem Zusammenhang von Körper, Diskurs und Subjektivierung/Identität ausschnittweise beleuchtet werden.

105 Damit verbunden ist die Frage, ob es einen vorgesellschaftlichen Körper mit eventuell vorgesellschaftlichen Trieben gibt, die dann lediglich gesellschaftlich überformt werden. Für diese Sichtweise stehen vor allen Dingen Peter Berger und Thomas Luckmann (1980). Demnach werde zwar im Rahmen einer Internalisierung eine Wirklichkeit einverleibt, doch welche Rolle Körper und Leib bei dieser Internalisierung spielten, werde, so die Autoren, nicht untersucht. Einverleibung werde rein metaphorisch betrachtet (vgl. Berger & Luckmann, 1980, S. 139, 195ff.). Für einen Überblick über naturalistische und konstruktivistische Ansätze vgl. Jäger, 2004.

106 Vgl. Lindemann, 1993a; Villa, 2000; Stoller & Vetter 1997; Jäger, 2004. Hier werden insbesondere die Leibphänomenologie von Hermann Schmitz (1985), Helmuth Plessner (1975) und Maurice Merleau-Ponty (1966) rezipiert.

IV.2.1. Der Leib als interdependente Kategorie

Einem Überblick von Ulle Jäger (2004) folgend zeichnet sich im Feld der Körpersoziologie im Spannungsfeld zwischen Konstruktion und materieller Gegebenheit eine Entwicklung ab, in der eine Vermittlung zwischen der Diskursivität des Körpers und einer Form von Leiblichkeit als subjektiver Erfahrung und Vermittlung von Körperlichkeit gedacht wird. Mit der Leibphänomenologie wird auf körperphilosophische Theorien Bezug genommen, in denen der Mensch in seiner Existenz als Körper und Leib in einem unaufhebbaren Doppelaspekt untersucht wird. Der Leib wird in dieser Perspektive als ein Ort verstanden, an dem sich das Selbst in seiner leiblichen Körperlichkeit bewusst erfahren kann. Dabei richtet sich der Fokus auf eine leiblich-affektive Binnenansicht des Handelnden, in der die individuelle Erfahrungsweise unterstrichen wird. Da im Verständnis der Leibphänomenologie die leibliche Erfahrung eine genuine Erkenntnisweise darstellt (vgl. Böhme, 2003, S. 40) und als ontologische Setzung nicht weiter aufgeklärt wird, ermöglicht nach Jäger (2004) eine theoretische Unterscheidung von Körper und Leib, den Körper aus zwei verschiedenen Perspektiven zu betrachten: „Doppelseitiges und nicht Doppeltes ist der Körper in der phänomenologischen Unterscheidung von Körper und Leib, da es sich nicht um eine Verdoppelung des Gegenstandes, sondern um zwei unterschiedliche Perspektiven handelt […]. Als Körper betrachtet, ist er Objekt neben anderen Objekten, als Leib ist er der lebendige, der gelebte Körper, und damit zugleich das Selbst, dem sich andere Objekte und auch der eigene Körper präsentieren.“ (Jäger, 2004, S. 53). So betrachtet stellen die leibphänomenologischen Ansätze für den Körperdiskurs der Geschlechterforschung vielversprechende Zugänge dar. Mit dem Fokus auf die Binnenstruktur des Leibes wird die leibliche Empfindungs- und Erfahrungsdimension als Erkenntnisinstrument theoretisiert. Mit dieser Perspektive ist nicht nur eine Kritik an der dekonstruktivistischen Debatte um den Körper und das Geschlecht verbunden, sie richtet sich auch grundsätzlich gegen die cartesianische Tradition der Körper-Seele-Geist-Spaltung (vgl. Schmitz, 1985). Geschlechterkonstruktionen sollen nicht nur als kognitive und diskursive Prozesse untersucht werden, sondern auch im Hinblick auf ihre materiellen und körperlichen Aspekte sowie die Fähigkeit des Leibes zur ‚Selbstthematisierung des Sich-Spürens‘ (vgl. Lindemann, 1993a, S. 44; Lindemann 1994).

Trotz der Methode, die gelebte leibliche Erfahrung in den Mittelpunkt der Untersuchung zu stellen (im Sinne Husserls Forderung ‚zurück zu den Sachen’) muss hier kritisch angemerkt werden, dass die leibphänomenologischen Untersuchungen der Gründerväter nicht dazu beigetragen haben, Geschlechterunterschiede aufzufinden und zu konzeptualisieren. Im Gegenteil stehen universale Konstitutionsanalysen im Vordergrund und zentrieren ausgehend von

einem patriarchistisch männlichen Körper auf einen androgynen Leib. Ungeachtet einer androgynen Perspektive der phänomenologischen Theoretiker plädiert Linda Fisher dafür, leibphänomenologische Ansätze für eine Analyse der weiblichen Geschlechtlichkeit und deren subjektive Besonderheiten nutzbar zu machen (vgl. Fisher, 1997, S. 20ff.).[107] Denn Geschlecht ist nachweislich ein integraler Akt der Subjektivität und leibphänomenologische Untersuchungen beschäftigen sich mit einer allgemeinen Strukturalität der Subjekthaftigkeit. Dabei gehe es – so Fisher – um eine spezifische Dialektik, durch welche der Akzent auf der subjektiven Besonderheit der weiblichen Erfahrung liege und gleichzeitig die Situation der Frau allgemein untersucht werden könne. Umfasst werden soll demnach die individuelle Erfahrung bis hin zum verallgemeinernden Wesen von weiblicher Subjekthaftigkeit, die eben die Unmittelbarkeit und Besonderheit eigener Erfahrung nicht außer Acht lässt. „[…] [E]ine strukturale Invarianz *innerhalb* der Varianz" (Fisher, 1997, S. 38) müsse nicht generisch, sondern könne als Faden der Invarianz gedacht werden. So kristallisiert sich die zentrale Frage heraus, wie trotz der Kritik an einem generalisierenden, paradigmatisch androgynen Subjektentwurf mit den damit verbundenen Eigenschaften der Rationalität etc. – von Butler zutreffend nicht nur als Entwertung weiblicher Erfahrung sondern auch der Frauen insgesamt bezeichnet (vgl. Butler, 1997, S. 166ff.) – die Leibphänomenologie konstruktiv für die Anliegen der feministischen Forschung rezipiert werden kann. In dem Bemühen, spezifisch weibliche Erfahrungen nicht auszugrenzen, sondern der Erforschung zugänglich zu machen, wird nach hermeneutischen Perspektiven gesucht, mit deren Hilfe die Erfahrungen mit und über den Körper aus der Subjektperspektive untersucht werden können.

Mit Blick auf meinen Untersuchungsgegenstand, *wie* gesellschaftliche Diskurse in die subjektive, leibliche Erfahrung und die individuelle Subjektivierung Eingang finden, bietet die Verschränkungshypothese, wie sie von Gesa Lindemann (1993a) und Ulle Jäger (2004) vorgelegt wurde, vielversprechende Anregungen. Hier wird ausgehend von einer historischen Betrachtung des ‚geschlechtlichen Körpers' vorgeschlagen, dass sowohl die Außen- wie auch die Selbstwahrnehmung von Körper als historisch variabel untersucht werden kann. Der Körper fungiert dabei quasi als Gegenstand, während der Leib als Ort leiblicher Erfahrungen verstanden wird, worüber unmittelbare und unwillkürliche Erfahrungsqualitäten der Untersuchung zugänglich gemacht werden. Dazu schlägt Lindemann (1993a) vor, die diskursanalytische Perspektive auch auf die Leiblichkeit des Körpers zu beziehen, um zu untersuchen, *wie* die

107 Ungeachtet der spezifischen Unterschiede und theoretischen phänomenologischen Zugänge (existentialistische und transzendentale) ändert sich die feministische Kritik an der Position der Leibphänomenologie gegenüber essentialistischen Universalismen nicht.

Konstruktion und Einverleibung soziokultureller Strukturen im Detail gedacht werden kann. Erst die Berücksichtigung der passiven Verstricktheit des Leibes in eine Umwelt, die immer schon sozial strukturiert ist, könne aufzeigen, wie soziale Ordnungen auf der leiblichen Ebene abgesichert werden. Lindemann betont, dass die Konstruktionen erst dann Bestand haben, wenn sie als wirklich erfahren werden. Wirklich ist das, was „von leiblichen Individuen in ihrer Beziehung zum Feld je situativ als das erfahren wird, was sie hinnehmen müssen, dem sie sich nicht entziehen können“ (Lindemann, 1994, S. 140). Besonders die qualitativ andere Beschaffenheit der leiblichen Realität werfe – so Lindemann – ein neues Licht auf das Funktionieren der sozialen Kontrolle. Dies sei auch in Bezug auf die Geschlechterverhältnisse relevant, denn die Körper- bzw. Leiberfahrungen seien bis in die kleinsten Verästelungen hinein sozial strukturiert. Die Einbeziehung der leiblichen Erfahrungen in das konstruktivistische Paradigma biete einen Zugang dazu, wie die Stabilität kontingenter Ordnungen, beispielsweise die Geschlechterordnung, hergestellt werden (vgl. Lindemann, 1994, S. 115ff.). Ausgehend von diesem Standpunkt entwickelt Lindemann eine Verschränkungstheorie, mit dem Ziel, eine differenzierte Untersuchung der Verschränkung von Körper und Leib aufzuzeigen und gendertheoretisch fruchtbar zu machen (vgl. Lindemann, 1993a, S. 53ff.).

Anknüpfend an Lindemanns Verschränkungstheorie legt Jäger (2004) den Fokus in einer Theorie der Inkorporierung auf eine empirische Beschreibung des Verhältnisses von körperlich-leiblichem Selbst und sozialer Umwelt. In Anlehnung an ein poststrukturalistisches Verständnis entwickelt Jäger eine theoretische Konzeption, wonach der Körper als gesellschaftliches Soziales und damit Nicht-Natürliches begriffen werden kann, ohne dabei jedoch seine Materialität und damit verknüpfte erlebte Erfahrung zu ignorieren (vgl. Jäger, 2004, S. 37). Ziel ist, Perspektiven aufzuzeigen, um das existentielle menschliche Grundverhältnis von Körper und Leib in den Blick zu nehmen und das unbewusste Funktionieren des Leibes der eingehenden Analyse einer wissenschaftlichen Untersuchung zugänglich zu machen. Mit der Annahme eines strukturellen Verhältnisses zwischen Körper und Leib könne die Kontingenz des „[…] Subjektive[n], Verborgene[n] und Uneindeutige[n]“ (Jäger 2004, S. 213), das mit leiblicher Erfahrung immer verbunden ist, in den Kontext gesellschaftlicher und kultureller Diskurse gestellt werden. Auf diese Weise könne leibliche Erfahrung als subjektive Wirklichkeit in ihrer Geschichtlichkeit beschreibbar und in den herrschenden Diskurs aufgenommen werden. Es soll so ein Mittelweg zwischen sozialkonstruktivistischen und essentialistischen bzw. naturalistischen Ansätzen aufgezeigt werden. Darüber hinaus wird eine theoriekonsistente Begriffsbestimmung angestrebt, die mit poststrukturalistischen und leibphänomenologischen Theoriezugängen kompatibel ist (vgl. Jäger, 2004, S. 103ff.).

Nachfolgend wird nun zuerst die Verschränkungshypothese von Gesa Lindemann vorgestellt und im Anschluss daran Jägers Theorie der Inkorporierung. Mit Bezug auf meine Ausgangsfrage, *wie* Erfahrungen, einschließlich Körpererfahrungen, in die transformatorischen und psychodynamischen Prozesse der Verkörperung und Subjektivierung eingehen, werden die Ansätze abschließend diskutiert.

IV.2.2. Verschränkungstheorie von Lindemann

Lindemann (1993a) entwickelt ihre Theorie der leiblich-affektiven Verschränkung basierend auf dem Konzept der Leibphänomenologie von Hermann Schmitz sowie dem Konzept der exzentrischen Positionalität von Helmuth Plessner. Beide Theorien werden nur so weit vorgestellt, wie sie von Lindemann für die Entwicklung der Verschränkungsthese rezipiert werden: Von Schmitz wird in Bezug auf die Verschränkungsthese eine Zweiteilung der körperlich-leiblichen Existenzweise übergenommen, die dieser durch die Bezeichnung ‚körperlicher Leib' kennzeichnet. Die körperliche Ebene gilt hierbei als über die Sinnesorgane objektiv erschließbar,[108] die leibliche Ebene wird über leibliches, oft unbewusstes Empfinden zugänglich. Mit dem Terminus ‚körperlicher Leib' differenziert Schmitz das Verhältnis von Körper und Leib, um zu verdeutlichen, dass das eigenleibliche Spüren als subjektive Dimension des somatischen Körpers gefasst wird und aus der inneren Spürposition heraus in verschiedenen sensorisch-sensitiven Qualitäten wahrgenommen werden kann. Mit dem Begriff der ‚Leibesinseln' erfährt das Spezifische des unmittelbar Gespürten eine weitere Ausdifferenzierung (vgl. Schmitz, 1965, S. 27); diese sind – so Schmitz – auf der leiblichen Ebene als absolute Orte spürbar.[109] Hierbei gelte zu berücksichtigen, dass die Leibesinseln nicht mit den Organe selbst zu verwechseln seien.[110] Sie können zwar über das Spüren im Körper lokalisiert werden, so dass auf diese Weise ein untrennbares Wechselverhältnis zwischen Körper und gefühltem Leib gegeben ist.[111] Zwar gehe in das Spüren die individuelle Entwicklungsgeschichte und damit immer auch das hegemoniale Körperwissen mit ein, doch da – so Schmitz – die Eigenwahrnehmung des Leibes gerade aufgrund des poststrukturalistischen und naturwissen-

108 Zur Problematik, Sinnesorgane mit objektivem Erkennen zu assoziieren, s. FN 115.

109 Bestimmte Erfahrungen, wie z.B. Angst und Schmerz lösen die räumliche Bestimmung des Körpers auf; der alles einnehmende eigene Ort, von dem keine Distanzierung möglich ist, wird von Schmitz als absolute Örtlichkeit bezeichnet. Gegenüber den naturwissenschaftlichen Methoden der Körperbeschreibung soll das, was am absoluten Ort des Leibes stattfindet und gespürt wird, nach Schmitz ebenfalls einer Beschreibung zugänglich werden.

110 Wörtlich heißt es hierzu bei Schmitz: „Die in den vermeintlichen Organempfindungen gespürten Leibesinseln sind also verschieden von den Teilen des sicht- und tastbaren Körpers, deren relativen Ort sie einnehmen. Diese Gemeinsamkeit des relativen Ortes ist die einzige präzis faßbare Übereinstimmung zwischen Leibesinseln und Teilen des reinen Körpers." (Schmitz, 1965, S. 55).

111 Er entwirft ein Alphabet der Leiblichkeit, dem die Dynamik des Leibes mit ihrer zugehörigen Physiologie als Anatomie des spürenden Leibes zugrunde gelegt wird (vgl. Schmitz, 1965, S. 283-324; Schmitz, 1985, S. 71-106).

schaftlichen Körperdiskurses mehr und mehr zurückgetreten sei und unter Umständen davon dominiert werde, stellt dieser der Dominanz des hegemonialen Diskurses den Leib als spürbaren Eigenraum gegenüber. Schmitz vertritt eine systematische Trennung von Körper und Leib. Mit dieser Unterscheidung grenzt er sich von einem biologistischen Verständnis des Leibes ab und hebt demgegenüber eine untrennbare Wechselwirkung zwischen Körper und Leib hervor.[112]

Um die spürbare Körpererfahrung theorierelevant zu untersuchen, übernimmt Lindemann für ihre Konzeptualisierung der Verschränkungstheorie die phänomenologischen Termini ‚körperlicher Leib' und ‚Leibesinsel'. Eine weitere Thematisierung der leibphänomenologischen Theoreme nach Schmitz und damit im Zusammenhang stehende kritische Problematisierungen dieser Denktradition steht bei Lindemann nicht im Vordergrund. Auch in meinen Ausführungen kann darauf nicht eingegangen werden.[113]

Eine Unterscheidung von relativen und absoluten Orten nimmt auch in Helmuth Plessners Theorie der exzentrischen Positionalität einen zentralen Stellenwert ein. Im Zentrum steht hier die menschliche Fähigkeit zur Selbstdistanzierung und zur Reflexion. Die Fähigkeit, zwischen zentrischer und exzentrischer Position zu unterscheiden und eine reflexive Position einzunehmen, charakterisiert für Plessner den Unterschied zwischen Mensch und Tier.[114] Die Beziehung des Menschen zur Umwelt hat demnach zwei Richtungen: Er kann eine reflektierende Position sich selbst und der Umwelt gegenüber einnehmen. Natürlich findet sich auch beim Menschen die zentrische Position, doch könne der Mensch zu sich als leibliches Selbst ein reflexives Verhältnis einnehmen und sich u.U. von seinen Empfindungen distanzieren. So gesehen existiert der Mensch als Körper und Leib zugleich. Wenn Plessner in Bezug auf die Problematik des Verhältnisses von Körper und Leib betont, „[a]ls exzentrisch organisiertes Wesen muß er sich zu dem, was er *schon ist, erst machen* [Hervorhebung i. O.]" (Plessner,

112 Die Wechselwirkung zwischen personaler Verfassung und soziokultureller Umwelt berücksichtigt Schmitz mit dem Begriff der ‚leiblichen Disposition' (vgl. Schmitz, 1995, S. 130).

113 Für eine umfassendere und kritische Auseinandersetzung mit Schmitz vgl. z.B. Waldenfels & Giuliani, 2000. Hier wird die grundsätzliche Problematik einer Differenzierung von Körper und Leib in Bezug auf die schmidtsche systematische Entkoppelung von Körper und Leib einer kritischen Betrachtung unterzogen und kann stellvertretend für kritische Positionen der ‚Neuen Phänomenologie' gelesen werden. Waldenfels & Giuliani konstatieren, dass es bei Schmitz „keine intelligible Brücke zwischen Leib und Körper" (Waldenfels & Giuliani, 2000, S. 281) gibt. Obwohl Schmitz die Wechselwirkung und Durchlässigkeit zwischen Leiblichem und Körperlichem betont, bleibt dennoch unklar, wie er das Verhältnis zwischen Körper und Leib bestimmt. Nach Waldenfels führt die Entkoppelung von Körper und Leib bei Schmitz zu einer Restituierung des cartesianischen Egos, im Sinne eines ‚Ich spüre, also bin ich' (vgl. Waldenfels & Giuliani, 2000, S. 280f.).

114 Das Tier ist demnach im Gegensatz zum Menschen zentrisch positioniert, denn das Tier kann seine Reaktionsweisen nicht auf einer bewussten Ebene reflektieren und sich gegebenenfalls davon distanzieren, sondern ist ihnen ausgeliefert.

1981, S. 383), womit er unterstreicht, dass sich der Mensch seinen Körper zu seinem Leib macht, indem er ihn sich aneignet und emotional besetzt. Insofern in die exzentrische Position die kulturelle Ordnung eingeht und einen vermittelnden und erklärenden Bezug zwischen zentrischer und exzentrischer Position herstellt, kann die leibliche Unmittelbarkeit nur vermittelt über dieses kulturell geprägte Verstehen zugänglich werden.[115] Vor dem Hintergrund der geschilderten Konzeptionen von Schmitz und Plessner entwickelt Lindemann nun ihre Theorie der Verschränkung von Körperwissen und Leiberfahrung. Der körperliche Leib wird von Lindemann als der Ort bestimmt, an dem es zu einer nachhaltigen Verschränkung von subjektiv-leiblichem Spüren und objektivem Körper und Geschlecht kommt (vgl. Lindemann, 1993a, S. 52f.). Im Spannungsfeld von Körper-Haben und Leib-Sein erfährt das Konzept des körperlichen Leibes durch die Verknüpfung mit Plessners exzentrischer Positionalität eine körpersoziologische Wendung und gewinnt darüber einen Anschluss an die gesellschaftlich normierten Symbolisierungen des Körpers. Lindemann schreibt dazu: „Die Verschränkung von Körper und Leib ist wesentlich eine Verschränkung von einem von Wissen und Symbolstrukturen durchzogenen Körper und Leib. Der Begriff der Verschränkung besagt, dass ein leibliches Selbst nicht-relativierbar, hier-jetzt auf die Umwelt bezogen ist und zugleich aus dieser Relation herausgesetzt ist und so erfährt, dass es einen Körper hat, der sich an einer relativierbaren Raum-Zeit-Stelle befindet. Wenn es den Körper im Sinne des Wissens und Zeichenverständnisses auffasst, die es je historisch von diesem gibt, erlebt es sich umgekehrt leiblich gemäß dem Körper, den es hat.“ (Lindemann, 1993a, S. 30). In Lindemanns Verschränkungstheorie ist die Interpretation des Leibes wissensvermittelt, der körperliche Leib selbst und nicht nur die jeweiligen Körpertechniken werden als gesellschaftlich und sozial konstruiert untersucht.[116] In dieser Konsequenz ist jedes Wissen um den Leib insofern relativ, als es von der jeweiligen kulturell-gesellschaftlichen Ordnung geprägt ist, was bedeutet, dass das leibliche Sein nicht universal und überhistorisch „an sich“ ist (vgl. Lindemann, 1995; Jäger, 2004). So gesehen macht sich die gesellschaftliche Ordnung nicht nur auf der Ebene des leiblich-affektiven Spürens bemerkbar, sondern wirkt auf die Körperstruktur selbst ein. Dies gilt ebenso für die heteronormative Geschlechtlichkeit, die auf diese Weise unumstößlich, quasi natürlich wirkt. Denn: „Wirklich ist die Geschlechterordnung also nicht, weil sie natürlich ist oder eine biologische Grundlage hat, sondern einzig, weil sie – nicht nur in unserer Kultur – erfolgreich in die Leib-Feld-Beziehung eingefügt ist.“ (Lindemann, 1994, S. 141).

115 Auch von Plessner wird die Wahrnehmung über die Sinnesorgane mit objektivem Erkennen assoziiert und übersieht den Einfluss der kulturellen Kontingenz.

116 Hier geht Lindemann über Plessner hinaus, der die exzentrische Position selbst nicht explizit auf die Binnenstruktur des Körpers, also auf die leiblichen Erfahrungen anwendet.

Indem der körperliche Leib das Geschlecht versymbolisiert, bleibt der Anschein der Natürlichkeit so lange bestehen, wie nicht bewusst zwischen körperlichem Leib als Bedeutungsträger und Geschlecht mit spezifischer Bedeutung innerhalb der heterosexuellen Matrix unterschieden wird. Auf diese Weise soll der Zugang zum Leib in zweifacher Hinsicht problematisierbar werden: „Zum einen ist es in diesem Rahmen nicht möglich, davon auszugehen, der Leib sei derart durch Diskurse geformt, daß es an ihm außer den ihn formenden Mächten nichts zu untersuchen gäbe. […] Zum anderen gibt es aber auch keinen unvermittelten Zugang zum Leib, denn dieser wird in seiner räumlichen Struktur selbst einer kulturellen Formung unterworfen." (Lindemann, 1996, S. 173). Nach dieser Auffassung ist der Leib zwar eine „Realität eigener Art, deren Strukturen qualitativ anders beschaffen sind als die der Dingwelt" (Lindemann, 1995, S. 133), doch wird die Strukturalität des Leibes gegenüber den bisherigen phänomenologischen Sichtweisen als historisch variabel verstanden (vgl. Lindemann, 1996, S. 173).[117] Auf der Folie dieser Überlegungen zeigt Lindemann anhand der empirischen Analyse der diagnostischen Untersuchung transsexueller Menschen sowohl die Kontingenz und konservative Wirkung der leiblich-affektiven Ebene des Leibes auf, welche die sozialen Konstruktionen aufrechterhält, als auch darüber hinausgehend Möglichkeiten der Veränderung. Um leiblich-affektive Gefühle und Wahrnehmungen zu erschließen, bedarf es eines wechselseitigen Verstehens, das sich sowohl auf das Selbstverstehen der AkteurIn sowie des Gegenübers bezieht. Nach Lindemann wird dies erst durch die doppelte Kontingenz emotionaler Diskurse möglich, die sich auf der Ebene der affektiv-leiblichen Gefühle und der Sprache inszenieren. Doppelte Kontingenz bezieht sich – so Lindemann – auf mindestens zwei AkteurInnen, deren Verhalten gegenseitig verstehbar, d.h. intelligibel wird, indem sie der gleichen gesellschaftlichen Realität angehören. Unter der Perspektive kontextbezogener Kommunikation wird das interleibliche[118] Verstehen bzw. Missverstehen auf der Basis einer doppelten Kontingenz zu erfassen versucht (vgl. Lindemann, 2002). Unter diesem Blickwinkel werden leiblich-affektive Erfahrungen im subjektiven und interpersonellen Kontext erst mittels kommunikativer und kontextbezogener Diskurse sinnhaft (im Sinne von intelligibel) und validierbar. Daran anknüpfend demonstrieren Lindemanns empirische Untersuchungen, wie mit Hilfe der Selbstreflexion und Selbstdistanz eine gewisse Auftrennung von Körper und Leib erfolgt und zu eigenwilligen Umdeutungen genutzt werden kann. Aus der exzentrischen Positionalität heraus ist es – nach Lindemann – möglich, die Verschränkung von Körper und

117 Diese Relativität differenziert Lindemann folgendermaßen: „[W]as in dieser künstlich vermittelten natürlichen Unmittelbarkeit auf das Konto von instinktiven und was auf das von kulturellen Antrieben geht, ist kaum mehr auszumachen. Als naturhaft wäre allein die Struktur der Umweltbeziehung, aber nicht ein besonderer Inhalt zu beschreiben." (Lindemann, 1993a, S. 30).

118 Vgl. die Zwischenleiblichkeit bei Merleau-Ponty, 1967, S. 58ff.

Leib zu lösen und beide Teile als zwei verschiedene Aspekte kenntlich zu machen. Auf diese Weise könne eine geschlechtliche Selbstbestimmung in Bezug auf den Körper bzw. das Körpergeschlecht und das leibliche Empfinden realisiert werden. In dieser Perspektive bleibt der Leib nicht nur unhintergehbare Wirklichkeit, sondern wird auch der Ort für erfolgreiche Umdeutungen. Dieser Prozess beinhaltet – so Lindemann – ein utopisches Moment, insofern, als die Differenz zwischen leiblich-affektivem Empfinden und hegemonialen Zuschreibungen zeitlich und örtlich nicht bestimmbar und daher in diesem Sinne utopisch ist (vgl. Lindemann, 1995, S. 11).

An dieser Stelle gilt festzuhalten, dass Lindemann mit der Theorie der Verschränkung von Körper und Leib eine diskursanalytische Wendung der phänomenologischen Körpertheorien gelingt. Über das Verhältnis von körperlich-leiblichem Selbst und dessen Verwobenheit mit dem dominanten gesellschaftlichen Körperdiskurs wird die Kontigenz des eigenleiblichen Spürens herausgearbeitet und „[…] auf die im Körper symbolisierte Empfindungs- und Aktionsprogrammatik bezogen“ (Lindemann, 1993a, S. 287).

IV.2.3. Inkorporierungstheorie von Jäger

Jäger konzentriert sich in ihrer Theorie der Inkorporierung (2004) aufbauend auf Lindemanns Theorie der Verschränkung auf jene Fragen, die sich um ein ‚*Wie*‘ zentrieren, d.h. *wie* sich die Machtverhältnisse im und am Körper materialisieren und *wie* sie Identitäten ausbilden. Um zu beschreiben, *wie* eine Inkorporierung genau funktioniert, müsse man sich auf die Ebene des Leibes einlassen und die emotionalen Aspekte expliziter in den Fokus nehmen (vgl. Jäger, 2004, S. 206). Auf diese Weise könnten Effekte der Inkorporierung in Bezug zu gesellschaftlichen Diskursen und deren Wirksamkeit beschreibbar werden. Um die Verschränkung von Körper und Leib zu markieren, übernimmt Jäger den von Lindemann eingeführten körpersoziologisch gewendeten Begriff des ‚körperlichen Leibes‘. Damit könne auf einen Leibbegriff zurückgegriffen werden, der im Gegensatz zu ahistorischen Setzungen die Annahme einer Inkorporierung von Wissens- und Machtverhältnissen aufnimmt, von denen auch die Gefühls- und Wahrnehmungsebenen infiltriert sind –die also ‚unter die Haut gehen‘ (vgl. Jäger, 2004, S. 17). Darüber hinaus aber bleibe der Leib in Rekurs auf Schmitz insofern eigensinnig, als er einen eigenen Sinn bzw. einen eigenen Bereich der Sinnlichkeit darstelle (vgl. Jäger, 2004, S. 61). Die Unmittelbarkeit dessen, was auf der Ebene des Leibes passiert, wird bei Jäger daher auch im Sinne von Ungehorsam verstanden: „Leibliche Regungen entziehen sich der spontanen willentlichen oder vernünftigen Steuerung, […]. Die Welt rückt dem Selbst dadurch nah, dass sie sich leiblich in der Form von affektivem Betroffensein bemerkbar macht.“ (Jäger,

2004, S. 61). Dem Leib als eigenem Ort für Empfindungen und Gefühle und einem Ort, der in sich strukturiert und differenziert ist, wird mit Hilfe der exzentrischen Positionalität von Plessner eine Position zur Seite gestellt, von der aus sich dem Subjekt auch Möglichkeiten bieten, in der leiblichen Betroffenheit ein Potential der Selbstgestaltung und Veränderung zu sehen. Damit werde auch eine Weiterführung in Bezug auf Butlers Konzept der Materialisierung sowie eine Anschlussfähigkeit an den körpertheoretischen Diskurs von Foucault denkbar. Hier bezieht sich Jäger auf die Genealogie des Körpers[119], der nach Foucault eine doppelte Aufgabe zukomme: nämlich erstens den Körper in jenem Sinne als historisch zu verstehen, als die Einschreibung der Geschichte in den Körper aufzudecken und nachzuzeichnen sei, sowie zweitens den Prozess der Zerstörung am Körper sichtbar zu machen – d.h. auch die materiellen Aspekte des Körpers zu untersuchen und zu historisieren. Foucault zeigt mit einer historischen Perspektive auf den Leib, wie der Leib von der Geschichte gezeichnet ist. In den Leib prägen sich Ereignisse und Erfahrungen ein und werden an ihm sichtbar, denn „[…] der Leib – und alles, was den Leib berührt – ist der Ort der *Herkunft* […, kursiv im Original, H. K.-K.]“ (Foucault, 1974, S. 75). Hierbei markiert die Metapher der Zerstörung den Körper nicht nur als Ort der Einschreibung, der historisch und sozial geformt ist, sondern gleichzeitig als Ort des potentiellen Widerstandes. Diese und ähnliche Passagen werden in der Literatur vielfach als ‚Naturrest‘ kritisiert.[120] Jäger richtet ihre Kritik an Foucault darauf, dass in Bezug auf seine Genealogie des Körpers offen bleibe, *wie* die Machtverhältnisse das Körperinnere durchziehen bzw. *wie* sich die Durchdringung der Machtverhältnisse vollziehe und *wie* Foucault sich den Körper als Ort des potentiellen Widerstandes vorstelle.[121] In Bezug auf diese bei Foucault ausgemachten Leerstellen schlägt Jäger – ganz im Sinne Lindemanns – eine Verschränkung zwischen Körper und Leib vor. Gegenüber einem Leib, der nicht universell, sondern in den historischen und sozialen Körperdiskurs einbezogen und verwoben ist, kann dann auch der Leib sowie eine Selbstwahrnehmung des Körpers als historisches Apriori im Sinne Foucaults gedacht werden. Mit Foucault könne der leibphänomenologische Diskurs historisiert und die leibliche Erfahrung als subjektive Wirklichkeit in ihrer Geschichtlichkeit

119 Die Genealogie als historische Analyse der Herkunft stellt eine Verbindung zwischen Körper/Leib und Geschichte her.

120 Vgl. Laqueur, 1992, S. 27; Sarasin, 2001, S. 456; Jäger, 2004, S. 83ff..

121 Bei Foucault heißt es: „Gegen das Sexualitätsdispositiv kann der Stützpunkt des Gegenangriffs nicht das Sex-Begehren sein, sondern die Körper und die Lüste“ (Foucault, 1977, S. 187). Man kann annehmen, dass die leibliche Erfahrung von Lust mit „ihrer Intensität, ihrer spezifischen Qualität, ihrer Dauer und ihren Ausstrahlungen im Körper und in der Seele“ (Foucault, 1977, S. 74) im Vordergrund steht. In diesem Zitat klingt an, dass Foucault Sexualität über den hegemonialen Diskurs des Sex bzw. der Sexualpraktiken hinausgehend fasst. So ist festzuhalten, dass im Hinblick auf die Frage, inwieweit Körper den Normalisierungen widerstehen, Foucault auf eine Form des Körpers rekurriert, die jenseits der gesellschaftlichen Bestimmtheit angesiedelt scheint und eine Aufwertung des Körpers und der Lüste als Ort des Widerstandes hypostasiert.

beschreibbar werden. Dies sei besonders im Hinblick auf gendertheoretische Fragestellungen relevant und erlaube weiterführende Differenzierungen von konstruktivistischen Subjekt- und Geschlechtertheorien. Diese vorgeschlagene Erweiterung expliziert Jäger am Beispiel der Habitustheorie von Pierre Bourdieu und argumentiert, dass der Habitus mit der von ihr vorgeschlagenen Genealogie des Leibes um die leibliche Dimension erweitert werde (vgl. Jäger, 2004, S. 169ff.). Bei Bourdieu schlägt sich das Spannungsverhältnis zwischen kontingenten sozialen Ordnungen und individuellen Erfahrungen in Körperstrukturen und auf der Ebene des Selbstempfindens nieder. Bourdieu bezeichnet daher das Ensemble inkorporierter Schemata der Wahrnehmung, des Denkens, Fühlens, Bewertens, Sprechens und Handelns mit Habitus; diese Schemata sind unbewusst tief im Körper verankert und über das Einnehmen von bestimmten habituellen Körperhaltungen und Gesten markiert, die eben auch geschlechtlich konnotiert sind. (vgl. Bourdieu, 1993, S. 98).[122] Die Inkorporierung von symbolischer Ordnung erfolge weitgehend unbewusst und „[w]as der Leib gelernt hat, das besitzt man nicht wie ein wieder beschreibbares Wissen, sondern das ist man [...]“ (Bourdieu, 1993, S. 134). Als Beispiele werden das enge Zusammenhalten der Beine bei vielen Frauen genannt, die Art, den Kopf zu halten und den Blick nicht zu erheben (vgl. Bourdieu, 2005, S. 53ff.). Die Körperstrukturen sind mit Gedanken, Körperhaltungen und entsprechenden Gemütszuständen verkoppelt und fungieren als Metaphern, über die ein Zugang zur eigenen biographischen Erfahrung und darüber hinaus zum gesellschaftlichen Kontext aufgerufen werden kann. Die Verkoppelung von habituellen Körperhaltungen mit der gesellschaftlich geformten Art des Fühlens und Denkens verdeutlicht Bourdieu am Beispiel der Traurigkeit: „Der Leib glaubt, was er spielt: er weint, wenn er Traurigkeit mimt.“ (Bourdieu, 1987, S. 135). Bei Bourdieu rücke auf der Begriffsebene des Habitus – so Jäger – eine leiblich-affektive Erfahrungsebene ins Zentrum, die von ihm selbst nicht expliziert werde. Da Bourdieu hinsichtlich einer Präzisierung der Frage des *wie* auf eine vorgesellschaftliche, natürliche Entität rekurriert, die mit bestimmten Eigenschaften ausgestattet der „spezifischen Logik der Organismen unterworfen ist“ (Bourdieu, 1993, S. 102), bleibe die Ebene des Leibes aus der sozialwissenschaftlichen Analyse ausgeschlossen. Auf diese Weise bleibe ungeklärt, *wie* die leibliche Ebene dazu beitrage, dass die klassenspezifischen Erfahrungen am Körper zur Darstellung gebracht werden, also *wie* der Leib die ihm zugeschriebene Funktion erfülle (vgl. Jäger, 2004, S. 169f.). Demgegenüber biete gerade die Differenzierung zwischen zentrischer und exzentrischer Positiona-

122 Dass der Habitus nicht nur Positionen und deren Verkörperungen innerhalb der sozialen Hierarchie beschreibt, sondern weitreichende politische und soziale Positionen damit verbunden sind, die den Zugang und das Verfügen über gesellschaftliches Kapital bestimmen, kann in dieser Arbeit nicht ausgeführt werden.

lität einen Zugang dazu, *wie* Dispositionen sowie Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata unbewusst angeeignet werden und unbewusst funktionieren.

Mit der Frage, ob die von Jäger vorgebrachte Kritik am Habituskonzept von Bourdieu nicht zu kurz greift und vernachlässigt, dass gerade das Habituskonzept einen dialektischen Zusammenhang zwischen Machtstrukturen und Körperstrukturen sowie deren emotional-affektivem Erleben beschreibt[123], bleibt zu klären, ob im Rückgriff auf phänomenologische Theorieansätze, auch wenn sie diskurstheoretisch gewendet werden, ein Aneignungsprozess von Machtverhältnissen als Verkörperung erklärt werden kann oder lediglich beschreibt, wie das unbewusste Funktionieren und seine passive Verstrickung im Feld funktionieren. Damit geht die grundsätzliche Frage einher, wie das Verhältnis von Körper und Leib konzeptualisiert werden kann, und knüpft an die theoretische Debatte um Konstitution versus Konstruktion an. Es bleibt festzuhalten, dass mit Lindemann und Jäger der Blick auf den Körper um die Relevanz des leiblichen Verstehens und seine Empfindungsmöglichkeiten erweitert wird. Die Aufklärung der soziokulturellen Prägung des leiblichen Erlebens differenziert und erweitert den diskursiven Körperbegriff um nicht rational-reflektierende Ebenen. Der Einbezug der leiblichen Erfahrung bietet gegenüber den diskursiven Ansätzen neue Zugangsweisen, womit eine wesentliche Voraussetzung dafür geschaffen wird zu untersuchen, *wie* sich geschlechtliche Verkörperungsdynamiken vollziehen (vgl. Jäger, 2004).

IV.2.4. Kritik und Anschlüsse

Obwohl eine kulturdeterministische Konzeption des Körpers erklärtermaßen als Reduktion abgelehnt und der Fokus explizit auf die leiblich-affektiven Erfahrungen gelegt wird, setzt sich mit der Bindung des Leibes an die Sprache/den Diskurs bei Lindemann und Jäger eine Sichtweise durch, in der leibliche Erfahrungen als kulturelle Verkörperungen auf spezifische Weise an die Sprache gebunden bleiben. Da die Verschränkung von Körper und Leib im Wesentlichen als eine Verschränkung von einem von Wissen und Symbolstrukturen durchzogenen Körper und Leib gefasst wird (vgl. Jäger, 2004, S. 210), rückt eine verbale, linguistische Ebene in den Vordergrund und macht die personelle und jeweilige kulturelle Sinnhaftigkeit, die auf der subjektiven Ebene individuell bedeutungsvoll reproduziert wird, für das Subjekt selbst und sein Gegenüber/die Umwelt verstehbar. In der Konsequenz kann der Leib dann nur über den gemeinsamen Sprachkontext – also eine doppelte Kontingenz (vgl. Lindemann, 1999a/b) – zugänglich werden. In dieser Lesart wird eine Perspektive auf den leiblichen Kör-

123 Mit ihrer Kritik ignoriert Jäger zudem den späten Bourdieu, der selbst in seinen späten Werken habitualisierte Positionen nicht für unüberwindbar hält, sondern das selbstreflexive Potential des Menschen hervorhebt (vgl. Bourdieu & Russer, 2001).

per eingenommen, in der der Leib in spezifischer Weise an den Diskurs gebunden ist und als dem Diskurs nachgängig erscheint.

Unbeantwortet bleibt – obwohl erklärtes Ziel – *wie* einseitig kontingente, linguistisch-rationale Positionen vermieden werden können (vgl. Jäger, 2004, S. 20ff.). Dort, wo der Diskurs an seine Grenzen stößt, spannt sich ein Bogen auf zwischen den nicht-rationalen und unbewussten Ebenen der subjektiven Erfahrung und der Wirkung bzw. des Effekts unbewusster Zuschreibungen und Dynamiken, die aus der Sprache verdrängt oder nicht symbolisiert worden sind. Wie können Erfahrungen, die sich leiblich artikulieren, aber nicht dem gleichen Sprachkontext angehören oder aufgrund von Machteffekten aus dem Diskurs ausgeschlossen sind, eingeholt und für den Erkenntnisprozess nutzbar gemacht werden?

Dass Erfahrungen mehr sein können als gefühlte Gedanken, zeigen affektive Zustände wie Unzufriedenheit, Angst, Sehnsucht und Begehren. Sie stehen meist mit Lebenserfahrungen im Zusammenhang, die eine Semantik aufweisen, die nicht oder nur in einer bestimmten Weise sprachlich codiert ist. Hiermit sind Erfahrungsbereiche angesprochen, die mit der Rationalität im Widerspruch stehen und nicht einfach über die Sprache eingeholt werden können. Eine Diskrepanz zwischen subjektiver Verkörperung und leiblichen Artikulationen legt nahe, dass Erfahrungen in verschiedenen Bewusstseinsschichten – bewussten und unbewussten – repräsentiert sind. Es zeigt zudem, dass das körperliche Erleben nicht vollständig in der symbolischen Ordnung der Sprache aufgeht und/oder auf machtmotivierte Nicht-Repräsentanzen verweist. Gerade mit Blick auf das geschlechtliche Körpererleben und die geschlechtliche Subjektivierung kann mit Bezug auf Butler sowie die psychoanalytischen Subjekttheorien der Einfluss von unbewussten und transgenerationalen Wirkmechanismen überzeugend aufgezeigt werden. Im Rahmen der Analyse des melancholischen Geschlechts wurde mit Butler (2001a) gezeigt, wie eine durch das Verbot eines Identifizierungsbegehrens motivierte Abwehr zu einer Identifizierung mit normativer heterosexueller Identifizierung führt, d.h. die mit den soziokulturellen Machtstrukturen verbundenen emotionalen Dimensionen intendieren Verdrängungsprozesse, die nicht nur individuelle, sondern auch überindividuelle, kollektive Faktoren markieren. Mario Erdheim (1982) spricht in Bezug auf den Zusammenhang von gesellschaftlichen Machtverhältnissen und Unbewusstheit daher von einer gesellschaftlichen Produktion von Unbewusstheit (vgl. Erdheim, 1982, S. 216ff.). Insbesondere „[d]ie gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit im Verhältnis zwischen Männern und Frauen kann geradezu als Modell für die Funktion des Unbewußten im Dienste der Herrschaft betrachtet werden“ (Erdheim, 1982, S. 228). Unter der Voraussetzung, dass in die Dynamik geschlecht-

licher Verkörperungen nicht nur bewusst nachvollziehbare Diskurse, die im Anschluss an Butler und Foucault entlang der heteronormativen Achse verlaufen, sondern auch die dadurch verdrängten – also unbewussten –soziokulturellen Diskurse und Tabuisierungen eingehen, ist es mit Blick auf die geschlechtliche Subjektivierung zu kurz gegriffen, Unbewusstheit mit passiv-leiblichem Ausgesetztsein synonym zu setzen (vgl. Jäger, 2004, S. 20ff.); dies übersieht, dass die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit auch die Kulturalität des individuellen Leibes einschließt. Auf diese Weise bleiben relevante Ebenen der leiblichen Verkörperung, die – wie mit Butler dargelegt – ebenfalls einen entscheidenden Einfluss auf die geschlechtliche Subjektivierung und das Selbsterleben haben, für den Aufklärungsprozess, wie sich geschlechtliche Verkörperungsdynamiken vollziehen, unberücksichtigt.

Diese Fragen richten sich über Jäger und Lindemann hinausgehend auf den gegenwärtigen körpersoziologischen Diskurs insgesamt. Obwohl Gugutzer (2006a) in seinen körpertheoretischen Überlegungen in seinem Aufsatz „Leibliches Verstehen. Zur sozialen Relevanz des Spürens“ für einen Körperbegriff argumentiert, der das Nichtrationale nicht aus den Augen verliert, um gegenüber normativen Aspekten sozialen Handelns auf die gesellschaftliche Bedeutung nichtrationaler Bedingungen, Motive und Konsequenzen sozialen Handelns zu fokussieren und die Handlungsrelevanz des Un- und Vorbewussten, von Gefühlen, Affekten, der Sinne und des Leibes in den Blick zu nehmen, bleibt die theoretische Ableitung des Nichtrationalen auf die Leibphänomenologie beschränkt. Damit ist laut Gugutzer eine Möglichkeit gegeben, Erfahrungen des Nichtrationalen zur Aufklärung von Handlungsweisen und ‚alltäglichem Sinnverstehen’ für eine soziologische Theorie nutzbar zu machen (vgl. Gugutzer, 2006a, S. 4536f.). Um also die Nichtrationalität in der soziologischen Forschung zu etablieren, plädiert Gugutzer dafür, die Nichtrationalität mit leiblichem Spüren synonym zu setzen und als eine Soziologie des Spürens zu konzipieren. Darüber werde eine soziologische Perspektive auf den Körper eingenommen, welche die Aufklärung der soziokulturellen Prägung um leibliches Erleben erweitert und somit eine neue Richtung innerhalb der Soziologie markiert (vgl. Jäger, 2004, Gugutzer, 2006a). Entscheidend dabei sei, dass mit Bezug auf das phänomenologische Doppelverhältnis von ‚Körper-Haben’ und ‚Leib-Sein’ Bedeutungsdimensionen des Körpererlebens in den Blick genommen und Körperselbstverhältnisse in die körpertheoretischen Überlegungen einbezogen werden können, die in Bezug auf den entsprechenden sozialwissenschaftlichen Diskurs den Körper sowohl als Wahrgenommenes wie auch als wahrnehmendes Medium kennzeichnen (Abraham, 2010). Obwohl Gugutzer mit seinen Überlegungen einen Strang aufnimmt, der in gegenwärtigen Körperdebatten eher vernachlässigt wird, bleibt mit einer ausschließlichen Bezugnahme auf die Leibphänomenologie unklar,

weshalb das Nichtrationale in der Körpersoziologie ausschließlich mit der Leibphänomenologie erklärt wird.

Die Art der Verflechtung von diskursiver Ebene und subjektivem Körperempfinden – wie sie von Jäger und Lindemann vorgestellt und für die körpersoziologische Debatte vorherrschend ist – lässt das Nichtrationale weitgehend unverstanden. In einem praxistheoretischen Raum als diskursive Erfahrungen konzeptualisiert, führt der *phenomenological turn* letztlich zurück zu einer Objektivierung des Leibes, der sich kaum von einem Körper als Ort einer inszenierenden und performativen Doing-Gender-Praxis (vgl. Butler) oder als Effekt von Herrschafts- und Machtbeziehungen unterscheidet (vgl. Foucault und das Habituskonzept von Bourdieu). In einer dergestalt vorgeschlagenen Verschränkung von Körper und Leib bleibt der Leib in eine Subjekt-Objekt-Hierarchie eingespannt, die gerade überwunden werden soll. So ist es auch nicht verwunderlich, dass die Geschlechterthematik ausschließlich auf der Ebene des Machtdiskurses problematisiert wird. Bleibt die geschlechtliche Subjektivierung jedoch vornehmlich als Frage einer sozialen Konstruiertheit untersucht, wird die Wirkmächtigkeit geschlechtlicher Hierarchisierung einseitig durch Identitätszuschreibungen thematisiert. In dieser Hinsicht greift das Verhältnis von Körperdiskurs und Leiberfahrung, das immer auch ein geschlechtliches ist, zu kurz. Bezieht man mit ein, dass in die Dynamik der geschlechtlichen Verkörperung nicht nur intersubjektiv vermittelte Erfahrungen mit soziologischen Körperbildern eingehen, sondern die körperliche Verfasstheit als männlicher oder weiblicher Körper sowie die bewussten wie die unbewussten Geschlechterdiskurse und deren subjektive Verarbeitung einen mitgestaltenden Anteil haben, kommt man an der Klärung des Verhältnisses von Körper und Leib nicht vorbei. Gerade die doppelte Position des Körpers – als Ort für Zuordnungen und Zuschreibungen gesellschaftlicher und sozialer Erwartungen und Geschlechtskategorien sowie andererseits als Ort des subjektiven leiblichen Erlebens – ist im Hinblick auf nicht-rationale und unbewusste Verkörperungsdynamiken, die in der geschlechtlichen Subjektivierung eine prominente Rolle spielen, weiterführend. Dabei stößt jedoch das Problem der Versprachlichung präverbaler und nichtsprachlicher Erfahrungen an seine Grenzen, wenn das Unbewusste ausschließlich mit dem leiblichen Spüren gleichgesetzt wird.

Trotz des Bemühens, Erfahrungen nicht auszugrenzen und das Diskursive um die phänomenologischen Beschreibungen zu ergänzen, zeigt sich auch in Lindemanns und Jägers subjekttheoretischem Zugang zu Körper und Leib ein in den Gender Studies vorherrschender Trend, das Subjekt als ein von sozialen Diskursen konstruiertes Subjekt zu konzeptualisieren. Hier begegnen wir hegemonial gewordenen Strömungen des feministischen Diskurses, die

jegliches Denken somatischer Zusammenhänge als Rückschritt in essentialisierende und affirmative Debatten abwehrt. Um die Konstruiertheit der Ich-Identität sowie ihre emanzipatorische und widerständige Kraft zu theoretisieren, stößt der in der feministischen Aufarbeitung dieser Problematik eingeschlagene Weg über den *phenomenological turn* dort an seine Grenzen, wo das Verhältnis von Körper, Leib und Gesellschaft ohne unbewusste Verarbeitungsweisen konzeptualisiert wird (vgl. Krüger-Kirn, 2012, S. 244). Obwohl der Leibhaftigkeit des Körpers eine zentrale Bedeutung beigemessen wird, führt der eingeschlagene Weg nicht dazu, sich mit der Materialität des Körpers und seiner Bedeutung bei den geschlechtlichen Verkörperungsprozessen theorierelevant auseinanderzusetzen. Soiland (2010) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass damit eine Rezeption des Gender-Begriffs im deutschsprachigen Raum einhergeht, dem ein spezifisches Verständnis des Diskursiven zugrunde gelegt wird, in dem machtrelevante Aspekte des Diskursiven ausschließlich als festschreibend verstanden werden. Wird aber das Symbolische ausschließlich als normative Dimension der Konstituierung des sexuierten Subjekts verstanden (vgl. Butler, 1995, S. 154) und Sprache und geschlechtliche Subjektivierung intrinsisch verkoppelt, kann Veränderung immer nur als Umdeutung kultureller Zuschreibungen gedacht werden (vgl. Soiland, 2010, S. 18 und S. 34ff.).

Die Erweiterung der Untersuchung der Verkörperungsdynamik sozialer Diskurse um die Ebene der Erfahrung kann daher nur dann weiterführen, wenn der Frage des *Wie* die Frage des *Warum* zur Seite gestellt und sie um unbewusste Mechanismen des Psychischen ergänzt wird. Wie bereits ausgeführt, geht jede Form von Machteffekten immer auch mit emotionalen Interessen und Mechanismen einher, die nur bedingt über die diskursive Form der Sprache aufgeklärt werden können.[124] Doch gerade der subjektive Sinn der machtmotivierten Effekte spielt für das affektiv-leibliche Erleben und deren Verkörperungen eine entscheidende Rolle. Selbst Umdeutungen, die sich als Dekonstruktionen von hegemonialen Diskursen und Hierarchien ausweisen, benötigen über die Erkenntnis hinausgehende handlungsgenerierende Impulse, die ihrerseits auf subjektive Erfahrungen und deren Sinnhaftigkeit (sei es Leiden, Begehren, Liebe oder Bedürfnisbefriedigung) zurückweisen.

Eben dieser Zusammenhang, *wie* die Diskurse in den leiblichen Erfahrungen subjektiv wirksam (gemacht) werden, legt eine weitere Ausdifferenzierung des klassisch-soziologischen Körperbegriffs sowie des diskursiv gewendeten Leibbegriffs um ebenjene unbewussten Mechanismen nahe, in denen sowohl das unbewusste Gesellschaftliche wie auch das subjektive

124 Daran ist die Überzeugung geknüpft, dass eine Entschlüsselung unbewusster Botschaften und Dynamiken gleichzeitig eine Ressource für selbstbestimmten Handlungsspielraum öffnet und dazu beitragen kann, fremdbestimmenden Rollenvorgaben aktiv zu begegnen.

Unbewusste noch einmal in anderer Weise als in den phänomenologischen Konzepten konzeptualisiert werden kann. Gerade weil die Kulturalität der Leibhaftigkeit einschließlich seiner sensorischen und affektiv-körperlichen Ausdruckformen im weitesten Sinne gesellschaftliche Verhältnisse einschließlich der gesellschaftlichen Unbewusstheit repräsentiert, geht ohne Reflexion dieser Verwobenheit die Gefahr einher, die erkenntnisgenerierende Dimension der leiblichen Erfahrungs- und Ausdrucksweisen als unbewusste, imaginäre und phantasmatische Dimensionen des Leibes auszublenden und auf eine diskursive Körperlichkeit zu reduzieren.

Eine Klärung des Konzepts des Unbewussten ist auch deshalb von eminenter Bedeutung, um präkulturelle und biologische Voraussetzungen auszuschließen. Denn Schmitz, dessen Unbewusstes der Tradition der leibphänomenologischen Anthropologie verhaftet ist und von einer Parallelisierung zwischen Leib und Unbewusstem ausgeht, legt präreflexive Strukturen zugrunde. Die Gleichsetzung von Leib und Unbewusstem kann besonders im Hinblick auf die geschlechtliche Verkörperung nicht unkommentiert bleiben, da Schmitz in diesem Kontext die Position vertritt, dass die „[…] Aufdeckung des unwillkürlichen Betroffenseins in seiner strukturellen und funktionalen Eigenart hinter der prinzipiell überholbaren kulturspezifischen Vergegenständlichung liege“ (Schmitz, 1989, S. 31). Hierbei wird nicht nur ein bedeutsamer und – wie ich meine – unüberbrückbarer Unterschied zwischen dem von Lindemann und Jäger diskursiv gewendeten Leibbegriff und der Position von Schmitz deutlich. Denn Schmitz versteht den Leib und in der Konsequenz Geschlecht als etwas Universelles (Schmitz, 1985, S. 77ff.). [125]

Gegenüber einer phänomenologischen Anthropologie wird der psychoanalytische Körper von Anbeginn an in einen subjektiven Erfahrungs- und Verarbeitungskontext gestellt und die komplexe Rolle des Unbewussten in der Aufklärung von irrationalen Motiven, Verhaltensweisen und Konflikten erforscht.[126] Dabei differenziert der Bezug auf die psychoanalytische Kategorie des Unbewussten das Verständnis der Verarbeitung biographischer Erfahrungen dahingehend, dass die in den mikrosoziologisch interpretierbaren Interaktionsprozessen und den daran beteiligten leiblich-affektiven Erlebnisqualitäten die verleiblichten Macht/Wissen-

125 Die Notwendigkeit einer Differenzierung ist aktueller denn je, da präreflexive Strukturen mit einem den Neurowissenschaften entlehnten Unbewussten vergleichbar sind. Einen in zugespitzter Form neurobiologischen Konstruktivismus entwirft Roth (vgl. Roth, 2001). Hier wird das Gefühl als entsprechendes subjektives Feedback neurobiologischer Prozesse verstanden.

126 Zur Geschichte des Verhältnisses zwischen Phänomenologie und Psychoanalyse in Frankreich und Belgien (vgl. Waldenfels, 1983, S. 417-449 sowie Kadi, 2006). Da der Subjektbegriff der Psychoanalyse grundsätzlich verschieden ist von den vorgestellten poststrukturalistischen sowie leibphänomenologisch gewendeten Körperkonzepten, bleibt auch im Weiteren mitzudenken, wie die verschiedenen Körperkonzepte aufeinander bezogen werden können.

Komplexe mit Bezug auf die unbewussten psychischen Verarbeitungs- und Verkörperungsprozesse in eine Verbindung mit individueller und kollektiver Subjektivierung gestellt werden können. Mit Rekurs auf die psychoanalytische Theorie der Abwehrmechanismen, die eine Ausdifferenzierung intersubjektiver Prozesse um die unbewusste Ebene ermöglicht, bietet sich eine Voraussetzung, den verleiblichten Körper in ein Spannungsverhältnis zwischen Anpassung und Ermächtigung zu stellen und mit einer diskursanalytischen Perspektive in Bezug zu setzen. Auf diese Weise gelingt es, eine Verbindung zwischen innerer und äußerer Wirklichkeit zu denken und dabei die unbewusste Wirkmacht von diskursiven Repräsentationen zu reflektieren.[127] Eine Erweiterung um ein Verständnis unbewusster Prozesse schließt einen essentialisierenden Rekurs auf einen präreflexiven Körper aus, da damit Erfahrungen miteinbezogen werden können, die vor dem Spracherwerb in liegen, aber dennoch den intersubjektiven Erfahrungskontext repräsentieren.

IV.2.5. Der Leib als subjektiver Ort von Diskurs, Erfahrung und Unbewusstem

Das Problemfeld ist hiermit umrissen: Es geht um Erfahrungen, die in sprachlichen Strukturen nicht eindeutig repräsentiert und übersetzt sind, also eine Erforschung und Anerkennung sinnhaft-leiblicher Erfahrungen, die nicht 1:1 im begrifflich Diskursiven aufgehen. So geht es um eine theoretische Verortung des Körpers und leiblich-affektiven Erlebens in und über den gegenwärtigen Diskurs hinaus.

Um die Sprache als Medium der Signifizierung von gelebter unmittelbarer Erfahrung gegenüber dem bestehenden Diskurs zu öffnen und das Unbewusste aufzunehmen, rückt in erster Linie der Standpunkt, der gegenüber der Erfahrung eingenommen wird, in den Fokus. Gerade aufgrund der Nähe von Körper und Unbewusstem, wie sie ausgehend von Freud im psychoanalytischen Diskurs theoretisiert wird (vgl. Kap. II.1.1. und II.1.2.), rückt die leibliche Körpermetaphorik als zentrale Erkenntnismodalität in den Fokus. So betrachtet wird einem diskursiven, bewusst zugänglichen Wissen eine andere Form von Wirklichkeit eine bedeutsame Rolle zugewiesen. Davon ausgehend, dass Erfahrung weit mehr ist als kulturelle sprachliche Repräsentation – nämlich auch Bestandteil einer gemeinsamen, interaktiven und unbewussten kulturellen Praxis (vgl. Buchholz, 2008, S. 559), in die der verkörperte Leib mit unterschiedlichen Akzentuierungen eingeht – benötigt der präverbale Leib einen Ort im Raum der Sprache, der nicht diskursiv festgelegt ist. Dabei stellt sich in besonderem Maße die Frage nach der semantischen Reichweite und der Funktion der Sprache, um Erfahrung als eine andere Form von Wissen in die Analyse zwischen Sprache und Körper einzubeziehen. Entscheidend

127 Mit dieser Perspektive gehen durchaus anschlussfähige Bezüge zu Foucault einher.

ist dabei, inwiefern dem leiblich-affektiven Befinden eine Qualität wirkmächtiger Erkenntnis zugesprochen wird, die zu erforschen es wert ist. Im Anschluss an Freuds Aussage, ‚am Körper artikuliert sich Vor- und Unbewusstes' (vgl. Freud, 1915e) wird ein Körperverständnis vorgeschlagen, in dem die Spuren der Biographie nicht nur in den Erinnerungen, sondern im Körper gespeichert und am Körper hinterlassen sind.

Auf diese Weise wird ein Raum denkbar, um die interaktiven und unbewussten Bedeutungsebenen der Sprache, die die leibliche Erfahrung und Körperlichkeit in sich trägt (vgl. Buchholz, 2008, S. 559), in den Blick zu nehmen und die körperlichen Erfahrungen und Leibempfindungen als Verschränkung der gleichzeitigen Gegebenheit von Körper und Leib über die Sprache des Wortes hinausgehend als latente Form der Erkenntnis zu erforschen. In diesem Sinne ist auch Carol Bigwoods phänomenologische Position zu verstehen, wenn sie am Beispiel ihrer eigenen Schwangerschaft dafür plädiert, dass für den theoretischen Diskurs nicht von der leiblichen Erfahrung abstrahiert werden könne (vgl. Bigwood, zit. nach Fraisl, 2002, S. 47). Sie meint damit, die Erfahrung zum Ausgangspunkt für Signifikationsprozesse zu erklären und hegemoniale Ausschlüsse und Verwerfungen in die Repräsentanz der Sprache (re-)integrieren. Mit dieser Perspektive rücken dann auch Erfahrungen in den Blick, die ‚unter die Haut gehen', aber aus der leiblichen Erfahrung ausgeschlossen, also nicht wahrgenommen und abgewehrt werden. Dass sie zu relevanten Verkörperungen führen und Verhaltensweisen prägen, zeigte nicht nur die referierte Position Butlers zum ‚melancholischen Geschlecht', sondern psychosomatische Symptome, die als ein, wie Lacan sagt, „[…] ‚élément signifiant' [gelten], das im Falle des somatischen Symptoms eine Spur, ein Merkmal in die gelebte Unbestimmtheit des Leibes einschreibt […]" (Lacan, zit. nach Lang, 2000, S. 30). Dieser Gesichtspunkt richtet sich auf die (bewusste und unbewusste) Wirkmacht normativer Diskurse, die – unter Bezugnahme der bisher referierten Körperdiskurse – Erfahrungen ein- bzw. ausschließen. Mit Blick auf die Trias Körper, Diskurs und Subjektivierung/Identität gilt es in Bezug auf die weibliche Subjektivierung, das Augenmerk besonders auf die mit dem weiblichen Organismus verbundenen Körpererfahrungen zu richten wie Menstruation, Schwangerschaft, Geburt und Stillen, aber auch Schönheitspraktiken sowie pathologisch codierte Symptome, da diese – wie mit Lacan und Butler deutlich gemacht wurde – einer sexuellen Logik unterstellt sind, die einer heterosexuellen Geschlechterdifferenz folgend entweder nicht repräsentiert oder männlich codierten Projektionen unterstellt sind.[128]

128 Besonders aufschlussreich zeigt sich in diesem Zusammenhang der Blick auf das (destruktive) Agieren über den Körper. Siehe hierzu das empirische Material zu bulimischen Körperpraktiken in Kap. VII. und Schwangerschaft bzw. Abtreibung in VIII.2.2.

Zusammenfassung: Werden in den subjektiven Verkörperungsprozessen nicht nur jene hegemonialen Ebenen der Diskurse berücksichtigt, die auf Rationalität gründen, sondern mit einer psychoanalytischer Theorie des Unbewussten ein Diskursverständnis zugrunde gelegt, das die unbewussten Dimensionen der Diskurse einbezieht, können die im gesellschaftlichen Unbewussten eingeschriebenen und verdrängten Wissenskomplexe ebenso mit in die Analyse des leiblichen Spürens und der Verkörperungen aufgenommen werden. Dieses Diskursverständnis kann als eine Erweiterung gelesen werden, das den Körper als Ort des Unbewussten nicht ignoriert, sondern neben der diskursiven Codierung von Erfahrung auch die nicht-rationalen und ‚wortlosen Erzählungen' des Körpers als Erkenntniskategorie aufnimmt. Körperlich-leibliches Spüren ist demnach nicht nur wissensvermittelt, sondern es spielt eine Rolle, *wie* und *ob* das Gespürte verstanden werden kann und welche Bedeutung es bekommt. Dies führt zurück zu der Frage nach der Wirkmacht des Diskurses, das in die Artikulationen des Leibes und des Begehrens von Frauen eingeht und zeigt, dass in der Trias Körper, Diskurs, Subjektivierung der Erkennnisgewinn der Erfahrung nicht vom Diskurs zu trennen ist.

Natürlich ist eine hermeneutische Betrachtungsposition außerhalb der Sprache nicht denkbar, trotzdem stellt sich die Frage, wie Sprache über den kulturellen Kontext hinaus gedacht und das feministische Anliegen, den hegemonialen Diskurs zu überschreiten, aufgenommen werden kann. Dass dies nicht nur eine theoretische Auseinandersetzung betrifft, wird mit Blick auf den empirischen Teil dieser Arbeit dort relevant, wo es um Erfahrungen geht, die nicht oder nur in einer bestimmten Weise symbolisiert werden können, weil sie im herrschenden Diskurs nicht bzw. nur in einer bestimmten Weise repräsentiert sind.[129] Doch diese stehen dem Diskurs nicht nur äußerlich gegenüber und laufen Gefahr, ausgegrenzt und pathologisiert zu werden, sondern beinhalten auch das Potential, die hegemoniale Logik der Diskurse infrage zu stellen und zu dekonstruieren.

Mit Blick auf die ausgemachten Leerstellen in der Reflexion der Körperkonzepte von Butler, Lindemann und Jäger schlage ich daher einen Körperbegriff vor, der als Ort geschlechtlicher Identifizierungen und Symbolisierungen bis in die kleinsten körperlichen und seelischen Verästelungen hinein bewusst und unbewusst sozial strukturiert ist. Damit ist auch ein Plädoyer für ein theoretisches Körperkonzept verbunden, das in Bezug auf die Trias Körper, Diskurs und leibliche Erfahrung im Kontext von *gender* als fundamental erachtet wird. Unter der Prämisse einer Dezentriertheit des Subjekts gilt der Zusammenhang zwischen körperlicher

129 Vgl. hierzu auch die Frage nach der Transformation und Symbolisierung präverbaler, nichtsprachlicher Erfahrungen in Kap.V.1. Säuglingsforschung sowie die Sprache des Körpers als inkarnierter Metapher bei Kristeva (Kristeva, 2008, S. 236ff.).

Verfasstheit und subjektiver Verkörperung als konstitutiv. Der Körper rückt dabei als der Ort, an dem und mit dem sich die geschlechtlichen Erfahrungen vollziehen, in den Mittelpunkt. Er bildet die Grundlage für die symbolischen und psychischen Transformationen. Dieser Blick auf den Körper und eine geschlechtliche Subjektivierung wird nun mit Hilfe entwicklungspsychologischer Betrachtungen veranschaulicht und begründet. Ergänzt um Erkenntnisse der Säuglingsforschung und der Entwicklung von Reflexionsfähigkeit (vgl. Dornes, 1993, 1995, 2000; Fonagy et al. 2002; Stern, 1985, 1998) sowie der konzeptionellen Unterscheidung zwischen Körperschema und Körperbild von Dolto (1987) lassen sich auch Bezüge zu Freud, Lacan und Laplanche aufzeigen.

Genannte Ansätze akzentuieren die Intersubjektivität der menschlichen (geschlechtlichen) Subjektwerdung und markieren die Matrix des Beziehungskontextes.[130] Diese stellt – wie bereits dargelegt – die konstitutive Grundvoraussetzung für körperliche Subjektivierungs- und Vergeschlechtlichungsprozesse sowie intrapsychische geschlechtliche Identifizierungen dar. Der spontane Impuls, mit dem der Säugling seinem Befinden Ausdruck verleiht, wird in dieser Perspektive durch die Antwort der Mutter umgehend Gegenstand intersubjektiver und im weiteren Sinne sozialer und kultureller Modifikationen (vgl. Dornes, 1993, S. 113ff.; Stern, 1998).

Mithilfe der genannten Theorieperspektiven bieten sich nicht nur Möglichkeiten, die Trias Körper, Diskurs und geschlechtliche Subjektivierung/Identität in einer dialektischen Perspektive auf die Subjektivierung zu reflektieren; das vorgeschlagene Vorgehen eröffnet gleichzeitig die Möglichkeit, in mehrfacher Hinsicht Anschlussmöglichkeiten unter den bisher skizzierten Körperkonzepten aufzuzeigen und eine interdisziplinäre Sicht auf den Körper zu formulieren. Gerade hinsichtlich der Dimension der intersubjektiven leiblichen Kommunikation und des Körpererlebens für die Entwicklung von Subjektivität lassen sich dort Schnittstellen mit den in Kap. IV.2. vorgestellten leibphänomenologischen Perspektiven als auch den in Kap. II. behandelten psychoanalytischen Subjektivierungstheorien ausmachen, wo es um die Dekonstruktion und (Re-)Codierung von leiblichen Erfahrungen geht. Die insbesondere von den dekonstruktivistischen und feministisch-psychoanalytischen Theoretikerinnen herausgearbeiteten diskursiven Logiken der Geschlechtervorstellungen und deren soziokultureller Niederschlag gehen über das Paradigma der Intersubjektivität als das Zusammenwirken der „inneren und äußeren Verhältnisse“ (vgl. Parin, 1978) in die Analyse ein. Ein komplexes Inei-

130 Einige präverbale Selbstempfindungen bilden sich nach Stern (1990) bzw. Plassmann (1993) schon vor der Geburt aus, womit auf die Erfahrungen im Mutterleib als Interaktion zwischen zwei Objekten hingewiesen wird.

nandergreifen gesellschaftlicher Diskurse und individueller, bewusster und unbewusster Aneignung und Verarbeitung von (geschlechtlichen) Körpererfahrungen fließt daher in der Erkenntnis zusammen, dass *gender* dem Körper/*sex* vorausgeht (vgl. u.a. Butler, 1991; Laplanche, 2008) und sozial strukturiert ist. Auf die subjektive Entwicklungsebene übertragen heißt dies, *gender* wird dem Kind und seinem Körper zugesprochen (vgl. Lacan, 1973b) und identifiziert sich unter dem Primat des Anderen (vgl. Laplanche, 2004b, S. 26).

V. Mikroanalytische Erkundungen zu Körper, Leib und Geschlecht

Diese Schlussfolgerung, dass *gender* der subjektiven Verkörperung von Geschlecht vorausgeht, dessen Aneignung ein intersubjektives Körperverständnis voraussetzt, wird nun mit einer mikroanalytischen Perspektive auf die kindliche Entwicklung begründet und veranschaulicht. Mit Blick auf die Einsichten der modernen Säuglingsforschung (vgl. Dornes, 1995, 2000; Stern, 1985, 2005) und die psychologische Grundlagenforschung gilt heute als allgemeiner Konsens, dass der neugeborene Mensch mit mindestens drei grundlegenden Bedürfnissen zur Welt kommt, die die Grundlage für die menschliche Subjektwerdung bilden: (1) dem Bedürfnis nach sicheren Bindungen (‚Sicherheitsbedürfnis'), (2) dem Bedürfnis in Kontakt zu sein und zu bleiben (‚Bindungsbedürfnis') und (3) dem Bedürfnis nach Anerkennung und Bestätigung des Eigenen (‚Narzissmus'). Werden diese Grundannahmen nicht nur auf die Psyche, sondern auf den Körper übertragen, impliziert dies ein Körperverständnis, das in der Annahme eines spezifischen Potenzials subjektiver Verarbeitungsfähigkeit jener mit den Grundbedürfnissen im weitesten Sinne in Verbindung stehenden Erfahrungen gründet.[131]

V.1. Säuglingsforschung

Während ein Neugeborenes bis in die 1970er Jahre als ein hilfloses, mit dem Mutterkörper verschmolzenes Wesen betrachtet wurde (vgl. u.a. Mahler et al., 1975), spricht man heute von einem kompetenten Säugling (vgl. Dornes, 1993, 1995, 2000). Mittlerweile belegen zahlreiche Forschungen ein präreflexives Potential des Säuglings, die eigene Befindlichkeit auszudrücken sowie die fremde wahrzunehmen und darauf zu reagieren (Dornes, 1995, S. 29).[132] Der Säugling zeigt typische Gesichtsausdrücke für Interesse/Neugier, Überraschung, Ekel, Freude, Ärger, Traurigkeit, Furcht und – ab dem 2. Lebensjahr – Schuld (vgl. Krause, 1983; Dornes 1993, S. 106ff.). Die meisten dieser Gesichtsausdrücke müssen nicht gelernt werden, sondern existieren beim Säugling von Geburt an und stehen mit den fünf Basisemotionen Freude, Trauer, Zorn, Furcht und Ekel in Verbindung.[133] Im Laufe der Entwicklung nehmen sie zunehmend individuelle und kulturabhängige Ausdrucksformen an und verbinden sich mit weiteren Aspekten der emotionalen Erfahrungen, die besonders das subjektive Empfinden

131 Villa bezeichnet diesen komplexen Verarbeitungszusammenhang aus einer sozialwissenschaftlichem Theorieperspektive heraus als „[…] Ausdruck unserer sozialen Natur" (Villa, 2008, S. 15). Eine vergleichbare Position formuliert Barkhaus (2001), die diesen Zusammenhang als „primäres Ausgesetztsein" beschreibt.

132 Anhand der Analyse von Gesichtsausdrücken und Körperspannung wird geschlossen, dass der Säugling bereits mit einem großen Pool an ‚Vorwissen' und damit verbundenen Erwartungen auf die Welt kommt (vgl. Krause, 1983; Dornes, 1993).

133 Tomkins (1981) erforschte den Zusammenhang zwischen Affekt und Gesichtsausdruck sowie die Auswirkungen des Affekts auf Hautreaktionen. Er formuliert in Weiterentwicklung von Darwins Emotionstheorie Affekte als primäre biologische Motivationsmechanismen, die von vorrangiger Bedeutung für die Selbst-Urheberschaft, also das Gefühl der Selbstwirksamkeit sind (vgl. Tomkins, 1981).

von Emotionen einschließlich deren Vermeidung und Abwehr charakterisieren. Der Säugling verfügt jedoch nicht nur über die beschriebenen Basisemotionen, sondern auch über weitere differenzierende Fähigkeiten. So kann er bereits untermittelbar nach der Geburt die Stimme der Mutter von anderen Stimmen unterscheiden und Wahrnehmungen aus verschiedenen Sinnesbereichen koordinieren. Dachte man früher, der Säugling würde die Mutter sehen und auch die mütterliche Stimme hören, aber keine Verbindung zwischen beiden Sinneseindrücken herstellen (was bedeuten würde, dass er in einer Welt unzusammenhängender Objekteindrücke lebt), verweist die Fähigkeit, verschiedene Sinneseindrücke zu koordinieren, darauf, dass er ein einheitliches Objektkonzept entwickeln kann und über weitere Differenzierungsfähigkeiten verfügt (vgl. Dornes, 1995, S. 34ff.). Beispielsweise kann der Säugling aufgrund der Wahrnehmung von Tempo und Intensität verschiedener Lebensäußerungen vermutlich auf die Befindlichkeit schließen, d.h. die vitale Dimension von Ereignissen und Affekten erkennen (vgl. Dornes, 1995, S. 49ff.; Stern, 1985, Kap. 3).[134] Die Wahrnehmung der vitalen Dimension von Affekten und Ereignissen trägt dazu bei, dass sich bereits sehr früh ein breites Spektrum von fein nuancierten Gefühlen und Empfindungen bildet (vgl. Stern zit. nach Dornes, 2000, S. 21). Stern differenziert die erfahrbaren Interaktionen mithilfe des Modus der „Vitalitätsaffekte“. Damit sind die Qualitäten von Intensität und Gestalt sowie Zeitmuster des affektabstimmenden Verhaltens gemeint.[135] Grundsätzlich verlaufen die Prozesse der Affektabstimmung weitgehend unbewusst und tragen in Form von optimalen tonalen und temporalen Passungen zwischen Mutter und Kind zu stabilen Erwartungen in der Bildung eines affektiven Kernselbst und damit den Kohärenzerfahrungen des Säuglings bei (vgl. Stern, 1985).[136] Derartige Beziehungserfahrungen werden nach Stern als Interaktionsrepräsentanzen gespeichert (sogenannte ‚Rigs‘: Abkürzung für ‚representation of interaction that has been generalized). Diese frühe Ausbildung von Repräsentanzen erfolgt averbal entlang körpersprachlicher und lautlicher Dialoge und wird Teil eines prozeduralen Unbewussten. Ein Rig bezieht sich auf Erfahrungen, Wahrnehmungen, Affekte und Handlungen sowie im weitesten Sinne auf Gedanken und bildet als Gesamterleben damit eine Grundlage für das Erkennen und Bewerten der Erfahrungen. Diese frühen Interaktionserfahrungen bilden hierbei die Basis eines ausdiffe-

134 Eine Mutter, die ihr Baby mit sanften Worten, aber ruckartigen, heftigen Bewegungen aus dem Bettchen nimmt, löst bei dem Säugling Verwirrung aus, denn er ist auf eine Übereinstimmung von Intensität und Geschwindigkeit ihrer Worte und Bewegungen eingestellt.

135 Sie beschreiben spezifische charakterliche Reaktionsweisen, d.h. wie jemand sich bewegt, verhält, spricht, atmet usw.

136 Sie können aber ebenso auch fehlschlagen oder entgleisen. Dornes beschreibt, wie Babys depressiver Mütter „den verlangsamten affektmotorischen Interaktionsstil“ der Mütter übernehmen und so deren Depression auf der Verhaltens- und Körperebene introjizieren. Es ist naheliegend, daraus den Schluss zu ziehen, dass „die Kommunikation solcher Gefühlszustände also im Medium nicht-sprachlicher Affektsignale (Körperhaltung, Vokalisierung, Bewegungstempo, Gesichtsausdruck) statt[findet]“ (Dornes, 1995, S. 42f.).

renzierten Systems, das eine spätere mentale Verankerung der sinnlichen Erfahrungen ermöglicht und eine Unterscheidung eigener sowie fremder emotionaler und mentaler Zustände etabliert. Dieser Prozess der Herausbildung von Rigs wird daher in einen basalen Zusammenhang mit der Ich-Entwicklung gestellt (vgl. Stern, 1985).

Diese referierten frühen Verarbeitungs- und Differenzierungsfähigkeiten des Kindes geben, mit Laplanche gelesen, bereits eindeutige Hinweise auf den prägenden Einfluss der mütterlichen/elterlichen Phantasien, die sich immer auch auf das Geschlecht des Kindes beziehen. Sie werden als Erfahrungsempfindungen auf einer basalen Ebene körperlicher Zustände verankert. Wenn wir uns vergegenwärtigen, dass bereits geringfügige Nuancen in der Stimmmodulation affektive Veränderungen in der Wahrnehmung wie im Ausdruck bewirken, so können wir uns vorstellen, dass der atmosphärische Hintergrund oft größere Bedeutung gewinnt und zu mehr Verwirrungen führen kann als sogenannte harte Fakten. D.h. es geht nicht nur um die gesagten Worte, sondern auch darum, wie sie gesagt werden und wie sie von dem/der Anderen verstanden werden. Nach Lichtenberg (1990) bilden diese Erfahrungen später eben jenen ‚atmosphärischen Hintergrund', der den Worten und Handlungen ihre spezielle Bedeutung verleiht. Dieser Zusammenhang ist mit Blick auf die unbewussten Botschaften, die sich auf das Körpergeschlecht des Kindes richten, von besonderer Tragweite. Vielfältige Erfahrungen, darunter auch körperliche, sind später in der Lage, ein Rig zu aktivieren und die gesamte präverbale Erfahrungsperiode wachzurufen. In dieser Gleichzeitigkeit verortet Laplanche „den Schlüssel zum Begriff der Nachträglichkeit" (Laplanche, 2008, S. 119)[137], womit die Aufgabe verbunden ist, die unverstandenen Botschaften zu übersetzen. Für den Forschungszusammenhang ist daher nicht nur eine Unterscheidung zu sogenannten objektiven Erfahrungen im Sinne von Wahrheiten angezeigt, sondern der Einfluss früherer und nonverbaler Erfahrungen auf gegenwärtige Identifizierungen/Gegenidentifizierungen zu berücksichtigen.

V.2. Mentalisierung

Ebenfalls im Kontext früher Beziehungserfahrungen steht die Entwicklung der Symbolisierungs- und Mentalisierungsfähigkeiten. Nach Fonagy und Target (2003) hängt die Fähigkeit zur Mentalisierung mit einer gesunden Entwicklung frühester Bindungssysteme zusammen und bildet den Entwicklungskern des sich entfaltenden ‚Theory-of-mind'-Systems.[138] Fonagy

137 Die von Freud formulierte Dynamik der Nachträglichkeit hat er im Zusammenhang von Verdrängung und Wiedererinnern konzipiert und dabei auf die nachträglichen Umschriften des Erinnerten hingewiesen (vgl. Laplanche & Pontalis, 1972, S.313ff.

138 Die Mehrdeutigkeit des engl. Begriffs ‚mind' ist im Deutschen nicht vollständig wiederzugeben. ‚Mind' schließt körperliche und affektive Aspekte nicht aus, während Mentalisierung geistige Prozesse nahe legt.

bezieht sich hier auf die maßgeblich von Bowlby (1975) konzeptualisierte Bindungstheorie.[139] Nach Bowlby werden die frühen Bindungs- und Beziehungserfahrungen zu inneren mentalen Modellen, genannt ‚innere Arbeitsmodelle' (IWM: inner working models), zusammengefasst.[140] Sie gelten als Basis für den subjektiven Bewältigungsmodus, mit dem der Säugling/das Kleinkind sein Empfinden für seine persönliche Realität entwickelt und neuen Erfahrungen begegnet. Realität ist unter diesem Blickwinkel daher immer auch ein Ergebnis der individuellen Erfahrungen des Säuglings (vgl. Tyson & Tyson, 1997, S. 38f.).[141] Peter Fonagy und Mary Target (2003a) konzeptualisieren vor diesem Hintergrund ein Modell der Mentalisierung und untersuchen mit dessen Hilfe, welche Bedeutung Mentalisierung für die Organisation des Selbst und die Regulation von Affekten innehat. In den Symbolisierungs- und Mentalisierungskonzepten wird der schwer greifbare Zusammenhang zwischen prägenden emotionalen Erfahrungen und daran beteiligten komplexen Interaktionen auf der einen Seite und der Bildung mentaler Strukturen auf der anderen Seite theoretisch zu fassen gesucht. Mentalisierung wird als die Fähigkeit verstanden, sich die emotionalen Befindlichkeiten im eigenen Selbst und in anderen Personen vorzustellen und darüber zu reflektieren. Der mentale Zustand schließt neben kognitiven Bereichen wie Überzeugungen, Einstellungen, Gedanken, Hoffnungen, Vortäuschungen, Absichten und Phantasien auch affektive oder motivationale Bereiche ein (Gefühle, Wünsche, Phantasien). Fonagy geht daher davon aus, dass die Selbstentwicklung gleichbedeutend ist mit dem Sammeln von Erfahrungen des ‚Selbst-in-Beziehungen'. Die Entwicklung einer ‚theory of mind' befähigt den Menschen dazu, eigenes Verhalten und das anderer unter dem Blickwinkel zugrunde liegender mentaler Zustände plausibel zu erklären – mit anderen Worten: Gedanken zu lesen und Vorstellungen davon zu entwickeln, was in den Köpfen anderer vorgeht (vgl. Fonagy et al., 2002, S. 37). Für die Ausbildung des Mentalisierungssystems beim Kleinkind stellt Fonagy eine stimmige Spiegelung der Erfahrungen des Säuglings im Rahmen der Interaktionen zwischen Mutter und Kind ins Zentrum. Über ein mental-affektives Andocken des sich entwickelnden Mentalisierungssys-

139 Die Bindungstheorie erforscht das kindliche Bindungsverhalten. Bowlby et al. (1975) fanden heraus, dass ein spezifisches Bindungssystem dem Menschen das Überleben ermöglicht: Während seines ersten Lebensjahres entwickelt der Säugling eine spezifische Bindung zu einer primären Bindungsfigur. Das Bindungssystem wird bei Angst und Trennung aktiviert. Die Bindungsfigur ist die ‚sichere Basis' für das Kind. Dabei bestimmt die Fähigkeit der Mutter, die Signale ihres Kindes wahrzunehmen, ihnen Sinn zu verleihen und angemessen darauf zu reagieren, die Qualität der Mutter-Kind-Bindung. Sie gilt aus Sicht der Bindungsforschung als zentral für die Entwicklung der Mentalisierung (Bowlby, 1975).

140 In der Bindungstheorie unterscheidet man vier verschiedene Bindungsstile, die je nach Bindungs- und Beziehungserfahrungen des Säuglings systematisiert werden; siehe hierzu Bowlby (1973, 1975).

141 Eine ähnliche Position nimmt auch Damasio (1997, 2000) ein: Nach ihm werden Erfahrungen im impliziten Gedächtnis gespeichert, wahrscheinlich in visualisierter Form: Auf einer intrapsychischen Hinterbühne interagiere das Selbst wie in einer Traum- oder Kinoszene mit anderen Personen in verschiedenen Rollen. Derartig szenisch geformte Erinnerungen würden an angeborene Affekte andocken und darüber sich zu menschlichen Emotionen formieren.

tems des Säuglings an das der Mutter bilden sich die Mentalisierungsleistungen eines Ichs. Ebenso wie bereits im Zusammenhang der Säuglingsforschung ausgeführt gilt auch hier, dass die Spiegelung der Mutter/Eltern sowohl dem Erkennen wie dem Verkennen dienen kann. Denn die Phantasien der Eltern und deren eigene Erfahrungen mit ihrem Körper und Geschlecht üben einen gravierenden Einfluss auf den Umgang mit dem Körper des Kindes und seinen vitalen Affektausdrücken aus.

Zunächst ist das Denken des präsymbolischen Kindes überwiegend sensomotorisch, handlungs- und wahrnehmungsgebunden, jedoch noch nicht symbolisch (vgl. Dornes, 1993, S. 164ff.).[142] Erst mit dem Erwerb der Symbolfunktion mit ca. 12-18 Monaten kann das Kind gefühlte Erfahrungen bewusst erleben und diese als bewusste Subjektivität attribuieren. Dann erst kann das Denken kleiner Kinder als ähnlich zu dem Denken älterer Kinder oder Erwachsener beschrieben werden. Stern macht hier darauf aufmerksam, dass Sprache und Kognition von emotionalen Erfahrungen und unbewussten Phantasien durchdrungen sind sowie sich auf diesem Erleben aufbauen. Hierzu schreibt er, dass „[…] Selbstreflexion und Sprache zu einem späteren Zeitpunkt auf diese praeverbalen, existentiellen Selbstempfindungen ein [wirken, H. K.-K.] und so nicht nur erkennen [lassen, H. K.-K.], dass sie nach wie vor Bestand haben, sondern sie auch in neue Erfahrungen um[wandeln, H. K.-K.]“ (Stern, 1985, S. 19).[143]

Mit Bezug auf die Ausgangsfragestellung nach dem Zusammenhang von Körper, Diskurs und geschlechtlicher Subjektivierung/Identität kann hier mit der Säuglings- und Mentalisierungsforschung festgehalten werden, dass sich die kindliche Entwicklung als ein dynamischer und v.a. als ein intersubjektiver und wechselseitig aktiver Prozess gestaltet. Der Säugling kann seine eigenen Affekte und Bedürfnisse erst über die Wahrnehmung und Spiegelung des/der Anderen von sich selbst verstehen lernen. Hier zeigen sich Querverbindungen zu den vorgestellten psychoanalytischen Theorien, insbesondere von Lacan und Laplanche, die Entwicklung als einen aktiven, dynamischen Prozess begreifen, in dem das Individuum seinem Erleben eine Bedeutung zuschreibt, die er von dem/der Anderen zugesprochen bekommt, und diese Bedeutung hat wiederum Auswirkungen auf seine weiteren Erfahrungen. Wenn die sub-

142 Auf der Grundlage eines Wiedererkennungsgedächtnis‘ (Rekognition) kann der Säugling zunehmend neue Sinneseindrücke mit den gespeicherten, vergangenen vergleichen.

143 Vgl. die von Mark Solms gegründete Neuropsychoanalyse. Hier wird der komplexe Zusammenhang zwischen körperlichen und geistigen/psychischen Prozessen anhand von bildgebenden Verfahren untersucht. Nach Solms funktioniert der menschliche Geist psychodynamisch und knüpft insofern an Freuds spätere Theorien des primär- und sekundärprozesshaften Denkens an, als es hier um eine Differenzierung emotionaler versus kognitiver Prozesse geht (vgl. Solms, 2011 sowie Ciompi, 1982, 1997). Ciompi begründete die Affektlogiktheorie und kommt ebenfalls zu dem Ergebnis, dass Denken ohne Gefühle ebenso wenig möglich ist wie Fühlen ohne Denken. Eine psycho-sozio-biologisch integrative Theorie bildet den übergeordneten Rahmen einer nichtlinearen Dynamik komplexer Systeme.

jektiven Empfindungen und Erfahrungen vom Säugling/Kleinkind nicht ausreichend symbolisiert und mentalisiert werden können, führt dies zu gravierenden Folgen für die Entwicklung seines Selbst- und Körperbildes. Dass und *wie* sich diese Erfahrungen direkt in den Körper einschreiben, wird nun weiter beleuchtet.

V.3. Zur Somatisierung der Abwehr

Mit dem bisher gewonnenen Eindruck von den Kompetenzen des Säuglings ist es nun möglich, die Abwehrmechanismen nicht mehr nur als psychische Verarbeitungsmuster zu diskutieren, sondern mit einem sensomotorischen Modus zu verknüpfen (vgl. Dornes, 1995, S. 48f.). Diesem Verständnis folgend wird dem Körper – wie in der Säuglingsforschung gezeigt – ein Differenzierungspotential zugeschrieben, auf dessen Grundlage die abgewehrten Affekte in einem sensomotorischen Gedächtnis gespeichert werden. Es wird angenommen, dass die psychischen Abwehrstrukturen mit körperlichen Strukturen und Ausdrucksformen korrespondieren.[144] In dieser Theorieperspektive, die insbesondere körperpsychotherapeutische Überlegungen auszeichnet, wird untersucht, wie der ursprüngliche, nicht gespiegelte oder zurückgewiesene emotionale Impuls mithilfe muskulärer, hormoneller und vegetativer Modi unterdrückt wird. In einem Modell affektiver Zyklen und deren Störung, das an das Modell des ‚Vasomotorischen Kreises' aus der biodynamischen Körperpsychotherapie angelehnt ist (vgl. Southwell, 1990), haben Geuter und Schrauth (2001) gezeigt, dass die erste mögliche Blockade im Erregungsverlauf affektiver Prozesse die Blockierung der Wahrnehmung eines inneren oder äußeren Reizes und der zugehörigen Affekte ist.[145] Diese Blockierungen gelten als prozedural organisierte Modi und dienen der Emotionsabwehr. Sie übernehmen Selbstregulierungsfunktionen im Sinne einer impliziten Regulation von emotionalen Zuständen, können aber nicht produktiv – im Sinne von erkennendem Verstehen – für die weitere Entwicklung genutzt werden.[146] In dieser Perspektive erscheinen sie zwar als zweckmäßige Reaktion auf früheste pathogene Entwicklungs- und Beziehungserfahrungen, haben jedoch auch pathologi-

144 Besonders der psychotherapeutische Erfahrungsraum kann hier aufzeigen, wie sehr Körpersymptome und Körperinszenierungen zu Abwehrzwecken eingesetzt werden, wenn Konflikte sprachlich nicht symbolisiert werden können. Psychisch nicht repräsentierbare Prozesse werden in Körperstrategien und im Körperagieren sichtbar (vgl. hierzu auch die Verbindung zu Lacans ‚élément signifiant' in Kap. II.2.5. sowie das Laplanche'sche Unbewusste als nicht übersetzbare Botschaften).

145 Dieser psycho-somatisch-interaktionelle Zugang hat Eingang gefunden in körperorientierte Identitätskonzeptionen wie das Haut-Ich (vgl. Anzieu, 1996), die Charakteranalyse (vgl. Reich, 1976 und im weitesten Sinne die psychosomatischen Konzeptionen (vgl. von Uexküll, 1979). In der Tradition von Ferenzci und Grodeck formuliert von Uexküll: „Da alles, was wir geistig tun, seelisch fühlen und in Beziehung gestalten, seinen Niederschlag in körperlichen Strukturen findet, macht […] eine Medizin für „Körper ohne Seelen" ebenso wenig Sinn wie eine Psychologie für „Seelen ohne Körper" (zit. nach Bauer, 2002, S. 8). Während die körpertherapeutischen Zugänge lange Zeit um ihre wissenschaftliche Anerkennung ringen mussten, erfahren sie nun über die Ergebnisse der Säuglings- und Neurowissenschaften vielfache Bestätigung.

146 Im psychoanalytischen Sinne kann von einem abgespaltenen Affekt gesprochen werden oder von Körperinszenierungen und im weitesten Sinne von psychosomatischen Erkrankungen.

sche und entwicklungshemmende Auswirkungen auf die weitere Entwicklung (vgl. Geuter & Schrauth, 2001). Dies führt dazu, dass das Kind seine eigene Wahrnehmungs- und Gefühlswelt kaum verstehen kann und weitgehend unterdrücken bzw. abwehren muss. Das Kind entwickelt Strukturen, welche mit Winnicott (1983) als ein ‚falsches Selbst' bezeichnet werden können. Im Rahmen dieser Differenzierung zwischen wahrem Selbst und falschem Selbst beschreibt Winnicott den Prozess der Abwehr von Erfahrungen, die nicht symbolisiert werden können, als Nicht-Handlung. Unterliegt der Impuls des Wollens oder Fühlens einer Hemmung, die den Ausdruck der Affekte verhindert, kann dies so weit gehen, dass auch der Impuls geleugnet wird (vgl. Winnicott, 1983, S. 33). Eine Anerkennung der Impulse hat direkte Auswirkungen auf die Entwicklung des Gefühls der Selbstwirksamkeit. Je früher ein Anpassungs- bzw. Unterdrückungsprozess von dem Kind verlangt wird, desto weniger kann dann die Sprache als Symbolisierungs- und Ausdrucksmittel der seelischen Befindlichkeit sowie als erkenntnisgenerierendes Medium entwickelt und besetzt werden. Im Gegenteil: sie wird reduziert auf die Qualität von Erwartungs- und Rollenvorschriften (vgl. Heising, 2002).[147] Dass auf diese Weise nicht nur der Zugang zu den eigenen Gefühlen und Wahrnehmungen blockiert wird, sondern auch die kognitive Differenzierung in Verbindung mit der eigenen Gefühls- und Wahrnehmungswelt beeinträchtigt ist, wird mit der referierten Theory of Mind deutlich. Es fehlt dann an der „Fähigkeit zur denkenden Distanzierung" (vgl. Plassmann, 1993), die zudem mit einer mangelhaften Differenzierung von Vergangenem und Erinnerbarem einhergeht.

Da die beschriebenen somato-psychischen Prozesse der Emotionsabwehr in der Regel unbewusst sind, einerseits weil sie als nonverbale Erfahrungen im impliziten Gedächtnis gespeichert sind, zum anderen weil sie mit vielfältigen Abwehrerfahrungen einhergehen, erscheinen sie auf diese Weise natürlich im Sinne von mit sich und dem eigenen Körper identisch. Geschlechtliche Subjektivierung kann nun auch als Phänomen einer pathologischen Passung (vgl. Bergmann-Mausfeld, 2006; Köhler, 2004; Stern et al., 2002) im Sinne einer Anpassung mit dem sozialen Kontext in Bezug gesetzt werden. Auf der Basis dieser Befunde ist nun detaillierter nachzuvollziehen, wie sich das Kind den elterlichen Strukturen und Familiensystemen unterordnen und dabei seine eigenen Befindlichkeiten und Wahrnehmungen unterdrücken muss. In den Entwicklungstheorien steht der subjektive Entwicklungs- und Interaktionsprozess im Mittelpunkt. Da in die affektmodulierenden Reaktionen der Mutter/Bezugsperson nicht nur individuelle sondern auch kollektive Komponenten eingehen, d.h. gesellschaftliche

147 Vgl. Heising (2002) sowie Bauriedl (1994), die für diesen Zusammenhang von einer Entwicklung von Ersatzbefriedigungen spricht.

und soziokulturelle Diskurse, welche die je spezifischen Interaktionspraxen (mit-) konstituieren, bedeutet dies, dass Mutter/Eltern nicht nur prototypisch für den Anderen stehen, sondern stellvertretend für den soziokulturellen und gesellschaftlichen Kontext. In ebenjene Praxen gehen sie als (unbewusste) Botschaften mit ein, die über Körperhaltung, Mimik und Gestik und die Art und Weise, den Körper des Kindes zu berühren und zu halten, kommuniziert werden. Anders formuliert: In die Ausdrucksformen der mütterlichen/elterlichen Antworten gehen die subjektiven wie soziokulturellen Erwachsenenphantasien ein, die ihrerseits transgenerationalen Wirkungsdynamiken entspringen. Das Misslingen einer adäquaten Spiegelung oder die Verweigerung der Einfühlung in die Empfindungen des Kindes geht demnach weit über den individuellen Erfahrungsraum hinaus und lenkt den Blick auf die geschlechtsspezifischen Diskurse und die damit einhergehenden Tabuisierungen von Körper und Geschlecht. Diese üben vermittelt über die intersubjektiven Mechanismen einen modulierenden Einfluss auf das Kind sowie die subjektive Aneignung und Besetzung des eigenen Körpers aus. Denn geschlechterdifferente affektive Spiegelungen erfolgen spätestens ab dem Zeitpunkt der Geburt und beziehen sich auch auf die geschlechtliche Körperlichkeit des Kindes. Hier zeigt sich m. E. ein entscheidendes Einfallstor für soziokulturelle Zuschreibungen, die vor dem Hintergrund der heterosexuellen Matrix der westlichen Kultur die subjektive Aneignung der kindlichen Körperlichkeit in geschlechtsspezifische Richtungen lenkt, die mit Butler auf der Achse der binären Heterosexualität verläuft.[148] Da die geschlechtlichen Codierungen präverbal gespeichert werden, ist auf dem Hintergrund der referierten somato-psychischen Abwehrdynamik davon auszugehen, dass die hypostasierten Tabuisierungen nicht nur mit dem genannten Selbstempfinden von Natürlichkeit, sondern mit gefühlten Spannungen (vgl. Somatisierung der Abwehr) und mentalen Leerstellen im Körperbild und Körpererleben und deren psychischen Repräsentanzen einhergehen. Als normative heterosexuelle Strukturierung des kindlichen Körpers geht diese in das subjektive Identitätserleben und die Gestaltung des Körper-Selbst ein. Für eine weitere Vertiefung der Selbstführung (vgl. Foucault, 1993b, S. 203f.) und einem damit verbundenen Verhältnis von selbst- und fremdbestimmten Konstituierungsprozessen auf dem Hintergrund der Trias Körper, Diskurs und Subjektivierung/Identität bietet das Konzept über das unbewusste Bild des Körpers von Françoise Dolto (1987) differenzierende Ansatzpunkte.[149]

148 Inwieweit bereits pränatale Phantasien in Bezug auf das Geschlecht des Kindes eine Rolle spielen, ist Gegenstand der pränatalen Psychoanalyse (vgl. u.a. Janus, 2011; Soulé, 1990).

149 Vgl. Dolto, 1987, S.15ff: Grundsätzlich geht es ihr um die Bedeutung des Körperbildes und nicht um eine spezifische Ausarbeitung einer geschlechtlichen Subjektivierung.

V.4. Körperschema und Körperbild

Der konstitutive Zusammenhang von leiblicher Körperlichkeit und psychischem Selbstgefühl ist nicht nur für das subjektive Selbstwertgefühl maßgeblich, sondern nimmt in Bezug auf die geschlechtliche Subjektivierung einen besonders zentralen Stellenwert ein.[150] Auf den Zusammenhang zwischen körperlichen und psychischen Strukturen und die Bedeutung der Symbolisierungen für eine stabile Differenzierung der körperlichen und psychischen Selbstrepräsentanzen hat Rene Spitz bereits 1973 hingewiesen und die direkten Konsequenzen für den Aufbau eines verlässlichen, psychischen Selbstgefühls betont. Unter Körperbildern versteht Spitz Repräsentanzen, die aufgrund von Empfindungen und Wahrnehmungen des Körperinneren und der Körperoberfläche entstehen und bei entsprechender Spiegelung symbolisiert werden können. In dieser Perspektive umfasst das Körperbild das gesamte Spektrum der Körpererfahrungen, von narzisstisch bestätigenden bis zu ablehnenden und tabuisierten. Umgekehrt gilt daher, dass die Körperbilder für die Entwicklung der Geschlechtsidentität und des psychischen Selbst, einschließlich des Selbstwertgefühls von besonderer Bedeutung sind.

Um den Zusammenhang des Körperbildes mit dem Körperschema zu verdeutlichen und die Bedeutung einer ausreichend adäquaten somatischen und emotionalen elterlichen Resonanz auf die kindlichen Bedürfnisse und Affekte im Rahmen der kindlichen Entwicklung zu unterstreichen, schlägt Francoise Dolto eine künstliche Trennung von Körperschema und Körperbild vor (vgl. Dolto, 1987, S. 15ff.). Hierbei repräsentiert das Körperschema die Anatomie eines männlichen und weiblichen Körpers als organische Gesamtheit und das Körperbild die gesamte bewusste und unbewusste zwischenmenschliche Erfahrungsgeschichte des Individuums mit seinem Körper. In dieser Perspektive umfasst das Körperbild das gesamte Spektrum der Körpererfahrungen, von narzisstisch bestätigenden bis zu ablehnenden und tabuisierten. Dolto entwickelte ihre Theorie in der Aufarbeitung ihrer kinderanalytischen Behandlungen und entdeckte im kindlichen Zeichenmaterial[151] spezifische Repräsentationen der freudschen Instanzen Ich, Es und Über-Ich. In Anlehnung an die mit der kindlichen Entwicklung verbundenen Kompetenzen der Körperbeherrschung stellt Dolto ihre Konzeptualisierung des Körperbildes in einen Zusammenhang mit den psychischen Instanzen Ich – Es – Über-Ich (vgl. Dolto, 1987, S. 7). Auf dieser Grundlage sowie dem Theoriehintergrund der imaginären und symbolischen Matrix von Lacan erarbeitet sie eine theoretische Unterscheidung von Körperschema und Körperbild (vgl. Dolto, 1987, S. 15ff.). Danach umfasst das Körperschema die

150 Vgl. hierzu Mitscherlich-Nielsen, die diesen Zusammenhang mit Blick auf den weiblichen Selbstwert herausgearbeitet hat (vgl. dazu Mitscherlich-Nielsen, 1978, S. 692).

151 Anfänglich arbeitet sie in Anlehnung an Sophie Morgenstern, die erste Kinderanalytikerin Frankreichs, nur mit Farbstiften, später nimmt sie Modelliermasse dazu (vgl. Dolto 1987, S.7).

organische Gesamtheit, also auch die Anatomie des geschlechtlichen Körpers. Alle sensomotorisch-affektiven Erfahrungen gehen via sensorisch-perzeptiver, interozeptiver, taktiler und motorischer Empfindungen direkt in den Aufbau des Körperschemas ein und bilden die Basis für das subjektive Gefühl der Existenz. Eng mit diesen Erfahrungen verbunden entwickelt sich eine räumliche Vorstellung vom eigenen Körper**,** einschließlich der Körpergrenzen und der inneren Körperräume. Daher liegt eine spezifische Bedeutung des Körperschemas darin „*[…] den aktuellen Körper im Raum auf die unmittelbare Erfahrung* [*zu beziehen,* kursiv im Original, H. K.-K.] […]"(Dolto, 1987, S. 21). Das Körperschema verändert sich entsprechend der kindlichen Entwicklung und kann sowohl unbewusst, vorbewusst als auch bewusst sein (vgl. Dolto, 1987, S. 21). Ein gut ausgebildetes Körperschema ermöglicht Kindern, sich in ihrem Körper verankert zu fühlen, und trägt im körperlichen Selbsterleben zu einem Gefühl von Intentionalität und Selbstwirksamkeit bei. Eng mit der Entwicklung des Körperschemas und der Herausbildung der inneren psychischen Repräsentanzen des Körpers geht der Aufbau eines differenzierten Körperbildes einher und nimmt im Zusammenhang mit der Identitätsentwicklung eine zentrale Bedeutung ein.[152] Über das Körperbild entwickelt das Subjekt eine Vorstellung von sich selbst und identifiziert seinen Körper in seiner spezifischen Einzigartigkeit. Hierbei geht es nicht um eine präzise, wirklichkeitsgetreue Abbildung, sondern um subjektive Interpretationen, die mit den elterlichen Beziehungen und subjektiven Repräsentationskompetenzen in Bezug stehen. So gesehen kann sich nach Dolto auch trotz einer Verletzung im Körperschema, wie einer körperlichen Behinderung, ein intaktes Körperbild aufbauen, vorausgesetzt, das Kind konnte anerkennende und akzeptierende Erfahrungen machen. Während der Zugang zum Körperschema im Prinzip für alle Menschen gilt, repräsentiert das Körperbild die subjektive Aneignung und gilt als „*lebendige Synthese unserer emotionalen Erfahrungen* […]" [kursiv im Original, H. K.-K.] (Dolto, 1987, S. 20) mit dem Körper. Zentrale Wirksamkeit wird den bewussten und unbewussten Phantasien der Eltern über ihr Kind zugeschrieben. In gewisser Weise geht der bereits vor der Geburt von der Mutter bzw. den Eltern erstellte imaginäre Körperentwurf des Kindes seiner subjektiven Aneignung des Körpers voraus (vgl. Soulé, 1990) In dieser Perspektive kann das Körperbild auch als „[…] *unbewusste symbolische Verkörperung des begehrenden Subjekts* beschrieben werden […]" [kursiv im Original, H. K.-K.] (Dolto, 1987, S. 20). Das Körperbild umfasst das bewusste und unbewusste zwischenmenschliche Beziehungsgeschehen sowohl auf der verbalen und der visuellen Ebene und repräsentiert die symbolische und metaphorische Beziehung zum eigenen

152 Vgl. hierzu Spitz (1973) sowie das Konzept der inneren Räume von Hägglund. Dieses beschreibt das körperliche Erleben und die psychische Entwicklung in den jeweiligen Entwicklungsphasen des Kindes (Hägglund, zitiert nach Benz, 1984, S. 324ff.).

Körper. Das Körperbild kann mit Lacan auch als imaginäre Anatomie beschrieben werden. Entscheidend ist, dass es hier nicht um präzise Körperabbildungen geht, sondern um subjektive Interpretationen, die mit den intersubjektiven Körpererfahrungen und deren Repräsentationen zusammenhängen. Die Repräsentationen von Geschlecht und Geschlechtsnormen werden sowohl differenziert auf die eigene Anatomie als auch undifferenziert, d.h. geschlechtsübergreifend in das Körper-Ich „aufgenommen". Gleichzeitig ist das Körper-Ich keineswegs auf den Körper und seine Anatomie beschränkt. Damit wird denkbar, dass geschlechtsübergreifende und gegengeschlechtliche Repräsentationen unabhängig von der Anatomie entwickelt werden können (vgl. auch Quindeau, 2008, S. 106f.). Grundsätzlich geht es Dolto nicht um eine spezifische Ausarbeitung einer geschlechtlichen Subjektivierung, sondern darum, die Bedeutung des Körperbildes im Rahmen der Identitätsentwicklung und deren potentiellen Störungen herauszuarbeiten.

V.5. Geschlechtsspezifische Differenzierungen zu Körperschema und Körperbild

Geschlechtsspezifische Differenzierungen im Zusammenhang mit Körperschema und Körperbild nimmt Angela Moré (1997) in einem fundierten Übersichtsartikel anhand differenzierter Forschungsergebnisse in den Blick. Für die Entwicklung des (Körper-)Selbstbildes und des Wirklichkeitssinns in Bezug auf die Wahrnehmung des eigenen Körpers spielt die Bedeutung der spezifisch weiblichen Körperlichkeit und deren Aneignung eine entscheidende Rolle. Die damit verbundenen Erfahrungen und Empfindungen führen zu einem Interesse an der optischen oder taktilen Wahrnehmung des Körpers bei sich, bei anderen Kindern und bei Erwachsenen (vgl. Moré, 1997, S. 316). Eine Tabuisierung der Körpererkundungen einschließlich des Genitales sowie eine mangelnde Anschaulichkeit des weiblichen Genitales tragen nicht nur zu einer mangelnden Differenziertheit zwischen Körperschema und Körperbild bei, sondern auch zu Ängsten und einer Diffusion des Denkens. Harriet Lerner (1980), die sich ebenfalls der mangelnden Repräsentanz und der Fehl- bzw. Nichtbenennung des weiblichen Genitales in der spezifischen Dynamik der Mutter-Tochter-Beziehung widmet, geht von einer homosexuellen Erotisierung durch die frühen Pflegeerfahrungen und einer damit verbundenen Tabuisierungen dieser Körpersensationen aus. Lerner kritisiert einerseits eine Sprachlosigkeit gegenüber dem weiblichen Genitale, denn um sich dieses Körperteils bewusst zu werden und um es als eigenes annehmen und psychisch besetzen zu können, bedürfe es eines Namens. Andererseits zeigt sie, wie frühe Erfahrungen der Zurückweisung und Nichtbenennung unbewusst zu entsprechender Abwehr und Beschämung sowie späteren Körpertabus beitragen. Doris Bernstein (1993) betont darüber hinaus, dass die mit der Tabuisierung einhergehende Störung in der Selbst- und Fremdwahrnehmung des Mädchens zudem zu einer Unterdrückung

der weiblichen Lust und Potenz führt, die sich bis in die kleinsten Interaktionen niederschlägt. Gambaroff (1984) spricht mit Blick auf den weiblichen Innenraum sogar von einem Hohlraum, dessen Tiefensensibilität durch die kulturelle Behinderung unerkannt und stumm bleibt (vgl. Gambaroff, 1984, S. 92).

Nicht nur theoretisch, sondern auch empirisch ist davon auszugehen, dass der weibliche Körper in unserer Kultur bis heute mit unbewussten Tabuisierungen belegt ist. Psychodynamisch ist eine narzisstische Identifizierung mit dem geschlechtlichen Körper umso mehr gefährdet, je stärker sich soziokulturelle Weiblichkeitsbilder kollektiver Spaltungen bedienen – wie z.B. derjenigen zwischen Madonna und Hure – und mit frühen Abwehrmechanismen der Spaltung und Idealisierung legiert sind.[153] Infolge kommt der Körper nur unvollständig bzw. gespalten in den intersubjektiven Erfahrungen und psychischen Repräsentanzen vor und kann folglich auch nur unvollständig in das Körperschema aufgenommen werden. Auf diese Weise bleibt auch das Körperschema fragmentiert und kann dementsprechend nicht vollständig in das Körperbild integriert werden.[154] Diese lückenhafte Symbolisierung hat weitreichende Folgen für das weibliche Selbstbild und Selbstwertgefühl.

Im Ergebnis sind die referierten theoretischen Konzepte eindeutig: Der konstitutive Zusammenhang zwischen Körperschema und Körperbild trägt zu einem gut ausgebildeten Selbstgefühl bei. Wenn wir, wie Dolto darauf hinweist, „*nur dank unserem Körperbild, das getragen und durchkreuzt wird von unserem Körperschema, mit anderen kommunizieren [können*, H. K.-K., kursiv im Original]“ (Dolto, 1987, S. 20), dann stellt sich die Frage, wie es um die weibliche Verankerung im Körper und deren Kommunikationsfähigkeit steht. Zudem wird erneut die Frage nach der Konzeptualisierung eines Körperwissens aufgeworfen, in dem die Artikulationen des weiblichen Körpers und des Begehrens von Frauen repräsentiert sind. Auch wenn die bisherigen Erörterungen der frühkindlichen Entwicklung dem Aufbau des Körperbildes eine zentrale Bedeutung beimessen, tragen die Veränderungen in der gesamten Lebensspanne, insbesondere in der Adoleszenz, zu entscheidenden Modifikationen bei und müssen in das Körperschema und Körperbild integriert werden. Der konstitutive Zusammenhang zwischen Körperschema und Körperbild fordert daher zu einer Erforschung der als Leerstellen identifizierten Körpererfahrungen auf der leiblich-affektiven Ebene auf, damit von

153 Dass diese Spaltungen auch in den modernen Weiblichkeitsvorstellungen verborgen sind, wird mit Blick auf die empirischen Untersuchungen in den Kap. VII. und VIII. hermeneutisch unterlegt (vgl. Kap. II.2.1.).

154 Zur Erinnerung: Bei Freud und Lacan werden diese Unterschiede nicht theoretisiert. Haben oder Nicht-Haben von Geschlechtsorganen ist in dieser Theorie assoziiert mit sichtbar vs. unsichtbar. Weibliche Genitalien sind dann entsprechend der phallischen kindlichen Sexualtheorie nicht existent.

einer selbstbestimmten Integration von Körperschema und Körperbild die Rede sein kann.[155] Nicht-Repräsentanzen innerhalb des sich konstituierenden weiblichen Körperbildes haben unweigerlich Konsequenzen für die libidinöse Besetzung des eigenen Körperschemas und gehen mit einem narzisstischen Mangel im Körperbild einher. Als unrepräsentierte Körperaspekte können die weiblichen Körpererfahrungen, einschließlich der genitalen, nicht aus der Unmittelbarkeit der sensorischen und affektiven Erfahrung gelöst und symbolisiert werden. Schlimmstenfalls wird der eigene Körper dann als Fremdkörper erlebt. Denn Symbolisieren heißt: die Körperempfindungen und Organe denken und differenzieren können. Um die fehlende Kongruenz zwischen Körperschema und Körperbild im Selbsterleben zu kompensieren, wird im Laufe der Entwicklung immer weiter nach sinnhaften Symbolisierungen der unsymbolisierten, aber diffus leiblich-affektiv wahrgenommenen Körperaspekte gesucht werden. Jene unverstandenen Leerstellen in der subjektiven Selbsterkundung sind – wie im empirischen Teil dieser Arbeit gezeigt wird – prädestiniert dafür, als Projektionsflächen für imaginäre gesellschaftliche Idealvorstellungen von weiblicher Körperlichkeit zu fungieren. Um ein brüchiges Körperschema zu kompensieren, werden äußere geschlechtlich konnotierte Bilder in das subjektive Körperbild aufgenommen. Auf diese Weise fungieren ebenjene gesellschaftlichen Weiblichkeitsvorstellungen dann als Plombe für die Leerstellen in Körperschema und Körperbild. Da eine derartige Übernahme von Identitätsvorstellungen weniger einem Prozess körperlich fundierter und selbstgewählter Selbstbestimmung (im Sinne von Urheberschaft) folgt als vielmehr einer Imitation, bleibt ein Fremdheitsgefühl bestehen, das permanent Verunsicherungen auslösen kann. Als unrepräsentierte oder fragmentierte Körpererfahrungen brechen die Leerstellen und abgewehrten Erfahrungen in das Bewusstsein ein und führen zu Verunsicherungen, die dann erneut nach „Erklärungen bzw. neuen Imitationen suchen (vgl. hierzu auch Rohde-Dachser, 1991, S. 90).[156] Solange diese Lücken im Körperschema und in der Selbstrepräsentanz des Körperbildes bestehen, bleibt für frau eine potentielle Gefahr aufrechterhalten, sich über Fremdzuschreibungen zu stabilisieren und soziale Anerkennung zu sichern.[157] Wie hier deutlich wurde, ist das Körperbild keineswegs nur auf die Selbsterforschung des Körpers und seine Anatomie beschränkt, sondern generiert sich maßgeblich aus

155 Damit ist gemeint, sich selbst als Initiator von Handlungen zu erkennen (vgl. Benjamins Begriffe der Urheberschaft und des Subjekts des Begehrens (2002, S. 16), was zu einer Entwicklung von Intentionalität und einem kompetenten Umgang mit sich selbst beiträgt.

156 Vgl. hierzu auch die zitierten Forschungsergebnisse von Lerner (1980), die ebenfalls eine Verbindung zwischen der ‚Unbenanntheit des weiblichen Genitales' und einer mangelnden Symbolisierung weiblicher körperlicher Erfahrungen und weiblichen Begehrens aufzeigen.

157 Lacan spricht zwar nicht von einem Körperschema, doch im Sinne Doltos wäre dieses dem Register des Realen zuzurechnen (vgl. FN 33). Kann der Körper bzw. der betreffende Körperteil nicht ausreichend in der Spiegelerfahrung signifiziert werden, kann es nicht in das Körperbild eingehen und bleibt brüchig. Das Körperbild, das immer auch vom Ideal-Ich durchwoben ist, nimmt dann kompensatorischen Ersatzcharakter an.

den dem Kind vermittelten mütterlichen/elterlichen und gesellschaftlichen Körper- und Geschlechtervorstellungen. Darüber wird deutlich, wie eng die Aneignung des eigenen Körpers an den Anderen und das darüber vermittelte subjektive Wissen über den Körper gebunden ist. Daher spannt sich von den subjektiven Leerstellen im Körperbild ein Bogen zu den kulturellen Leerstellen der weiblichen Körperdiskurse. Neben den bisher herausgearbeiteten Tabuisierungen weiblicher Körperlichkeit gilt es aus entwicklungspsychologischer Sicht abschließend zu betonen, dass der weibliche Körper und die damit einhergehenden Entwicklungsanforderungen in ihrer Funktion für das Körperbild Besonderheiten aufweisen, die durch allgemeine bzw. am männlichen Geschlecht orientierte Entwicklungstheorien nicht angemessen erfasst werden können.[158]

Doltos Theorie über den Zusammenhang von Körperschema und Körperbild zeigt und untermauert die hier zugrunde gelegte Annahme, dass die Faktizität des Körpers für die subjektive Aneignung des Körpers konstitutiv ist. Obwohl in ihrer Theorie der Einfluss der soziokulturellen Bedingungen nur implizit angelegt ist, indem die psychischen Verarbeitungsweisen in den Kontext biographischer Erfahrungen gestellt werden, kann auf dieser Grundlage festgehalten werden, dass der anatomisch weibliche Körper und dessen Aneignung von Anbeginn des Lebens in einen intersubjektiven Kontext gestellt ist und maßgeblich durch gesellschaftliche und soziokulturelle Kategorien beeinflusst wird.[159] Die geschlechtliche Subjektivierung, an der emotionale Erfahrungen und Projektionen ihre Wirkung auf die Herausbildung einer Geschlechtsidentität ebenso entfalten wie handfeste Diskurse und soziale Sanktionen, ist als Ort für eine bewusste und unbewusste Weitergabe soziokultureller und gesellschaftlicher Einflüsse besonders prädestiniert. In der nachfolgenden Studie über Körperpraktiken und Mutterschaft wird dieser Zusammenhang empirisch untersucht.

158 Dass der weibliche Körper in seiner strukturierenden Funktion für das Körperbild und die psychische und libidinöse Entwicklung der Frau Entwicklungsbesonderheiten aufweist, die durch allgemeine oder am männlichen Geschlecht ausgerichtete Entwicklungstheorien nicht ausreichend erfasst werden können, wurde im Zuge der feministischen Theoriedebatte ausführlich kritisiert. Die ausgemachten Leerstellen wurden zwar in einen Zusammenhang von körperlicher und psychosexueller Entwicklung und sozialer Ausgestaltung des Körpers gestellt, allerdings nicht zu einer Theorie einer differenten psychosexuellen Entwicklung ausgearbeitet (vgl. Kap. III. 3.).

159 Verständlicherweise haben diese Feststellungen auch gravierende Konsequenzen für die therapeutischen Behandlungskonzepte, jedoch stehen im Rahmen dieser Arbeit die Erkenntnisse, die für die geschlechtliche Subjektivierung von Bedeutung sind, im Vordergrund.

V.6. Zusammenfassung: Geschlecht als intersubjektive Verkörperung

Im Rahmen der subjekttheoretischen Überlegungen zum Zusammenhang von Körper, Diskurs und geschlechtlicher Subjektivierung/Identität untermauern die Ergebnisse der Säuglings-, Bindungs- und Mentalisierungsforschung, dass die Subjektkonstituierung von Geburt an in einen geschlechtlichen Interaktionsprozess mit bedeutenden Anderen gestellt ist. Die körperliche Aneignung und die psychischen Identifizierungsprozesse gründen in einer Bereitstellung symbolischer Repräsentanzen und konstituieren sich dialektisch aus körperlich-semiotischen und sprachlichen Elementen. Es ist der intersubjektive Prozess zwischen Mutter und Kind, der die Basis für die Entwicklung aller körperlichen und psychischen Strukturen darstellt. Die individuelle Ebene ist dabei nicht isoliert zu betrachten, sondern über den Begriff der Intersubjektivität in einen umfassenden sozialen und gesellschaftlichen Kontext gestellt. Insofern gehen die subjektiven Identifizierungen auf ehemalige Interaktionserfahrungen zurück und repräsentieren sich im Inneren als bewusste und unbewusste Erinnerungen in körperlicher und symbolischer Form. Es ist der Körper, an dem sowohl die Identifizierungen wie auch die Abwehr verkörpert werden und wird daher von Anbeginn an als Beziehungskörper gedacht (vgl. de Clerck, 2007).

Entlang einer mikrosoziologischen Perspektive auf die geschlechtliche Subjektivierung wurde gezeigt, wie kollektive Muster, infolge intersubjektiver Prozesse als Zuschreibungen in das subjektive Körperkonzept eingewoben, ihre Wirkmacht entfalten. Mit Rekurs auf die psychoanalytische Theorie der Abwehrmechanismen, die eine Ausdifferenzierung intersubjektiver Prozesse um die unbewusste Ebene ermöglicht, bietet sich eine Voraussetzung, den verleiblichten Körper in ein Spannungsverhältnis zwischen Anpassung und Ermächtigung zu stellen und mit einer diskursanalytischen Perspektive in Bezug zu setzen. Es können Zuweisungen herausgearbeitet werden, die vom Subjekt angenommen oder abgewehrt werden. Mit den damit einhergehenden bewussten und unbewusste Identifikationen kann genau an jene Fragestellung nach einem Eigenpotential des Körper angeknüpft werden, um zwischen einem ‚passiven' oder ‚aktiven', d. h. verarbeitenden und begehrenden Körper zu unterscheiden. Der vorgestellte intersubjektive Blick auf die Struktur des Körpers und des Körperselbst stellt nun auch die ausgemachten Leerstellen (vgl. Kap. IV. 2.5.) in den konstitutiven Zusammenhang zwischen körperlicher Verfasstheit und subjektiver Leiblichkeit. Die Theoretisierung des Körpers und des Leibes werden damit nicht nur diskursiv, sondern intersubjektiv gewendet und die Verleiblichung des Körpers als ein interaktiver bewusster und unbewusster Prozess vorgestellt. Im Rahmen dieser Dynamik zwischen Selbst und Anderem lassen sich jene Dimensionen verorten, die maßgeblich Einfluss auf die subjektive Aneignung und narzisstische

Besetzung des Körpers nehmen. Damit geht einher, dass die Frage nach einem ursprünglich Weiblichen bzw. nach Konstitution und Konstruktion falsch gestellt ist. Denn der Zusammenhang von subjektiver Aneignung und Transformation von Wissen und Erfahrungen in Körperstrukturen und Körperpraktiken zeigt, dass das Verhältnis von biologischem Körper und subjektivem Köper als dialektisches Verhältnis von Körper und Anderem zu konzeptualisieren ist. Sofern es um die Analyse von geschlechtlichen Verkörperungsprozessen geht, steht folglich nicht nur eine Analyse der Diskurse zur Debatte, sondern auch die Anerkennung der zentralen Bedeutung des Anderen sowie der unterschiedlichen Verfasstheiten des biologischen Körpers.

Intersubjektivität stellt sich daher als eine *conditio humana* dar. Money Kyrle (1971) spricht in diesem Zusammenhang von ‚facts of life' und bezieht diese auf die Anerkennung der Urszene als Ort der Zeugung, die Anerkennung des Mutterkörpers und damit verbunden die Abhängigkeit sowie die eigene Sterblichkeit. In meinem Verständnis ist als vierter Aspekt die Abhängigkeit vom Geschlechtskörper hinzuzufügen. Für alle Aspekte gilt, dass die Anerkennung der Körpergebundenheit besondere Integrationsprozesse verlangt, die jeder Autonomie vorgängig und auch begleitend sind. So betrachtet ist Geschlechtsidentität nicht etwas, das im Körper von Natur aus vorhanden ist und sich in Reifungsprozessen lediglich entfaltet, sondern sich – ausgehend von der der freudschen Subjekttheorie inhärenten Dialektik – im Rahmen der intersubjektiven Erfahrungen mit dem Körper und deren psychischer Verarbeitung konstelliert. Daher stellt sich die Frage der Vergeschlechtlichung immer auch als Frage der Anerkennung von Differenzen.

In diesem Zusammenhang sei noch einmal an die Kritik an den referierten psychoanalytischen Entwicklungskonzepten erinnert, die ein phasenspezifisches Konzept der Entwicklung und Identität konstruieren. Hierher gehört in erster Linie Freuds triebtheoretisches Phasenmodell, das im Laufe der Rezeptionsgeschichte zu einer Ein-Personen-Psychologie transformiert wurde und bis heute vielfach als Grundlage deutungsmächtiger Interpretationen herangezogen wird.[160] Dazu gehören des Weiteren auch naturalistische Lesarten von Konzepten wie dem phänomenologischen Leib (Plessner, Schmitz), sofern sie als angeborene psychophysiologische Präkonzeptionen gelesen werden. Auf der Folie der vorgeschlagenen interdisziplinären Sicht auf die Subjektivität (die von Lacan und Laplanche weiterentwickelte Psychoanalyse und Säuglingsforschung) sind auch diese in einen intersubjektiven Kontext gestellt. Vor dem

160 Vgl. hierzu auch FN 30. Eine Kritik an den damit zusammenhängenden Tabuisierungen und Ideologisierungen des weiblichen Körpers und Begehrens wurde in Kap. III.1.und Kap. IV. diskutiert.

Hintergrund der dargelegten Zusammenhänge und Argumentationen zeigt der Zusammenhang mit Diskursen/Herrschaftsinteressen, wie sie besonders von Foucault und daran anschließend Butler dekonstruiert wurden, dass es vielmehr darum geht zu untersuchen, wie hegemoniale Vorstellungen von Weiblichkeit geschlechtliche Verkörperungen dahingehend bestimmen, dass bestimmte weibliche Körper- und Bedeutungszusammenhänge durch soziokulturelle Repräsentationen ein- bzw. ausgeschlossen werden. Der Körper und vergeschlechtlichte Leib werden vor dem referierten theoretischen Hintergrund als (materialisiertes) Produkt von leiblich und sprachlich vermittelten Interaktionen und imaginär-bildhaften und symbolischen Aneignungs- und Identifizierungsprozessen gelesen. Die dargelegten Konzepte unterstreichen eine Konzeptualisierung von geschlechtlicher Subjektivierung/Identität, in der die Trias von Körper, Diskurs und Subjektivierung/Identität untrennbar mit dem Körper und dem Diskurs verknüpft ist. Geschlechtliche Subjektivierung/Identität wird daher im Spannungsfeld von bewussten Identitätskonstruktionen und dem Körper als „Ort des verkörperten Unbewussten" (vgl. Krüger-Kirn, 2013c, S. 146) verortet und darüber mit dem gesellschaftlichen Unbewussten (vgl. Erdheim, 1982) in Bezug gesetzt.[161]

161 Diese Konzeptualisierung ist durchaus anschlussfähig an neuere subjekttheoretische Überlegungen von Butler (2009). Dort kommt sie zu dem Schluss, dass keine andere Theorie als die Psychoanalyse erklären könne, weshalb es „der Sexualität nicht gelingt, den sozialen Normen gerecht zu werden, durch die sie reguliert werden" (Butler, 2009, S. 30).

VI. Methodologische Überlegungen

VI.1. Vorüberlegungen

Mit den bisherigen Ausführungen wurde dargelegt, dass der Körper eingebunden in einen intersubjektiven und soziokulturellen Kontext in einem konstitutiven Zusammenhang mit den hegemonialen Körper- und Geschlechterdiskursen steht. Für die weibliche Subjektivierung wurden unter geschlechterkritischen Gesichtspunkten geschlechtliche Zuweisungen herausgearbeitet, die mit einschränkenden Aspekten bzw. Leerstellen in der symbolischen Ordnung einhergehen. Davon ausgehend, dass sich die in der symbolischen Ordnung verankerten Leerstellen in Bezug auf die weibliche Körperlichkeit in jeder subjektiven Aneignung des weiblichen Körpers wiederspiegeln, untersucht meine empirische Studie die leiblichen Körpererfahrungen aus der Perspektive von Frauen selbst.

In der Geschlechterforschung sind derartige Ansätze bis heute unterrepräsentiert. Hier zeigt eine Sichtung der Literatur, dass das Körpererleben aus einer weiblichen Subjektperspektive sowohl in den psychoanalytischen wie auch in den sozialwissenschaftlichen Theoretisierungen über Weiblichkeit weiterhin kaum eine Rolle spielt. Der weibliche Körper wird, wenn überhaupt, lediglich im Rahmen der kindlich-psychosexuellen bzw. der adoleszenten Entwicklung (vgl. Flaake, 1998a; King, 2002; Rentdorff, 1996) oder als performativer und Doing-Gender-Körper thematisiert (vgl. Kap. IV.). Da sich aber sowohl Entstehungs- als auch Bewahrungsprozesse geschlechtlicher Subjektivierungen auf die gesamte Lebensspanne beziehen (vgl. Abraham, 2002) und erst vor dem Hintergrund subjektiv-leiblicher Körpererfahrungen angemessen beschreiben lassen, ist es für eine kritische feministische Geschlechterforschung vielversprechend, sich der Frage nach dem Zusammenhang von Körper und geschlechtlicher Subjektivierung über das konkrete, affektiv-leibliche und psychische Selbsterleben zu nähern. Die Analysekategorie Erfahrung gewinnt daher nicht nur auf individueller Ebene, sondern auch zur kritischen Beurteilung konkreter körperlicher Anerkennungsverhältnisse im Hinblick auf Differenz und Gendergerechtigkeit fundamentale Bedeutung.

Um die Verschränkung von Psychischem und Sozialem als Verbindung und Wechselwirkung zwischen Körper, Diskurs und Subjektivierungsweisen in die empirische Untersuchung einzubeziehen, sowie einen Zugang zu den aus dem gesellschaftlichen Konsens ausgeschlossenen Lebensentwürfen zu finden, verfolgt die hier zugrunde gelegte empirische Forschungsperspektive eine Verknüpfung der tiefenhermeneutischen/psychoanalytischen und diskursanalytischen Zugänge. Am Schnittpunkt zwischen Psychoanalyse und Dekonstruktivismus

scheint dieses Vorgehen aus zweierlei Gründen weiterführend zu sein: Eine Zusammenschau von soziokulturellen und psychischen Ebenen trägt dazu bei, den Zusammenhang von intersubjektiven, intrapsychischen und kulturellen Wirkfaktoren mit den Aneignungs- und (Re-)Produktionsweisen der weiblichen Körperlichkeit zu differenzieren und zu vertiefen. Auf diese Weise kann aus zwei Perspektiven auf denselben Gegenstand geschaut und der Komplexität der zu erforschenden Körperlichkeit einschließlich der vielfältigen Wechselwirkungen von weiblichen Körperpraxen und hegemonialen Diskursen Rechnung getragen werden. Die Tiefenhermeneutik nach Lorenzer (1970) fokussiert als kulturkritischer Ansatz der Psychoanalyse die subjektiven Aneignungs- und Verarbeitungsprozesse der interaktionellen und sozialen Bedingungen und integriert als zentrales Forschungsparadigma die kulturelle Einbettung von Erfahrungs- und Deutungsmustern in eine kritische Subjekt- und Gesellschaftstheorie. Diese gesellschaftskritische Reflexion der psychoanalytisch tiefenhermeneutischen Perspektive wird im Anschluss an Foucaults Reflexionen zur Gouvernementalität mit diskursanalytischen Sichtweisen ergänzt. Gegenüber der Psychoanalyse richtet Foucault sein Forschungsinteresse auf die Entwicklung und Erzeugung gesellschaftlichen Wissens sowie die disziplinierenden Konsequenzen für die Individuen. Foucault lässt sich gerade dort mit der Psychoanalyse bzw. der tiefenhermeneutischen Perspektive in Bezug setzen, wo es um die subjektive Aneignung des Körpers und die Konstituierung des Selbst geht.[162] Indem die Subjekte durch Selbsttechnologien Einfluss auf ihre Konstitution nehmen und entwickeln Praxen (Foucault, 1993b), werden die subjektiven Umgangsweisen mit dem Körper in den Zusammenhang von Körperwissen gestellt (vgl. Foucault, 1994, S. 246f.). Damit wird die Bedeutung von subjektiver Körperlichkeit und Subjektivität in ein dialektisches Verhältnis von individueller Körperlichkeit eingebunden und in einen spezifischen historischen Kontext gestellt (vgl. u.a. Kap. V.6. sowie Lorenzer, 1986 und Foucault, 1973).

Grundlage der Auswertung des empirischen Materials ist die theoretisch begründete Überlegung (vgl. Kap. V.6.), dass der subjektive Bezug zum Symbolischen – wie er im empirischen Material zum Ausdruck kommt –einen Zugang bietet, wie kulturelle Kategorien durch emotionale Erfahrungen und Besetzungen angeeignet werden und identitätsstiftenden Charakter gewinnen. Eine wechselseitige interdisziplinäre Bezugnahme soll dazu beitragen, einseitige Betrachtungsweisen und dichotome Vorstellungen von Individuum und Gesellschaft zu überwinden, da diese unweigerlich mit Spaltungen einhergehen und Gefahr laufen, kulturhistorisch begründete Verwerfungen und Ausgrenzungen weiblicher Körperlichkeit zu perpetuie-

162 Vgl. Kap. I. FN 4. Dort wurde dargelegt, dass für den Selbstentwurf der einzelnen Frau nicht nur bewusste und unbewusste Aspekte bedeutsam sind, sondern auch der soziokulturelle Kontext.

ren. Um also sowohl den Zusammenhang von interpsychischen und intrapsychischen Verarbeitungsweisen mit kollektiven gesellschaftlichen Mustern aufzugreifen sowie subjektive Erlebnisweisen und Implikationen nicht-diskursiver Leiblichkeit in die Sprache zu bringen, erscheint eine Analyse des empirischen Materials unter der Prämisse von tiefenhermeneutischen und diskursanalytischen Perspektiven vielversprechend. Beide Forschungsansätze werden für die Untersuchung des empirischen Materials als Analyseperspektiven zugrunde gelegt und doch folgt die Analyse des Materials weder einer klassisch tiefenhermeneutischen noch einer klassisch diskursanalytischen Methodik. Diese Arbeit ist an den qualitativen Forschungsparadigmen der Hermeneutik orientiert, wobei die Verknüpfung nach bisherigem Kenntnisstand auf keine fundierten Forschungserfahrungen zurückgreifen kann. Insofern hat die folgende Vorgehensweise experimentellen Forschungscharakter und gründet in dem Anliegen beide Perspektiven in ihrer subjektgenerierenden Bedeutung herauszuarbeiten und für die Genderforschung nutzbar zu machen. Theoretisch zeigen sich Anknüpfungspunkte an Butlers subjekttheoretische Überlegungen gesellschaftstheoretische mit psychoanalytischen Analysen zusammenzudenken.

VI.2. Empirisches Material

Das empirische Material dieser Studie beruht auf 30 dokumentierten psychoanalytischen Frau-Frau-Behandlungen, die in den letzten fünfzehn Jahren von Psychoanalytikerinnen erstellt wurden.[163] Es handelt sich hierbei um Abschlussarbeiten, die im Rahmen der Ausbildung zur Anerkennnng als Psychoanalytikerin erstellt wurden. Einige Arbeiten wurden mir direkt von Kolleginnen, die ich angesprochen habe, zur Verfügung gestellt. Zwei Arbeiten stammen von mir, einen weiteren Teil erhielt ich mit Unterstützung der DGPT[164], die sich bereit erklärte mein Forschungsprojekt zu unterstützen und an die in Rrage kommenden Mitgliederinnen eine von mir verfasste Anfrage weiterzuleiten. [165] Jeder Text dokumentiert einen psychoanalytischen Behandlungsverlauf von ca. 300 Stunden, der die subjektiven Konflikt- und Entwicklungskonstellationen der Patientin aus der Sicht der Behandlerin zusammenfasst, reflektiert und interpretiert. Die daraus entstandenen Falldokumentationen wurden aus den Mitschriften und nachträglich erstellten Protokollen der einzelnen Behandlungsstunden sowie transkribierten Tonbandaufnahmen verfasst. Eine weitere Säule der reflektierten Verlaufsanalyse bilden die Erkenntnisse der fachlichen Reflexionen, die nach jeder vierten Behandlungsstunde mit einem Lehranalytiker/in durchgeführt wurden, sowie theoretischen Überlegungen.

163 Daher verwende ich durchgehend den weiblichen *genus generale*.
164 Deutsche Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und. Tiefenpsychologie (*DGPT*) e.V.
165 Vgl. Anhang.

Die daraus entstandenen Arbeiten geben ein verdichtetes und aus Sicht der Behandlerin gezeichnetes Abbild der psychoanalytischen Behandlung und des Entwicklungsverlaufs der Patientin wieder.

Die in dieser spezifischen Beziehungskonstellation entstandenen Texte bieten einen besonderen Zugang zu den subjektiven Erfahrungen und Umgangsweisen mit dem Körper. In diesem empirischen Material sprechen die Frauen nicht selbst und geben Auskunft über ihre Erfahrungen sowie zugrunde gelegten Selbstkonzepte und Entwürfe von Weiblichkeit. Um dem subjektiven Erleben der Frauen dennoch möglichst nah zu kommen, wurden aus dem vorliegenden Material für die folgenden empirischen Auswertungsabschnitte thematische Schlüsselpassagen zu den interessierenden Untersuchungsfeldern ausgewählt, die auf protokollierten Gesprächssequenzen beruhten. Als solche bilden sie einen Interaktionsausschnitt zwischen Patientin und Behandlerin ab und ermöglichen auf diese Weise einen Zugang zu den subjektiven Erfahrungen der Frauen, ihren Wünschen und Phantasien sowie Ängsten, Verboten und Tabus. Gegenüber narrativen Selbstbeschreibungen, wie wir sie aus Interviewstudien kennen, kann im Rahmen des psychoanalytischen Behandlungssettings und der Technik der freien Assoziation, welche den subjektiven und affektiv-leiblichen Erfahrungen und Einfällen folgt, auch ein Zugang zu unbewussten Körpervorstellungen, spezifischen Konflikten und Bewältigungsstrukturen gefunden werden. Diese inszenieren sich, dem psychoanalytischen Verständnis des Unbewussten folgend, eingekleidet in Dialoge, in unbewussten körperlichen Sensationen sowie Inszenierungen und verweisen als Text hinter dem Text auf abgewehrte, desymbolisierte körperliche und psychische Erfahrungen und Erlebnisweisen.[166] Unter diesem Blickwinkel vermögen die sinnlich-symbolischen Interaktionsformen aufgrund ihrer Nähe zum Unbewussten den Kontakt zu verborgenen und tabuisierten Schichten des individuellen und kollektiven Erlebnis- und Erfahrungsraumes erschließen.

In beiden empirischen Untersuchungsperspektiven – den Körper- und Schönheitspraktiken und dem Wunsch nach und Erleben von Mutterschaft – geht es um Grenzerfahrungen mit dem Körper. Die Umgangs- und Erfahrungsweisen der Frauen mit ihrem Körper, die hier zu Wort kommen, liegen thematisch in unterschiedlicher Weise vor und kommen deshalb auch unterschiedlich zur Sprache. Jede Frau, jede Sequenz steht für einen Aspekt der in die Untersuchung aufgenommenen Umgangsweisen mit dem Körper und führen zu der zentralen Frage

166 Eine Analyse, die auch die Reaktionsweisen und Deutungsinhalte der Analytikerin in den Blick nimmt, ist nicht Gegenstand dieser Untersuchung. Dies wäre eine äußerst interessante Arbeit, um die Deutungsmuster und deren zugrunde gelegten theoretischen Konzeptionen zu erforschen.

nach den Zusammenhang zwischen der Aneignung des geschlechtlichen Körpers und damit einhergehenden Körperkonzepten.

Ausgangspunkt für die Zusammenstellung des Materials ist die theoretisch begründete Hypothese (vgl. Kap. V.6.), dass sich die Modi des Körper-Selbst-Bezugs und der Körperpraktiken prinzipiell auf alle Frauen beziehen lassen. Ausgehend von der körperlichen Verfasstheit, die zwar individuelle Unterschiede aufweist, trifft für alle hier vorgestellten Frauen zu, dass ihr als weiblich codierter Körper mit Körpererfahrungen, wie der Zyklizität, einhergeht und mit bestimmten Zuschreibungen verknüpft wird.[167] Infolgedessen werden die Körpererfahrungen nicht in Bezug auf die sexuelle Orientierung der Frauen oder ihre Beziehungssituation (alleinstehend, mit Partner/in, mit oder ohne Kinder) differenziert; es wird auch nicht auf die berufliche Situation oder weitere soziale, kulturelle, wissenschaftliche oder politische Aktivitäten Bezug genommen. Die Varianz der Altersgruppe ergibt sich aus dem vorhandenen empirischen Material und umfasst Frauen im Alter zwischen 25 und 50 Jahren. Die Tragweite der ausgewählten Behandlungsausschnitte gibt nicht den Verlauf der Behandlung wieder, sondern bezieht sich ausschließlich auf den Kontext der Untersuchungsperspektive. Aus diesem Grund wird nicht nur aus datenschutzrechtlichen Gründen auf genaue Angaben zu Stunden- und Behandlungsumfang sowie detaillierte biographische Daten verzichtet.

Im Folgenden werden die eingangs vorgestellten Forschungsmethoden, die in empirische Auswertung eingehen, kurz vorgestellt und deren Verknüpfung begründet.

VI.3. Tiefenhermeneutische Forschungsperspektive

In der tiefenhermeneutischen Analyse nach Lorenzer (1971) geht es darum, aus dem gesellschaftlichen Konsens ausgeschlossene Vorstellungen und Erfahrungen, die verdrängt und nicht symbolisiert werden konnten, zugänglich zu machen und in Sprache zu transformieren. Als Forschungsmethode zentriert sie auf die Decodierung und Re-Symbolisierung der abgewehrten und unsichtbaren Dimensionen des individuellen Erlebens und des kulturellen Diskurses. Lorenzer entwickelte das Konzept der „Sprachzerstörung“ (Lorenzer, 1971, S. 51ff.) und spricht in diesem Zusammenhang von Desymbolisierungsprozessen, wo Erfahrungen und Motive verdrängt werden müssen. Desymbolisierung bezeichnet in Lorenzers Theorie eine Trennung der affektiv-leiblichen Interaktions- und Erfahrungsinhalte e von den Wortbedeutungen. Diese Desymbolisierungsprozesse verlaufen nicht spurlos, sondern lassen Erinne-

167 In dieser Arbeit werden nicht die Diagnosen der Frauen untersucht.

rungsspuren und Worthülsen oder auch Klischees (Lorenzer, 1970)[168] zurück. Dabei sind ihre Inhalte nicht verschwunden, sondern lediglich verdrängt und wirken unbewusst weiterhin auf Erlebnis- und Verhaltensweisen ein (vgl. Lorenzer, 2006, S. 20ff).[169] Metatheoretisch wird mit dem Begriff der Desymbolisierung an die dem freudschen Unbewussten zugrunde liegenden Kompromissformen[170] angeknüpft und ein Bezug zum Begriff der Verdrängung hergestellt (vgl. Kap. II.1.2.). Das individuelle Unbewusste bildet sich in der dialektischen Auseinandersetzung und Wechselwirkung zwischen subjektiv-individueller Lebenspraxis und kulturellen Strukturen. Die subjektivierte Semantik der Körpererfahrungen ist in dieser Sichtweise von kulturellen Einflüssen geprägt, die in Diskursen sowie geschlechtlichen Zuschreibungen zum Ausdruck kommen. Abgewehrte und tabuisierte Erfahrungen in den subjektiven Lebensentwürfen verweisen daher über die subjektiven Verkörperungs- und Codierungsprozesse auf soziokulturell geforderte Lebenspraxen und kulturell-symbolische Strukturen.

Der tiefenhermeneutischen Analyse liegt die methodische Annahme zugrunde, dass sich das Unbewusste verbal, nonverbal und szenisch mitteilt. Es gibt damit neben der sprachlichen und bildhaften Symbolik eine körperliche, die sich nicht zwingend über Sprache erschließen lässt, sondern über verschiedene Modi des Körper-Selbst-Bezugs und des Körperhandelns. Dem liegt zugrunde, dass körperlich repräsentierte Affekt- und Gefühlszustände ebenso unbewusst sein können wie eine sprachliche und bildhafte Symbolik. Die Bedeutung nonverbaler Botschaften gilt als Vermittlerin von Unsagbarem und konkretisiert im Rahmen ihrer Bedeutungsfunktion abgewehrte, noch nicht sichtbare Sehnsüchte, Lebensentwürfe und Perspektiven der Lebensgestaltung, sowohl individuell wie kollektiv. Das auf der individuellen Ebene Desymbolisierte steht daher mit regulierenden Diskursen in einer indirekten Verbindung und realisiert sich auf der subjektiven Erfahrungsebene als das Unaussprechliche und zugleich Unerhörte. Auf dem Hintergrund des in Kapitel IV.2.5. theoretisch herausgearbeiteten konstitutiven Zusammenhangs der Trias Körper, Diskurs und Subjektivierung/Identität zeigen Lorenzers Überlegungen dort Anknüpfungspunkte mit Foucault, wo Identität/Subjektivierung und subjektive Körperlichkeit im Verhältnis zu gesellschaftlichen Strukturzusammenhängen verortet werden.

168 Zum Zusammenhang von Sprachschablonen und Rationalität siehe Lorenzer, 1981, S. 112f.
169 Vgl. in Kap. V.3. die Ausführungen zum konstitutiven Zusammenhang der somato-psychischen Abwehr, siehe auch Klein, 2013, S. 265ff.
170 Vgl. Freud, 1925h, S. 14, sowie 1933a, S. 96.

VI.4. Diskurs und Selbsttechniken bei Foucault

Mit Foucault wird auf ein poststrukturalistisches Körperverständnis Bezug genommen und die Verfügbarkeit von Wissen und Praxen als zentraler Modus moderner Herrschaftstechniken in den Mittelpunkt gerückt (vgl. Foucault, 1994, S. 246f.). Foucault beschreibt den Menschen als ein Ensemble von Strukturen, die dieser wohl beschreiben kann, doch deren souveränes Subjekt er nicht ist. Damit begründet er seine Hauptthese, dass uns das Selbst nicht gegeben ist (vgl. Foucault, 1984), sondern dass vielmehr die Diskurse, an denen der Mensch teilhat, die Wahrnehmung vorstrukturieren und damit nicht der Verfügung des handelnden Subjektes unterliegen. Die der modernen Disziplinierungsgesellschaft sowie ihren Institutionen verpflichteten disziplinierenden Diskurse wirken sich in dieser Theorieperspektive nicht nur negativ unterdrückend, sondern auch stabilisierend auf den Körper aus. Die Aneignungsformen des Körpers sind als Technologien des Selbst zu verstehen, „[…] die es den Individuen ermöglichen, mit eigenen Mitteln bestimmte Operationen mit ihren eigenen Körpern, mit ihren eigenen Seelen, mit ihrer eigenen Lebensführung zu vollziehen, und zwar so, dass sie sich selber transformieren, sich selber modifizieren und einen bestimmten Zustand von Vollkommenheit, Glück, Reinheit, übernatürlicher Kraft erlangen“ (Foucault, 1984, S. 35f.). Macht im Sinne von Foucault realisiert sich in Handlungen, die einer Rationalität sowie selbstreflexiven Praktiken folgen. Entsprechend werden auch die Aneignungs- und Umgangsweisen mit dem Körper in einen Zusammenhang mit spezifischen Körperdiskursen gestellt. Als wirkmächtige Diskurse, die mit dem Ideal einer subjektiven und freiwilligen Selbstbeherrschung verbunden sind, gehen sie als Selbststrategien in die psychische Struktur über (vgl. Menke, 2003, S. 283ff.). Dabei ist wichtig, dass es „[…] hier nicht darum [geht], den Menschen ein Gesetz aufzuerlegen; es geht darum, über die Dinge zu verfügen“ (Foucault, 2000, S. 54). Die Vorstellung einer selbstbestimmten Aneignung des Körpers erweist sich so als Teil einer Machtmaschinerie, die diszipliniert und zugleich produktiv ist, die vertiefte Unterwerfung mit gesteigerter Tauglichkeit verkettet (vgl. Foucault, 1976, S. 177).

Auf der Folie dieser Theorieperspektive kann untersucht werden, wie und ob die subjektiven Aneignungsweisen des Körpers und die verschiedenen Modi des Körper-Selbst-Bezugs eine Reihe sozialer Technologien abbilden und dementsprechend den Fokus auf den individuellen Kontext relativieren (vgl. Foucault, 1977, S. 153). Darüber gerät gerade das Moment der selbstgetroffenen Entscheidung in Bezug auf die Anwendung des Körper-Selbst-Bezugs und der Körperpraktiken in Zweifel und rückt die Doppeldeutigkeit dieser Praxis in den Blick, welche zeigt, dass sich das moderne Individuum über den Körper „[…] an Konventionen und

normative Zwänge [bindet und dabei aber, H. K.-K] auch Formen der Selbstgestaltung und -führung [ausbildet]" (Bublitz, 2006, S. 344).[171] Vordergründig erscheinen die gewählten Praktiken damit zwar weiterhin als subjektive Vorlieben und rein private Entscheidungen, doch bei vertiefter Betrachtung zeigt sich, dass sie sich nicht außerhalb von dominanten Machtstrukturen verorten, sondern im Gegenteil als „[…] Produkte struktureller Kräfte […], die bestimmte Gefühle und Interpretationen prädisponieren" (Alcoff, 1997, S. 232), erkennbar sind. Damit stehen die hier untersuchten Modi des Körper-Selbst-Bezugs nicht nur in einem Zusammenhang mit bestimmten Formen der Sexualisierung des weiblichen Körpers in den Diskursen der Medizin, Religion etc., sondern können darüber erst als solche entstehen und zur Anwendung gebracht werden.[172] Unter dem Begriff „Bio-Macht" fasst Foucault die doppelte Bedeutung der Techniken zusammen, die für das Individuum Lebens- und Handlungsmöglichkeiten bieten und gleichzeitig beschränken. Damit wird auf eine Handlungsfähigkeit im Sinne von Praktiken fokussiert, wobei Foucault nicht explizit zwischen bewussten und unbewussten Motiven unterscheidet.

VI.5. Der Körper als gemeinsame Denkfigur psychoanalytischer und diskursiver Perspektiven

Um den vorgeschlagenen Brückenschlag zwischen bewussten und unbewussten Anteilen als Brückenschlag zwischen Psychoanalyse/Tiefenhermeneutik und Foucault zu denken, wird der Körper als gemeinsame Denkfigur für eine diskursiv-konstruktivistische Körperforschung sowie das psychoanalytische Körperkonzept ins Zentrum gestellt. Einem bewusst zugänglichen Wissen wird mit einem Verständnis, demzufolge die Hinterlassenschaften biographischer Erfahrungen unbewusst und bewusst *im* Körper gespeichert sind und Spuren *im* und *am* Körper hinterlassen, eine andere Form von Wissen zur Seite gestellt. Mit einer psychoanalytischen Theorie des Unbewussten gegengelesen werden in den Wissenssystemen der hegemonialen Diskurse nicht nur jene Ebenen berücksichtigt, die auf Rationalität gründen, sondern die im gesellschaftlichen Unbewussten eingeschriebenen und verdrängten Wissenskomplexe ebenso aufgenommen. Wo die Historizität der Diskurse den Begriff der Psyche und des Unbewussten einschließt, kann das vorgeschlagene Diskursverständnis in einen dialogischen

171 Vgl. Foucault: „Über den Körper bindet sich das moderne Individuum an Konventionen und normative Zwänge, bildet aber auch Formen der Selbstgestaltung und -führung aus." (Foucault, 1977, S. 153).

172 Die Techniken gehen auf die Entfaltung von Diskursen zu vier herausragenden Figuren zurück: Die Sexualisierung von Kindern und des weiblichen Körpers, die Kontrolle über das Fortpflanzungsverhalten und die Psychiatrisierung anomalen Sexualverhaltens als Perversion. Die Umsetzung der Diskurse ist in den Bereichen Pädagogik, Medizin, Demographie und Ökonomie in staatlichen Institutionen verankert oder wird von diesen unterstützt. Dabei steht die Familie besonders im Zentrum; sie dient dazu, die Figuren und Wissensformen zu verbreiten und in die Individuen einzupflanzen.

Bezug zu Foucaults Diskursbegriff gestellt werden, wie ihn dieser in seinem Buch „Wahnsinn und Gesellschaft“ (vgl. Foucault, 1973, S. 7) entfaltet hat. Foucault untersucht hier die Geschichtlichkeit der Diskurse, um das Verdrängte der Geschichte als ein durch den geschichtlichen Prozess sich wandelndes Verdrängtes sichtbar zu machen. Eine Erweiterung der Analyse des Körper-Selbst-Bezugs auf der Ebene der gesellschaftlichen Regulationen, d. h. die Makroebene, um die Dimension des Unbewussten – konkret: die psychoanalytische Theorie der Abwehrmechanismen – vertieft den Zugang zu den verschiedenen Modi des Körper-Selbst-Bezugs.

Zwar ist es in der Psychoanalyse mit Blick auf die individuelle Psychodynamik üblich von psychischen Abwehrmechanismen zu sprechen, doch macht es in der hier zugrunde gelegten Forschungsperspektive Sinn die Funktion der Abwehrmechanismen mit der Funktion der Techniken in Bezug zu setzen. Anknüpfend an die subjekttheoretischen Überlegungen der Dezentrierung der Subjekthaftigkeit spiegeln die Abwehrmechanismen eingebettet in einen intersubjektiven Prozess gleichermaßen persönliche wie kulturhistorische Dimensionen wider. Je nachdem, welche Abwehrmechanismen und Techniken vorherrschen, sind nicht nur Rückschlüsse auf die individuelle Persönlichkeitsstruktur möglich, sondern auch auf einen überindividuellen Zusammenhang der Aneignung des weiblichen Körpers und der hegemonialen Diskurse.

Werden Freud und Foucault wie beschrieben in Bezug gesetzt, wird der Körper nicht nur als ein durch gesellschaftliche Verhältnisse strukturierter Körper konzeptualisiert, sondern auch als strukturierender. Auf den Erfahrungsbegriff von Hegel rekurrierend, der „Erfahrung als erkenntnistheoretisch unentbehrlich, aber nie erkenntnistheoretisch unabhängig“ definiert (vgl. Alcoff, 1997, S. 234), erscheinen Erkenntnisse, die sich lediglich auf den Diskurs stützen, reduktionistisch. Eine ausschließlich dekonstruktivistisch-körpertheoretische Perspektive bleibt insofern unvollständig, als Erfahrung immer auch subjektives Erleben und Unausgesprochenes beinhalten kann. Wird die Subjektkonstituierung als eine Verschränkungsdynamik zwischen soziokulturellen Zuweisungen (machtmotivierten Zuschreibungen) und einem Eigenpotential im Sinne der Verarbeitungsdynamiken gekennzeichnet, die auch das Unbewusste miteinschließen, ist ein entscheidender Punkt herausgearbeitet, an dem eine Eigenmächtigkeit des Subjekts im Sinne von Selbstbestimmung und transformatorischer Potentialität verortet werden kann. In der Erkenntnis, das wechselhafte Spiel aufzuzeigen, „[…] in dem der Diskurs gleichzeitig Machtinstrument und -effekt sein kann, aber auch Hindernis, Gegenlager, Widerstands- und Ausgangspunkt für eine entgegengesetzte Strategie“ (Foucault, 1977, S. 100),

sind Anknüpfungen an Freuds Unbewusstes denkbar.[173] Auf der Folie dieser Verknüpfung können kollektive Muster freigelegt werden, die infolge intersubjektiver Prozesse als Zuschreibungen in das subjektive Körperkonzept eingewoben sind. Die Zuweisungen, die vom Subjekt angenommen oder abgewehrt werden, spiegeln sich in den interpsychischen und intrapsychischen Verarbeitungsweisen wider. Dieses um das psychoanalytisch konzipierte Unbewusste erweiterte Diskursverständnis ignoriert den Körper als Ort des Unbewussten nicht, sondern nimmt die im Körper eingeschriebenen und verdrängten Wissenskomplexe als nicht in der symbolischen Ordnung unserer Sprache repräsentierte (körperliche) Erfahrungen von Frauen auf. Mit diesem Verständnis kann ein Raum geöffnet werden, um in den diskursiven Körperbegriff auch die noch nicht in der symbolischen Ordnung unserer Sprache repräsentierten körperlichen Erfahrungen der Frauen aufzunehmen und in eine kritische Reflexion des hegemonialen Geschlechter-Diskurses münden. Unter geschlechterkritischen Gesichtspunkten können die subjektiven Grenzen des Sagbaren im Kontext tradierter Begrifflichkeiten der heterosexuellen Matrix problematisiert und auf der Ebene hegemonialer Diskurse – deren Grenzen damit zutage treten – reflektiert werden.

Kurz: Mit der hier vorgeschlagenen Forschungsperspektive wird ein erweiterter Zugang zu den subjektiven Aneignungs- und (Re-)Produktionsweisen von weiblicher Körperlichkeit erreicht. Während sich mit Foucault die symbolische Ordnung der Gesellschaft im Individuellen repräsentiert und ihre Konsequenzen für die Individuen im Zentrum stehen, wird die subjektive Verkörperung der gesellschaftlichen Strukturen mit der Psychoanalyse als Entwicklung von psychischen Strukturen und individuellen Abwehrmechanismen untersucht.[174] Eine formale Trennung zwischen bewussten und unbewussten Phantasien ist sowohl mit Foucault vor dem Hintergrund der Erzeugung gesellschaftlichen Wissens wie auch mit Freud nicht aufrechtzuerhalten. Stattdessen wird eine tiefreichende Kontinuität angenommen (vgl. Laplanche

173 Gleichwohl sei an dieser Stelle zumindest angemerkt, dass Foucault definitorische Fixierungen seines Diskurskonzeptes und eine „Stilisierung" seiner Vorgehensweisen abgelehnt hat (vgl. exemplarisch Foucault, 1993c, S. 15).

174 Die Frage der Konstruktion versus Konstitution bleibt bei Foucault letztlich unbeantwortet. Deleuze stellt in der Auseinandersetzung mit Foucault heraus, dass dieser in „der *Wille zum Wissen* mit einem Zweifel, einer Ungewissheit [schließt, H. K.-K.]. Wenn Foucault sich nach Abschluss des *Willens zum Wissen* in einer Sackgasse befindet, so nicht auf Grund seiner Art und Weise, die Macht zu denken, sondern eher weil er die Sackgasse entdeckt hat, in die uns die Macht selbst führt. In unserem Leben wie in unserem Denken, uns, die wir in unseren winzigsten Wahrheiten auf sie stoßen. […] auf jeden Fall ist es keine Achse, die die anderen aufhebt, sondern eine Achse, die bereits mit den anderen zugleich wirksam war und sie davor bewahrte, in der Sackgasse stehenzubleiben." (Deleuze, 2006, S. 133).

& Pontalis, 1972, S. 388ff.). Insofern kann mit Foucault eine Vertiefung der freudschen Dialektik gedacht und Foucault mit Freud psychoanalytisch gewendet werden. [175]

VI.6. Methodisches Vorgehen

Jeder Interpretationsabschnitt der empirischen Auswertung wird mit einem Stundenausschnitt eingeleitet und dient als Ausgangspunkt der Interpretation. Mit dem erklärten Ziel der Frage näher zu kommen, wie und warum Frauen auf unterschiedliche Modi des Körper-Selbst-Bezugs und Körperpraktiken zurückgreifen, wird der Inhalt des Textes als szenisches Material gelesen und auf der Grundlage der oben eingeführten theoretischen Perspektiven der Tiefenhermeneutik und diskursanalytischen Forschung untersucht.

Um die Logik des Körpererlebens und des Körperhandelns differenziert in den Blick zu nehmen, wird zwischen bewusst zugänglichem und unbewusstem Körpererleben und Körperhandeln unterschieden. Die herausgearbeiteten Bedeutungen werden dann in einem ersten Schritt tiefenhermeneutisch interpretiert und daran anschließend mit diskursiven, soziokulturellen und gesellschaftlichen Strukturen reflektiert.

Die Untersuchungsergebnisse sind Resultat mehrerer Analysedurchgänge. Die Eindrücke und ersten Deutungseinfälle zu den Sequenzen wurden protokolliert oder auf Band gesprochen und anschließend transkribiert. Irritationen und Widersprüchlichkeiten im manifesten Textsinn wurden besonders in Augenschein genommen und nach latenten Sinnstrukturen befragt. Anschließend wurde eine Bezugnahme der manifesten und latenten Inhalte auf den soziokulturellen und gesellschaftlichen Kontext vorgenommen. In mehreren Durchgängen wurden die Ergebnisse der Analysen, der persönlichen Eindrücke und Irritationen reflektiert, zur Diskussion gestellt und intersubjektiv überprüft.[176] Den Abschluss der empirischen Ergebnisse bildet jeweils eine zusammenfassende Reflexion sowie Diskussion der herausgearbeiteten theoretischen Leerstellen.

Das hier vorgenommene empirische Vorgehen impliziert die eigene Subjektivität als Erkenntnisinstrument zu reflektieren. Zwei Aspekte sind dabei besonders hervorzuheben; zwar orientierte sich die Auswahl des Materials an den Forschungsfragen und folgte dementsprechend bewussten Überlegungen. Doch bereits der Blick auf das Material, mit dem zwischen thematisch relevanten bzw. nicht relevanten Passagen unterschieden und dementsprechend ausge-

175 Einschränkend wird in Bezug auf die vorgestellten Überlegungen angemerkt, dass eine fundierte Verknüpfung von Freud und Foucault weiterer systematischer Theorieanalysen bedarf.

176 Dazu dienten verschiedene Diskussionsorte, wie das DoktorandInnen-Kolloquium oder tiefenhermeneutische Arbeitsgruppen.

wählt wurde, geht mit einer bestimmten Lesart einher, die der Forscherin thematisch, logisch und der Fragestellung angemessen erscheint, aber nur eine von vielen möglichen Sichtweisen darstellt. Mit einer psychoanalytisch-tiefenhermeneutischen Forschungsposition sowie einer kritisch-feministischen Haltung in Bezug gesetzt, müssen nicht nur die wirksam werdenden Deutungsperspektiven kritisch hinterfragt werden, sondern die Auswahl der Passagen selbst. Bezugspunkt ist dabei nicht nur das Unbewusste der Forscherin; als Ausgangspunkt dient auch die Einsicht, dass die Produktion von Wissen immer im Kontext von gesellschaftlichen und historisch vorfindbaren Machtverhältnissen stattfindet (vgl. Kap. VI.3.). Kritisch-feministische Wissenschaft blendet Fragen der Situiertheit von Wissen nicht aus, sondern stellt das Wissen um konkrete Subjektivierungsweisen und die Kritik an kollektiven Tabuisierungen und Identitätszuschreibungen, die tief in die gesellschaftliche Geschlechterordnung eingeschrieben sind, in einen selbstreflexiven Bezug (vgl. Maurer, 2013, S. 34). Daraus folgt, dass nicht nur das Unbewusste der Autorin, sondern auch das der Kolleginnen, die die Fallanalysen verschriftlicht haben, sowie der behandelten Frauen in die kritische Reflexion eingehen.

Diese Arbeit bewegt sich damit genau an jenen Grenzen sprachlicher Symbolisierungen, die weibliche Erfahrungen mit Begrifflichkeiten zu erfassen versuchen, die patriarchalen Denk- und Symbolisierungsstrukturen entstammen und durch diese definiert sind. Um diese Problematik zu markieren, werden Begriffe wie *Sexualität, homosexuell* und *weiblicher/männlicher Körper* zwar in den Auswertungstexten weiterhin benutzt. Doch wird eine kritische Reflexion des Sprachgebrauchs in der Umgangs- wie Wissenschaftssprache immer mitgedacht und an den Stellen thematisiert, wo eine Festlegung durch den Kontext der heterosexuellen Matrix deutlich hervortritt; selbiges gilt für die Begrifflichkeit *autonom* und *authentisch* (vgl. hierzu auch Kap. I.2.). Insofern ist diese Arbeit ein Beitrag dazu Räume für neue und/oder unterdrückte Sinnzusammenhänge zu öffnen, um den bisherigen Begriffs- und Diskursrahmen zu erweitern.

VII. Zwischen Wortgewalt und Körpergeflüster: Körperpraktiken zwischen Schönheitsidealen und Selbstsuche

VII.1. Einleitung und Fragestellung

In dem vorliegenden Kapitel werden Umgangsweisen mit dem Körper untersucht, die auf bestimmte äußere Erscheinungsformen hin orientiert sind. Ausgehend von der zentralen Fragestellung nach dem Zusammenhang von Körper, Diskurs und Subjektivierung/Identität liegt der empirische Fokus des folgenden Untersuchungsabschnitts auf dem Verhältnis, das sich zwischen aktuellen gesellschaftlichen Bildern bzw. Diskursen zu Weiblichkeit und den subjektiven Aneignungsformen von Frauen entfaltet. Der Modus der Körperpraktiken wird aus zwei unterschiedlichen Perspektiven in den Blick genommen und dahingehend untersucht, ob das *Wie* der Körperinszenierungen im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Verhältnissen erstens im Sinne einer symbolisierend inszenierenden Repräsentation (vgl. Gast, 1998) als Indikator für die kulturelle und gesellschaftliche Situation des weiblichen Körpers gelesen werden kann und zweitens Rückschlüsse auf Körperaspekte zulässt, die für eine weibliche Körper- und Subjektentwicklung charakteristisch sind.

Die äußere Erscheinung spielt für alle Frauen, die hier zu Wort kommen, eine bedeutsame Rolle für ihr Selbstwertgefühl.[177] Der Wunsch, schön zu sein, weist als Motiv für den Modus der Selbstgestaltung und -veränderung auf bedeutungsstiftende Aspekte in Bezug auf die eigene Subjektivierung/Identität hin. Hinsichtlich der Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper spielt dieser Zusammenhang in allen Behandlungsverläufen in unterschiedlicher Ausprägung und Bedeutung eine Rolle. Darüber hinaus scheinen die Formen der Selbstgestaltung und Selbstinszenierung in vielfältiger Weise von gesellschaftlichen und ästhetischen Normen und Schönheitsidealen durchwoben.

Grundsätzlich sind weder die Bestrebungen, den Körper zu verändern und zu formen, noch deren Zusammenhang mit herrschenden Schönheitsidealen neu. Körper- und Schönheitsideale spiegeln seit jeher wider, was in den unterschiedlichen Zeitaltern, Gesellschaften und Kulturen unter diesen Phänomenen verstanden wurde (vgl. Schroer, 2005). Wie bereits in den theoretischen Körperreflexionen herausgearbeitet wurde, ist ein authentisch-natürlicher Körper jenseits von kulturellen und sozialen Modellierungen nicht denkbar. Trotz der historischen Variabilität bleibt die Ästhetik hinsichtlich des Erscheinungsbildes einer Frau an einschlägigen Geschlechterzuschreibungen orientiert. Was unter Schönheit verstanden wird, geht bis

177 Damit ist keine Diagnostik der vorgestellten Verläufe verbunden, da dies nicht Gegenstand dieser Arbeit ist.

heute mit aktuellen Weiblichkeitsentwürfen und der Frage einher, in welchem Bezug Schönheit zu weiblichen Identitätsentwürfen steht.[178] Mittelpunkt der gegenwärtigen weiblichen Schönheits- und Körperbilder ist ein schlankes und androgynes Körperideal. Hierbei fällt eine paradoxe Doppeldeutigkeit auf: Während eine Ästhetisierung von Gesicht, Haaren und Busen eine Aufwertung des weiblichen Körpers bewirkt, intendiert eine Androgynisierung des restlichen Körpers das Unkenntlichmachen weiblicher Körperformen. Die daran orientierten Praxen der Bearbeitung fokussieren besonders die weiblichen Körperteile der Fortpflanzung.

Damit rückt eine ganze Reihe von Praktiken, die auf eine Gestaltung des Körpers abzielen, in den Blickpunkt. Neben Kleidung, Schminken und Gestaltung der Haare spielen Umgangsweisen, die sich auf die Körperfigur und damit das Essverhalten beziehen, eine wesentliche Rolle. Die Kontrolle des Essverhaltens übernimmt in besonderer Weise die Kontrolle über den Körper als Ganzes. Eine zentrale Frage ist, wie und warum frau bestimmte Körperpraktiken auswählt, die ihrerseits bestimmte Körperregionen fokussieren. Die gewählten Körperpraktiken – einschließlich der bulimischen Kontrolle des Essverhaltens – werden als metaphorische Schnittstelle hypostasiert, an der die Komplexität subjektiver Erfahrungen zwischen Individualität (Selbstermächtigung) und hegemonialen Diskursen (Normierung) untersucht werden soll. Präziser gesagt wird das Spannungsverhältnis zwischen gesellschaftlichen Weiblichkeitsvorstellungen und subjektiven Aneignungsformen des eigenen Körpers untersucht, wobei sowohl das bewusste emotionale Erleben wie auch die begleitenden unbewussten Phantasien einbezogen werden. Daran schließt die Frage an, wie und ob hegemoniale Vorstellungen von Weiblichkeit weibliche Körper- und Erfahrungszusammenhänge ein- bzw. ausschließen.[179] Auf diese Weise soll der komplexen Verwobenheit zwischen subjektiver Körperaneignung und den Diskursen, die sich auf den weiblichen Körper sowie Weiblichkeitsvorstellungen beziehen, Rechnung getragen werden.

Aus dem breiten Spektrum der Körperpraktiken scheint neben den alltäglichen Praktiken des Schminkens und der Wahl der Kleidung die Symptomatik der bulimischen Essstörung für die der vorliegenden Arbeit zugrunde gelegte Fragestellung in besonderer Weise geeignet. Die Symptomatik der Bulimie verzeichnet, wie bereits in Kapitel I. angesprochen, in den letzten 20 Jahren v.a. bei Frauen eine rasante Zunahme, was einen gesellschaftlichen Zusammenhang

178 Vgl. Kap.I.4. sowie Menninghaus, 2003; Beck-Gernsheim, 1988. Hypothese dieser Arbeiten ist, dass besonders die seit der Industrialisierung veränderten Liebes- und Ehebedingungen mit einer engen Verwobenheit von Schönheit und Attraktivität einhergehen.

179 Damit knüpft meine Untersuchung auf einer übergeordneten Ebene an die theoretische Debatte um Konstitution versus Konstruktion an, wie sie bereits im ersten Teil dieser Arbeit diskutiert wurde.

nahe legt.[180] Nach der *International Classification of Disease, ICD 10* zeichnet sich Bulimie durch Episoden von Essanfällen und eine Vermeidung von Gewichtszunahme durch selbstinduziertes Erbrechen aus. Charakteristisch für diese Form des Essverhaltens ist die Angst vor Kontrollverlust. Wo eine ‚normale' Ausgestaltung dieses Essverhaltens in eine ‚pathologische' übergeht, ist dabei nicht eindeutig festzulegen.[181] Diese Beschreibung der Symptomatik wird hier undiskutiert übernommen, da sie gut veranschaulicht, wovon die Rede ist. Die spezifische Dynamik des Ess-Brech-Vorgangs inszeniert auf eine konkretistische Weise das Verhältnis zwischen Innen und Außen und rückt den Körper als Medium der Selbstgestaltung in besonderer Weise in den Fokus. In metaphorischer Form scheint die Bulimie das Konfliktfeld der Selbst- versus Fremdbestimmung im Umgang mit dem eigenen Körper sowie dessen Aneignung abzubilden. Mithin kann erforscht werden, welche gesellschaftlichen Wert- und Zielvorstellungen über Weiblichkeit in diese Körperpraktik eingehen und ob hegemoniale Weiblichkeitsvorstellungen bestimmte Formen der Körpermanipulation nahelegen. In meiner Untersuchung wird folglich eine Perspektive auf die Symptomatik der Bulimie eingenommen, die das bulimische Essverhalten einschließlich des herbeigeführten Erbrechens zunächst ebenso wie andere Umgangsweisen mit dem Körper, die auf das äußere Erscheinungsbild ausgerichtet sind, als Körperpraktik bzw. als Selbstmodellierung des Körpers charakterisiert. Die Frauen, die hier zu Wort kommen, greifen auf verschiedene Weise auf ausgewählte Praktiken der Körpergestaltung wie Schminken, sorgfältige Wahl der Kleidung und bulimisches Essverhalten zurück; gemeinsam ist diesen Praktiken, dass sie sich mit und an der Körpergrenze bewegen. Die konkreten Sequenzen werden mit den in Kapitel VI. eingeführten tiefenhermeneutischen und diskursanalytischen Perspektiven auch unter einem geschlechterkritischen Blickwinkel untersucht; sie werden jeweils zunächst psychoanalytisch gedeutet und anschließend unter einer diskursanalytisch-geschlechterkritischen Perspektive erweitert betrachtet.

180 Bezüglich der Frage zur Zunahme der Körperpraktiken findet man in der feministischen Literatur vor allem zwei Erklärungsperspektiven: zum einen das gesellschaftliche Schönheitsideal für Frauen (vgl. Borkenhagen, 2000, S. 5ff.), zum anderen eine männlich geprägte Kultur, die es Frauen erschwert bzw. sie daran hindert, selbstbewusste Personen zu werden und ein Subjekt mit einer selbst bestimmter Subjekthaftigkeit und eigenem Begehren zu sein.

181 Siehe http://www.dimdi.de/static/de/klassi/icd-10-gm/index.htm, letzter Zugriff 21.07.2014.

VII.2. Wie in einem Glashaus

Die Bedeutung biographischer Erfahrungen im Rahmen des Subjektivierungsprozesses ist unbestritten; diese Erfahrungen üben einen entscheidenden Einfluss auf geschlechtliche Identifizierungen und das Entstehen von Körperpraktiken aus. Wie dieser Zusammenhang aussehen kann, wird mit folgendem Stundenausschnitt vorgestellt.

Stundenausschnitt 1: Frau M., 28 Jahre, Studentin der Motologie

M.: Fühle mich wie in einem Glashaus, in dem mich nichts erreichen kann. Als wenn alles keinen Eindruck bei mir hinterlässt. Ich komme mir so langweilig vor. Diese Gleichgültigkeit und Leere habe ich auch früher häufig gespürt. […] Ich habe überhaupt keine Lust mehr zu gucken, was mit mir los ist. Es gibt eh keine Erklärung. Manche Sachen sind ebenso wie sie sind, die kann man nicht mehr zerlegen.

A.: Manchmal ist das bei kleinen Kindern so, wenn sie keine Antworten bekommen, möchten sie auch nicht mehr fragen. Vielleicht geht es Ihnen jetzt hier ähnlich. Sie haben keine Lust mehr, etwas zu fragen.

M.: Diese Gleichgültigkeit habe ich schon ganz lange. So eine Gleichgültigkeit und Leere. Es dringt nichts zu mir vor. Oft frage ich nur der Höflichkeit wegen... Meine Eltern haben oft gesagt, das verstehst du noch nicht. Meine Mutter war immer gegen mich und hat gesagt, sie könne mir das nicht erklären. Es war auch mühselig, immer wieder zu fragen. Es war eher eine Resignation und eine ständige Spannung, dieser abgelehnten Mutter gegenüber nett sein zu müssen.

Mit dem Bild eines Glashauses unterstreicht Frau M. eindrücklich, wie sie sich fühlt, wenn sie sich getrennt und ohne Beziehung zu den anderen erlebt. In ihre Beschreibung *„als wenn alles keinen Eindruck bei mir hinterlässt“* fließt mit der erinnerten Beziehung zu ihren Eltern, insbesondere ihrer Mutter, eine zweite Zeitperspektive ein; als „fehlender Eindruck“ hat diese dazu beigetragen, dass Frau M. heute das Gefühl hat, nichts mehr an sich heranlassen zu können, und sich mittlerweile von sich abgeschnitten fühlt. In Frau M.s Selbsterleben haben diese Erfahrungen nachhaltig Spuren im Selbstbild hinterlassen. Ein Gefühl der Bedeutungslosigkeit überschattet ihren gegenwärtigen Bezug zu sich selbst, infiltriert Zeit und Raum bis in die Gegenwart und wird in die Zukunft projiziert. So gesehen wirkt das Glashaus wie ein Schutzwall zwischen ihr und der Welt. Dabei spannt die Symbolik des Glashauses eine Verbindung zwischen früheren interaktionellen Erfahrungen der Zurückweisung und den Gefühlen von mangelnder Selbstwirksamkeit und Hilflosigkeit auf. Auch auf der entwicklungspsychologischen Ebene zeigt sich der Zusammenhang mit dem basalen Bedürfnis nach Sehen und Gesehen werden. Im Gegensatz zu einem kompletten Rückzug, wie er von John Steiner (1998)[182] im Hinblick auf die psychische Entwicklung beschrieben wurde, erlaubt Frau M.s

182 John Steiner hat in seinem Buch „Orte des seelischen Rückzugs“ die Abwehrsysteme untersucht, die PatientInnen helfen, Angst und seelischen Schmerz zu vermeiden und dem Kontakt mit anderen Menschen und

Glashaussymbolik einen Einblick in die mit dem Rückzug einhergehenden Erfahrungen der Zurückweisungen. Ehemals in der Interaktion zum eigenen Selbst gehörende Gefühle mussten abgewehrt werden, denn es gab in Frau M.s bisherigem Erleben keinen Raum zur Beantwortung und Verarbeitung ihrer Fragen, Gefühle und Erfahrungen. Das führte zu einer Unterdrückung von Affekten und Gefühlen sowohl auf der körperlichen wie auch auf der psychischen Ebene und letztendlich zu einer Impuls- und Handlungsunterdrückung sowie einer Abwehr des Kontaktbedürfnisses. Der Impuls des Wollens unterlag fortan einer Hemmung, die schließlich dazu geführt hat, dass der Impuls selbst geleugnet wurde. Der psychische Abwehrmechanismus der Verleugnung legt sich als Hemmung auf den Handlungsimpuls und verhindert ihn Entsprechend beschreibt Winnicott Erfahrungen, die unterdrückt werden, als Nicht-Handlung (vgl. Winnicott, 1983). In diesem Sinne ist auch Frau M.s Aussage „*ich habe überhaupt keine Lust mehr zu gucken*“ zu verstehen.

Im Theorieteil dieser Arbeit wurde als ein Ergebnis der subjekttheoretischen Überlegungen herausgearbeitet, dass das Kind die Mutter/ein Gegenüber braucht, die bzw. das sein Begehren erkennen und in Worte fassen kann und will. Das Fehlen einer ausreichend stimmigen Resonanz wirkt sich langfristig auf die gesamte Einstellung des Kindes sich selbst gegenüber aus; es hat zur Folge, dass die eigenen Gefühle und Impulse als bedeutungslos erlebt und später als unverstandene Gefühle und Affekte abgewehrt werden.

Der Habitus[183] der Höflichkeit, der hier mit der Zurückhaltung bzw. Unterdrückung von Gefühlen einhergeht, wenn nicht gar erst möglich wird, steht sinnfällig im Zusammenhang mit dem erwähnten Rückzug. Der Rückzug von Neugier und Wissensdurst zugunsten einer höflichen Angepasstheit und Demut zeigt sich als Folge der Zurückweisungen. Dass in Frau M.s Erleben auf ihre Fragen und Gefühle nicht eingegangen wurde, kann mit via Generationendifferenz begründeten Abweisungen im Sinne von *„das verstehst du noch nicht“* oder *„sie* [meine Mutter] *könne mir das nicht erklären“* rationalisiert werden und lässt zudem Rückschlüsse auf die persönliche familiäre Situation und die psychische Verfassung der Mut-

---

mit der Realität aus dem Wege zu gehen. Diese Orte des Rückzugs würden von den PatientInnen häufig idealisiert und „als angenehmer, ja sogar idealer Zufluchtsort dargestellt.“ (Steiner, 1998, S. 19). Das trifft auf die Glashaussymbolik von Frau M. zwar bedingt zu, aber mehr im Vordergrund steht, dass „[…] ein Rückzug oft als Ruheplatz [dient], der Entlastung von Angst und seelischem Schmerz gewährt. Wirklich vorankommen kann ein Patient aber erst dann, wenn er sich aus dem Rückzug hervorbewegt“ (Steiner, 1998, S. 71). Steiner legt den Akzent darauf, „[…] dass diese Räume Bereiche des Rückzugs von der Wirklichkeit darstellen, in denen keine realistische Entwicklung stattfinden kann“ (Steiner, 1998, S. 71). Eine andere Hauptfunktion dieser Abwehrsysteme, die Steiner auch als pathologische Persönlichkeitsorganisationen bezeichnet, besteht seiner Erfahrung nach darin, „primitive destruktive Impulse zu binden und zu neutralisieren“ (Steiner, 1998, S. 26).

183 Vgl. Pierre Bourdieu (1993).

ter/Eltern zu, die vermutlich keine Lust oder Zeit hatten, sich auf die Ebene des Kindes zu begeben. Doch in solchen erzieherischen Umgangsweisen deuten sich auch gesellschaftlich etablierte Überzeugungen an, die sicherlich für alle Kinder geltend gemacht werden können, geschlechtsspezifisch betrachtet jedoch weibliche Kinder in besonderem Maße adressieren: Eine wissensdurstige, von Forscherdrang beseelte Haltung wird auch heute noch eher dem Männlichen zugeschrieben, wenn auch sicherlich differenzierter und bspw. hinsichtlich technischer und sozialer Bereiche unterschieden. Fragt Frau M. nur noch *„aus Höflichkeit"*, zeugt dies auf eindrückliche Weise davon, dass sie den Bezug zu ihrer eigenen Stimme – einer Stimme, die ihren Fragen entspringt – in ihren Rückzug ins Glashaus mitgenommen hat, um sich den Erwartungen der Mutter/Erwachsenen anzupassen.

Die Höflichkeit übernimmt dergestalt auf der intersubjektiven Ebene regulierende Funktionen und hilft zudem, weiteren Zurückweisungen vorzubeugen. Mit Frau M. lässt sich idealtypisch aufzeigen, wie Sprache – nun reduziert in der Qualität von Erwartungs- und Rollenvorschriften – nicht länger als lebendige Artikulation seelischer Befindlichkeiten und kontaktstiftendes Medium besetzt werden kann, sondern, sozusagen nach innen zur Anwendung gebracht, als Höflichkeit auf einer innerseelischen Ebene dazu führt, Gefühle zu verbergen und zu unterdrücken. Dies führt unter Umständen zu einem leeren Sprechen – *„ich frage nur aus Höflichkeit"* –oder sprachlosen Tun (vgl. Lacan in Kap. II. 2.). Damit gewinnt Höflichkeit nicht nur im Sinne einer sozialen Angepasstheit an Bedeutung; sie reguliert darüber hinaus den potentiellen Rückzugsort von Frau M., um die Spannungszustände abzuwehren, die durch eine *„ständige Spannung, dieser abgelehnten Mutter gegenüber nett sein zu müssen"*, immer wieder neu entstehen. Mit Hilfe des inkorporierten Habitus der Höflichkeit gelingt es Frau M., eine spürbare Trennung zwischen Innen und Außen sowie zwischen Ich und Du zu etablieren und die affektiv-körperlich spürbaren Sehnsüchte ins Gegenteil zu verkehren. Kontaktwünsche, Enttäuschungen, Wut und Aggressionen sind nun nur noch eingekleidet im Habitus der Höflichkeit erahnbar.

Mit Blick auf die Höflichkeit, einem in Fleisch und Blut übergegangenen Habitus, kann das Ineinandergreifen von subjektiver Körperaneignung und soziokulturellem Diskurs beleuchtet werden. Die Höflichkeit wirkt stereotyp und zeigt in der Entstehungs- und Wirkungsgeschichte eine disziplinierende Rollenkonformität, die geschlechtsspezifisch konnotiert ist. Frau M.s individuelle Erfahrungen zeigen, wie die Aussage *„das verstehst du noch nicht"* eingebunden in kollektive Umgangsformen, die nicht vom Geschlecht zu abstrahieren sind, zu einer generalisierten Haltung im Sinne von „Ein Mädchen fragt nicht so viel" führen kann, da das Kör-

pergeschlecht von Anbeginn des Lebens an als grundlegendes Differenzierungsschema fungiert und jegliche Formen der Interaktion gestaltet. Mit Bourdieu ist eine soziale Identität ohne geschlechtliche Identität nicht denkbar; diese geht in die Identitätsmuster sowie in die individuellen Habitusformen ein. Auf diese Weise markieren die Höflichkeit und die Glashaussymbolik sowohl familiale wie auch soziale Erfahrungen und stellen diese in ein geschlechtsspezifisches Verhältnis zu gesellschaftlichen Geschlechterstrukturen.

Bisher wurde der psychische und körperliche Rückzug in einen Zusammenhang mit dem sozialen Verhaltenskodex der Höflichkeit gestellt. Es ist zwar richtig, wenn Bourdieu zufolge der Habitus als natürlich wahrgenommen wird und seine gesellschaftliche Bedingtheit in Vergessenheit gerät (vgl. Bourdieu, 2005), doch darüber hinaus wurde deutlich, dass Frau M.s gegenwärtige Umgangsformen weder komplett unbewusst noch mit den ursprünglichen (Körper-)Impulsen identisch sind. In der folgenden Sequenz wird daher weiter vertieft, dass und wie Frau M. versucht, mit diesen Ambivalenzen umzugehen. Dabei rückt die stabilisierende Funktion des Habitus der Höflichkeit und der Glashaussymbolik in den Fokus. Es wird spürbar, dass diese nicht nur eine sozial regulierende Funktion nach außen übernehmen, sondern auch nach innen stabilisierende Schutzfunktionen gewinnen. Entsprechend deutet der Rückzug ebenso wie der Habitus der Höflichkeit einen psychischen Abwehrmechanismus an, der als eine Umkehr vom Passiven ins Aktive eine Strategie beschreibt, die sich im Weiteren in verschiedenen Varianten zeigen wird und als ein zentraler Mechanismus im Zusammenhang mit Körperpraktiken ausgemacht werden kann.

VII.3. Hier sehe ich Seiten an mir, die ich gar nicht will

Stundenausschnitt 2: erneut Frau M.

M.: Hier sehe ich Seiten an mir, die ich gar nicht will.

A.: So dass es Ihnen zunächst erscheint, als würde das ganze Gegenteil von dem rauskommen, was Sie sich wünschen.

M. (mit anklagend-trotzigem Tonfall)[184]: Ja. Ich entdecke Sachen, da fühle ich mich noch schlechter. Ich bin total egoistisch, habe so eine niedere Wut. Wie ein ohnmächtiges Kind.

A.: Kennen Sie diese Gefühle?

M.: Von früher, wenn meine Mutter nicht mit mir geredet hat. Das ist wie hier. Ich weiß nicht, warum die das macht. Ich will schreien und kann nicht schreien.

A.: Hier können wir uns das zusammen anschauen und verstehen.

M.: Komisch. Das ist so schwierig. Das ist so negativ. Ich konnte nie verstehen, warum sie das alles so macht. Das hat mir einen Schrecken eingejagt.

A.: Wie war das?

184 Diese Bewertung geht auf die Interpretation der Kollegin zurück.

M.: Das war eine tiefe Angst, ohnmächtig, ich fühle mich dann verstoßen. Ich hab das so gesehen, dass sie mich nicht mehr haben wollte.
A.: Als Kind waren Sie hilflos und hatten keine Chance.
M.: Ja. Dass die sehen sollen, dass überhaupt etwas mit mir ist. Dass sie mich wahrnehmen. Aber ich denke, es wird nie jemanden geben. Ich kann mir nicht vorstellen, dass dieses Gefühl jemals weggeht.

In dieser Sequenz beeindrucken Frau M.s Beklemmung und ihr resignatives Gefühl der Aussichtslosigkeit, das sie – wie bereits in der ersten Sequenz – auch in die Zukunft projiziert; sie kann sich nicht vorstellen, *„dass dieses Gefühl jemals weggeht"*. Hinter der Sprachlosigkeit, in der sie sich befindet, drängen Seiten zum Vorschein, die Frau M. nicht sehen will. Es wird deutlich, wie sehr sie fürchtet, verborgene, bisher sicher gehütete Gefühle zu entdecken und – wie hinzugefügt werden kann – zu spüren, denn sie hat *„so eine niedere Wut"*. In diesem Zusammenhang erscheinen auch ihre Selbsterklärungen – *„ich bin total egoistisch, habe so eine niedere Wut"* – als schuldhafter Versuch, ihre überflutende Wut einzudämmen, sicherlich verbunden mit der Angst, erneut zurückgewiesen zu werden. Dies führt in einen stetig wiederkehrenden Kreislauf von Sehnsucht und Angst, der in Sprachlosigkeit mündet und Frau M.s Selbstausdruck blockiert: *„Ich will schreien und kann nicht schreien."* Das Gefühl der Bedeutungslosigkeit und der implizite Vorwurf, nicht gesehen und gehört zu werden, bleiben im Hintergrund stets anwesend. Der Kontext, auf den Frau M. ihre Bedeutungslosigkeit bezieht, variiert und ist vielschichtig, sowohl auf der horizontalen Ebene bezogen auf die Gegenwart als auch auf der vertikalen Ebene vor allem bezogen auf ihre biographischen Erfahrungen mit der Mutter. Darauf deutet auch die unklare Verwendung von Präsens, Futur und Präteritum hin; es hat den Anschein, als bewege Frau M. sich zwischen den Zeiten hin und her. Mit dieser Ambivalenz steht gleichzeitig unausgesprochen die Frage im Raum, wie es gelingen kann, eine Veränderung und Weiterentwicklung zu bewirken. Indem Frau M. ihr Erleben auch mit der Analytikerin inszeniert, wenn sie deren Schweigen mit dem der Mutter gleichsetzt und wie eine Auslöschung erlebt, gibt sie ihrer Sprachlosigkeit einen Ort in der Gegenwart und zeigt, dass sie Resonanz braucht bzw. gebraucht hätte, um sich an-erkannt und selbst-bewusst fühlen zu können.

Im Beklagen von Frau M. liegt implizit auch die Möglichkeit verborgen, sich ihrer Sehnsucht zu nähern und in das Glashaus zu schauen. Mit Hilfe des Konzepts der Nachträglichkeit (vgl. FN 136 in Kap. V.1.) wird diese Art der Interaktion als unbewusste Reinszenierung der ehemaligen Sehnsucht nach haltgebendem Kontakt verstanden. Die Sehnsucht nach Worten, die laut Cixous (1980) wie Nahrung sind, hatte und hat haltgebende und lebensnotwendige Bedeutung. Ein Fehlen von Worten wirft Schatten auf das weitere Leben; die eigenen Gefühle

und Affekte bleiben unverstanden und unsymbolisiert. Das hat zur Folge, dass sie als bedrohlich und als Angreifer und Zerstörer erlebt werden, wenn sie spürbar werden. Auch Frau M. spürt die Angst vor ihren Gefühlen, die nicht nur zu einem schuldhaften Erschrecken vor sich selbst führt – *„ich bin total egoistisch"* –, sondern sie auch vor Scham erstarren lässt. Die Art, wie sie ihre verzweifelte Wut mit Höflichkeit zu kaschieren versucht, lässt sie stumm und resigniert wie gelähmt neben sich stehen. Im Kapitel zur Säuglings- und Kleinkindforschung (vgl. Kap. V.1.1). wurde diskutiert, dass Scham zwar zu den frühesten angeborenen Affekten gehört, dessen ungeachtet jedoch ein breites Spektrum an Emotionen einbeziehen kann, deren Bedeutung sich nur aus dem Kontext der jeweiligen subjektiven Erfahrungen erschließen lässt. Bei Frau M. beeindruckt der Zusammenhang zwischen emotionalen Zurückweisungen und Scham, die ihrerseits stets mit Rückzug einhergeht. Dieser Zusammenhang wird auch durch die Untersuchungen von Wurmser bestätigt, der herausgearbeitet hat, dass Schamerfahrungen nicht nur direkt mit Körpererfahrungen verbunden sind, sondern sich auf sämtliche Erfahrungen der Bloßstellung besonders intimer, verletzlicher Aspekte des Selbst beziehen (Wurmser, 1997, S. 77). Insofern hängt Scham auch mit einem tief verwurzelten Gefühl, ungeliebt zu sein, zusammen. Es macht Sinn, sich möglichst angepasst und perfekt darzustellen, um nicht beschämt zu werden.[185]

Mit den beiden bisher vorgestellten Sequenzen wurde gezeigt, dass die Entwicklung einer Schamdynamik bis in die frühe Kindheit reichen kann und von gesellschaftlichen Normativitätsvorstellungen beeinflusst wird. Dementsprechend geht Scham bzw. das Vermeiden von Scham mit einem Bemühen um Angepasstheit einher. So zeichnete sich in der bisher entfalteten Dynamik bereits deutlich ab, in welchem Maß Frau M.s Körpermetaphorik unbewusst von gesellschaftlichen Normativitätsvorstellungen beeinflusst wird, die sich auch in geschlechtsspezifischen Körperbildern repräsentieren. Dabei fühlt sich Frau M. ihrem Körper gleichermaßen ausgeliefert und auf ihn verwiesen. Ihr Körper ist der Ort, an dem sie ihr inneres Erleben verbergen kann, und dient gleichzeitig ihrer Stabilisierung und Identitätssicherung. Ihre Angst zu schreien und ihre diesbezügliche Ambivalenz verweisen auf die Wechselwirkung von Sprachlosigkeit und ‚Stimme bekommen' im Sinne von Worten, die eine Symbolisierung der eigenen affektiven (Körper-)Erfahrungen ermöglichen, und der Unfähigkeit, Gefühlen und Bedürfnissen Ausdruck zu verleihen, sofern diese ignoriert oder bestraft werden. Während der

185 Léon Wurmser hat sich intensiv mit der Entstehung von Scham und dem Unterschied zwischen Scham und Schuldgefühlen beschäftigt. Er hält das Scham-Schuld-Dilemma für fast ubiquitär und für den Kern der meisten Konflikte. Er verortet es psychogenetisch im Zusammenhang der Trennungsabhängigkeitsdynamik und schreibt, dass die Trennungsschuld in Verbindung mit der Trennung von der Mutter stehe und antithetisch dazu die Abhängigkeitsscham als nicht vollzogene Selbstbehauptung zu verstehen sei, worüber die Komplexität und Verschlungenheit dieses Dilemmas als Oszillieren zwischen beiden Polen zu verorten ist.

Körper in Frau M.s Umgang mit Zurückweisung und Enttäuschung als ein Ort bedeutsam wurde, an dem es um Kontrolle und Unterdrückung von Affekten ging, wird in der folgenden Sequenz eine weitere Umgangsweise mit dem Körper in den Blick genommen, die sich insofern an Frau M.s Erfahrungen anschließt, als sie vor allem auf Außenwirkung und damit die Meinung der anderen orientiert ist. Dabei gewinnen Körperpraktiken mit einem Bezug auf das äußere Erscheinungsbild, insbesondere Kleidung und Schminken, an Bedeutung. Dahinter steht – wie bereits bei Frau M. – die Suche nach einer Verbindung zwischen Innen und Außen. Auch hier kommt der Mutter und ihrer Funktion zur Befähigung, eigene Befindlichkeiten zu verarbeiten, eine zentrale Bedeutung zu.

VII.4. Spurensuche oder: „Keine Verbindung zwischen Innen und Außen“

Stundenausschnitt 3: Frau B., 35 Jahre, promovierte Biologielehrerin, verheiratet

B.: Welche Spuren sind in mir hinterlassen? Welche Spuren hinterlasse ich in meinen Beziehungen?

A.: Sie fragen sich nach der Bedeutung, die andere für Sie hatten und welche Sie für andere haben?

B.: Fühle mich aus der Bahn geworfen, hab das Gefühl, dass ich keine richtige Verbindung zwischen Innen und Außen habe. Das, was äußerlich ist, hat mit meinem Inneren nichts zu tun. Ich brauche bestimmte Dinge im Außen, um mich zu spüren, deshalb brauche ich auch so viel Bestätigung von außen, doch das hält nicht, ich brauche immer neuen Input.

A.: Sie nehmen einen Zusammenhang wahr zwischen Innen und Außen und warum das nicht geht.

B.: Weil das Innere so anders ist, kann es sich damit nicht verbinden. Es gibt keinen inneren Ort dafür. Das Äußere muss mich durch Schminke, Kleidung herstellen. […] in Ordnung sein, eigentlich sehe ich ganz anders aus, da ich es aber nicht zeige, kann ich die Bestätigung nicht glauben. Ich bin böse, in Wirklichkeit bin ich böse.

A.: Hier dürfen Sie zumindest davon sprechen und mir zeigen.

B.: Sie dürfen draufschauen, aber nur als Profi Anteil nehmen, als Therapeutin können Sie mir sowieso nicht geben, was ich brauche.

A.: Hm… [Pause].

B.: Meine Distanz zu meiner Mutter wird noch größer. Warum ist die bloß so mit mir umgegangen? Ich habe mich total vernachlässigt gefühlt. [Pause] Mit meinen Essstörungen hat sie mich zum Kinderpsychologen geschickt.

A.: Sie können meinem Interesse an Ihnen nicht trauen.

B.: Dann kippt das: Bilde ich mir das alles nur ein? Eigentlich kriege ich doch alles gut hin, den Job, meine Beziehung mit meinem Mann. Dann hadere ich mit mir und verliere das Gefühl zu mir.

A.: Dann wird eine Seite in Ihnen wach und sagt: Stell dich nicht so an.

Frau B. sucht nach Spuren und Verbindungen. Wie Frau M. fühlt sie sich unverbunden und klagt darüber, „*keine richtige Verbindung zwischen Innen und Außen*“ zu spüren. Anders als Frau M. macht sie sich jedoch selbst zum Ort der Betrachtung, wenn sie fragt: „*Welche Spu-*

ren sind in mir hinterlassen?" Gleichwohl bringt auch sie den fehlenden Bezug zu sich selbst mit der Mutter in Verbindung und verortet ihre gefühlte innere Leere in der Beziehung zu ihrer Mutter. Über ihre Frage: *„Warum ist die bloß so mit mir umgegangen?"*, werden Empörung und Verzweiflung spürbar, und eine Atmosphäre von Unverständnis und ohnmächtiger Wut drängt sich in den Vordergrund. Eine hilflose Mischung aus enttäuschter Liebe und grübelndem Verstehen wollen stoßen aufeinander. Wie in der vorhergehenden Sequenz wird der analytische Dialog als Inszenierung einer unbewussten Sehnsucht gelesen, womit auch die Frage im Raum steht, wie Veränderung aussehen könnte. In Frau B.s Kindheit gab es keinen „hilfreichen Dritten", der ihr hätte beistehen und einen Weg in der Auseinandersetzung mit der Mutter aufzeigen können.[186] Selbst der Kinderpsychologe habe Frau B.s Not nicht erkannt.[187]

Während im ersten Teil der Sequenz atmosphärisch ein ängstlicher und bedürftiger Eindruck im Vordergrund steht, verändert sich mit der Erwähnung der Körperpraktiken des Schminkens und der Kleidung auch die emotionale Qualität der Selbsteinschätzung bis hin zur Aussage: *„Ich kriege doch alles gut hin."* Dementsprechend wirken Frau B.s Körperpraktiken wie Selbstaffirmationen, die sie autonom und zielgerichtet erscheinen lassen und ihre inneren Turbulenzen für einen Moment zum Verstummen bringen. Der Entwurf eines Gegenbildes zur erlebten Innenwelt wirkt wie eine Strategie, um aus der Beziehungslosigkeit auszubrechen. Wenn Frau B. beschreibt, „*ich brauche bestimmte Dinge im Außen, um mich zu spüren"* oder „*das Äußere muss mich durch Schminke, Kleidung herstellen",* spannt sie einen Zusammenhang auf zwischen ihrem Empfinden von Bedeutungslosigkeit, Leere und Resignation und ihrer Not, sich dagegen zur Wehr zu setzen. Neben einem Befremden über die erinnerten Geschehnisse deuten ihre Fragen auch eine Sehnsucht an, die Sprachlosigkeit zu überwinden.

Vor diesem Hintergrund gewinnen das Schminken und die Wahl schöner Kleidung sinnstiftende Bedeutung. Diese Körperpraktiken versprechen Schutz und gewährleisten zudem, wahrgenommen und bewundert zu werden. Frau B. setzt in ihrem psychischen Erleben zu-Recht[188] machen und gut aussehen gleich mit nett und liebenswert sein. Ihr Wissen um ihr Inneres steht hier in funktionaler Beziehung zu der Notwendigkeit, auf bestimmte Körperpraktiken zurückzugreifen, denn ihre Wut und ihre Verzweiflung dürfen nicht nach außen dringen. Als aktive Bewältigungsstrategien zielen die gewählten Körperpraktiken auf be-

186 Vgl. Kap. III.1. zur psychischen Bedeutung der Triangulierung und der Rolle des Vaters in der Funktion des hilfreichen Dritten.

187 Ob er tatsächlich ein Mann war oder den fehlenden und ersehnten Vater repräsentiert, muss hier offen bleiben.

188 Zu-Recht machen: Diese Schreibweise ist Absicht, um auf das Richtige anzuspielen.

stimmte Erscheinungsbilder ab und knüpfen über die Bewertung *„in Ordnung sein“* an gesellschaftlich codierte Schönheits- und Weiblichkeitsideale an. Es wird deutlich, dass eine Orientierung an bzw. Übernahme von gängigen Schönheitsidealen nicht nur ästhetischen Prinzipien dient, sondern auch der seelischen Stabilisierung. Obwohl Praktiken wie Schminken und ein gezieltes Auswählen der Kleidung grundsätzlich auch autonome Formen der Selbstgestaltung und Selbstbestimmung über den Körper repräsentieren, imponiert hier eine seelische Not; hinter dem Sichtbaren offenbart sich ein ‚Wissen' um das Unsichtbare, das zu Verbergende. Gegenüber der Symbolik des Glashauses, die übersetzt in eine Körpersymbolik des Rückzugs mit Hilflosigkeit und körperlicher Unbeweglichkeit – *„ich komme nicht raus“* – das Bild eines Torsos ohne Arme und Beine nahelegt, gegenüber Frau M., die in bedrückender Weise ihre Wut und Verzweiflung im Rückzug gegen sich richtet, kommt nun Bewegung ins Leben. Auch wenn Frau B. noch sehr um den eigenen Körper kreist und andere Menschen lediglich fiktiv in vorgestellten Schönheitsidealen auftauchen, hat sich die Qualität des Agierens verändert. Neben dem Verbergen tritt nun die Sehnsucht nach Gesehen- und Erkannt werden deutlicher in den Vordergrund. Obwohl Frau B. immer wieder hinter ihren Körperpraktiken zu verschwinden droht, schlägt sie doch einen Bogen zu den erlebten Erfahrungen der Nichtbeachtung. Auch sie erlebt und besetzt den Mutter-Kind-Raum als basal. Dementsprechend richten sich im Rückblick die Vorwürfe auch an die Mutter: *„Warum ist die bloß so mit mir umgegangen?“* Um dem Sog von Kränkung und Nichtbeachtung zu entrinnen, ergreift Frau B. Gegenmaßnahmen, indem sie sich *„schön macht“*, den Blick nach außen richtet und sich an der Gegenwart orientiert. In diesem Fall übernehmen Schönheitsideale als visuelle Repräsentationen eine mütterliche Ersatzfunktion und üben als Ich-Ideale eine stabilisierende Kraft aus. Wie sehr dabei der Rückgriff auf den Körper in besonderer Weise Gefahr laufen kann, das ‚Verkennen' fortzusetzen, zeigt die nachfolgende Sequenz. Ähnlich wie bei Frau M. und Frau B. dient der Körper auch bei Frau J. dazu, das Innere mit dem Äußeren zu verbergen und eine Trennung aufrechtzuerhalten. Doch auf paradox anmutende Weise bleibt der Bezug zwischen beiden Seiten erhalten, wobei auch hier eine enorme Anspannung spürbar wird.

VII.5. Ihr erkennt mich nicht

Stundenausschnitt 4: Frau J., 45 Jahre, Finanzbeamtin, geschieden, 1 Kind

J.: Sobald ich mit anderen zusammen bin, kann ich sofort die strahlende, gut gelaunte Maske aktivieren. Dies ist ein Automatismus, verbunden mit dem Gefühl: „Ihr erkennt mich nicht.“ Ich bin dann auch lustig, ich kann es aber nicht <u>nicht</u> machen. Es funktioniert ganz von selbst. Wo ist mein Platz, wo gehöre ich hin?

A.: Sie funktionieren gut und fühlen sich doch fremd sich selbst gegenüber.

J.: Denke, die anderen haben sich von mir blenden lassen. Versuche mich zu rüsten, rechtfertige innerlich mein Verhalten, habe Angst den anderen zu verletzen, phantasiere Zurückweisung. Ich fordere dann von mir bedingungslose Akzeptanz.

A.: Sie gehen dabei von sich aus.

J.: Muss alles begründen können, das Gefühl ist nicht ausreichend. [Pause] Ich darf nicht kein Interesse haben. Muss immer in Habachtstellung sein, alles, was sichtbar wird, kann kritisiert werden. Es ist in Bezug auf das Dünnsein zwar unlogisch, aber es fühlt sich so an, als könnte ich damit kontrollieren, was andere von mir denken.

Frau J.s Hinweise auf ihr Körpererleben vermitteln einen Eindruck davon, welch enorme Anstrengungen es sie kostet, ihre Fassade zu wahren, wenn sie mit anderen Menschen zusammen ist. Dabei scheint sie weder einen Unterschied zwischen Freundinnen, die ihr nahe stehen, dem Partner oder den KollegInnen zu machen noch auf einer zeitlichen Achse zwischen früher und heute zu differenzieren. Frau J. beschreibt ihren Umgang mit sich selbst wie einen Automatismus, als einen zutiefst verinnerlichten und generalisierten Habitus, von dem sie sich nicht distanzieren kann. Frau J. möchte und muss gefallen. Wie bereits im Zusammenhang mit dem Habitus der Höflichkeit diskutiert, beeindruckt auch hier, in welchem Maße Außenwirkung und soziale Angepasstheit ineinander übergehen. Erst eine Betrachtung aus der Distanz rückt die Abwehrleistung in den Blick und zeigt einen funktionalen Zusammenhang auf: Je spürbarer und bedrängender die innere Gefühlswelt erlebt wird, umso notwendiger werden Gegenmaßnahmen, denn *„alles was sichtbar wird, kann kritisiert werden“*. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass dem Inneren unbewusst zerstörerische Qualitäten zugeschrieben werden. Damit die Innenwelt nicht die Oberhand gewinnt und ihr Selbstbild einer hübschen und liebenswerten Frau bedroht, findet Frau J. Schutz hinter einer strahlenden Maske, die sich auf den gesamten Körper bezieht. *„Es ist in Bezug auf das Dünn sein zwar unlogisch“,* sagt sie, *„aber es fühlt sich so an, als könnte ich damit kontrollieren, was andere von mir denken“.*[189]

Die angesprochenen Körperpraktiken können daher auch hier in zwei Richtungen gelesen werden: Die Arbeit am ‚perfekten Aussehen’ wird sowohl in Bezug auf die innere Konflikthaftigkeit als auch als Schutz vor Erkanntwerden eingesetzt. Zwischen Anpassungsnot und Angst vor Zurückweisung bieten die Körperpraktiken Halt und Orientierung; einer Rüstung gleich können dadurch die damit einhergehenden Spannungszustände ein Stück weit reduziert werden. Damit dies gelingen kann, müssen die entsprechenden Praktiken sozial kompatibel sein und mit gesellschaftlichen Schönheitsidealen konform gehen. Die Anstrengungen, den

189 Übergewichtigkeit gilt in dieser Lesart als Zurückweisung der gängigen Schönheitsideale und im Rahmen einer Desidentifikation als Symbol für Abgrenzung und Eigenständigkeit. Gleichwohl wird auch hier ein Agieren über den Körper offensichtlich.

imperativen Schönheitsidealen zu entsprechen, werden im Begriff *empowered powerlessness* von Emily Martin (1994) eindrücklich zusammengefasst. Die Anerkennung durch andere muss immer wieder neu hergestellt und mit der Außenwelt abgeglichen werden; sie bleibt ein existentielles und hoffnungsloses Begehren, solange Frau J. kein sicheres Gefühl für sich selbst entwickeln und zum Ausgangspunkt ihrer Bedürfnisse und Erfahrungen machen kann. Deshalb braucht sie „*bestimmte Dinge im Außen, um [sich] zu spüren,* […] *so viel Bestätigung von außen, doch das hält nicht, ich brauche immer neuen Input"*. Auf diese Weise wird auch verständlich, weshalb sie Komplimenten nicht glauben kann, sondern sicher ist, dass die anderen sich von ihr haben blenden lassen. So gesehen ist auch Frau J. davon überzeugt, schlecht und – mit den Worten von Frau B. – *„böse zu sein, in Wirklichkeit bin ich böse"*. Die Art und Weise, dem eigenen subjektiven Befinden Sinn und Bedeutung zu geben oder mit Freuds Worten „Herr in seinem […] eigenen Haus [zu] sein", wird erst vor einem verinnerlichten intersubjektiven Kontext nachvollziehbar, der auf der unbewussten Ebene bis in die Gegenwart hinein wirkt.

VII.6. Zwischenreflexion oder: Bunte Tücher um ein Nichts[190]

Während bei Frau M. und Frau B. die gewählten Körperpraktiken implizit mit Phantasien über das Aussehen einhergehen, ist bei Frau J. die kontrollierende Qualität dieser Praktiken explizit auf einen schlanken Körper gerichtet. Die damit verbundene Phantasie der Kontrolle gilt dabei nicht nur ihr selbst, sondern auch den Menschen, die sie umgeben. Obwohl Frau J. die fehlende Logik erkennt, ist hier unübersehbar, dass die vorgestellten Körperpraktiken – eingekleidet in herrschende Schönheitsideale – auch geschlechtsspezifisch strukturiert sind. Als Praktiken fungieren sie wie eine zweite Haut, um unerträglichen innerseelischen Zuständen auszuweichen. Äußerlich mit schönen Kleidern verhüllt, wird „*in Ordnung sein*" auf die Gestaltung des Körpers bezogen. Da sich der eigene geschlechtliche Körper dabei nicht ausblenden lässt, nimmt es nicht wunder, dass die Verarbeitung der zurückweisenden Erfahrungen auch mit geschlechtsspezifischen Vorstellungen über den eigenen Körper einhergeht, die gezielt in die Verarbeitung einbezogen werden. Unweigerlich werden die erlebten Zurückweisungen auch auf den eigenen Körper als weiblich codierten Körper bezogen.[191] Unterdrückte Wünsche, die die Sehnsucht nach einem selbstbestimmten Körpererleben anzeigten, waren mit Bestrafungs- und Verlustängsten verbunden und hemmten die Entfaltung von Selbstwirksamkeit. Mit den Körperpraktiken inszenieren die Frauen einen Kompromiss zwischen Anpassung und der Unterdrückung eigener Bedürfnisse, der mit gesellschaftlichen Stereotypen

190 Dieser Satz stammt aus einer hier nicht diskutierten Passage.
191 Vgl. hierzu Kap. V.5., v.a. Moré, 1997 und Bernstein, 1993.

von Weiblichkeit korrespondiert. Hiermit gehen typische Abwehrstrategien wie Unterwerfung, Anpassung und Unterdrückung der Affekte einher. Besonders die Angst vor Ablehnung – *„wie ich wirklich bin, darf keiner sehen“* – und die daraus resultierende Einsamkeit konnten als psychische Leitsymptome herausgearbeitet werden, die im intersubjektiven und sozialen Kontext mit der Sehnsucht nach Anerkennung und sozialer Positionierung korrespondierten. Mit diesem Verständnis konnten die Körperpraktiken bisher als ein hochambivalenter und widersprüchlicher Versuch der Selbsttätigkeit entschlüsselt werden; über sie wird ein konflikthaftes Begehren nach Selbstbestimmung im Rahmen eines intersubjektiven Ich-Du-Verhältnisses und gesellschaftlicher Weiblichkeitsbilder in Szene gesetzt. Die Übernahme von Schönheitsidealen übt daher eine paradoxe Doppelfunktion aus: Die vorgefertigten Bilder fungieren als Anpassungsmedium, um Akzeptanz und Zugehörigkeit zu gewährleisten, während sich in ihnen gleichzeitig die Sehnsucht nach Selbstbestimmtheit und dem Erkanntwerden der eigenen Einzigartigkeit verbirgt.

Indem frau unterschiedliche Gestaltungen ihres Körpers und ihres Aussehens vornimmt und ihre Subjekthaftigkeit im Spiegel der ihr zugewiesenen Positionen konstituiert, gelingt ihr eine Subjektivierung/Identität, die sie darstellt, aber nicht verkörpert. Insofern übernehmen die Körperpraktiken die Funktion des Aufbaus und der Aufrechterhaltung einer Fassade.

Hier lassen sich Parallelen zu einer Entwicklung der Maskerade aufzeigen, wie sie von Joan Riviere (1929) erstmals beschrieben wurde; dieses Konzept bildet auch in Bezug auf die Analyse der Körperpraktiken einen hilfreichen Zugang.[192] Riviere untersucht in ihrem Aufsatz ein bestimmtes weibliches Anpassungsverhalten und analysiert das beobachtete Verhalten von Frauen, intellektuelle Potentiale mit einem weiblichen Gestus der Unterwürfigkeit zu kaschieren; die vorgetäuschte Weiblichkeit beschreibt sie als Maskerade. Wenn also das Weibliche durch männlich konnotierte Identifizierungen symbolisch unsichtbar gemacht wird, was verbirgt sich dann hinter der Maske? Auf was richtet sich der implizite Verweis der Körperpraktiken?

Es ist deutlich geworden, dass die für die Überschrift dieses Kapitels gewählte Formulierung *„Bunte Tücher um ein Nichts“* so nicht haltbar ist. Es wurde herausgearbeitet, dass dieses Nichts im eigentlichen Sinne auf verborgene, abgelehnte und abgewehrte körperliche und psychische Erfahrungen hinweist, die dann zu einem Nichts werden, wenn sie in ihrer Ver-

192 Hier diskutiert Riviere unter Bezugnahme auf die Arbeit von Ernest Jones zur Entwicklung der weiblichen Sexualität den Fall einer intellektuell und beruflich erfolgreichen Frau, um zu analysieren, „daß Frauen mit Männlichkeitswünschen zur Vermeidung der Angst und der vom Mann gefürchteten Vergeltung eine Maske der Weiblichkeit anlegen können“ (Riviere, zit. nach Gast, 1996, S. 102).

drehung und Abwehr nicht erkannt werden. Die Analyse der bisherigen Körperpraktiken legt nahe, dass diese als eine performative Suche nach einer Integration unsymbolisierter Erfahrungen und Körperaspekte zu verstehen sind. Mit dieser Perspektive werden die Körperpraktiken der Frauen im Sinne des Wiederholungszwangs als unerhörtes und doch drängendes Begehren nach einem bis dato nicht gelungenen selbstbestimmten Verhältnis zum eigenen Körper gedeutet. Zudem inszeniert der Modus der gewählten Körperpraktiken als averbaler Dialog mit dem eigenen Körper einen unterbrochenen Dialog mit der Mutter. In dieser Struktur konnte das eigene Gefühlsleben aufgrund Enttäuschung, Zurückweisung und mangelnder Spiegelung nicht als eigen besetzt werden; es erscheint als inhaltsleer und geht mit Verleugnung einher.

Mit dem Verweis auf Joan Riviere wird auf die lange Tradition weiblicher Unterdrückung hingewiesen, die den Körper miteinschließt. Überträgt man das Bemühen, dass nichts nach außen dringen darf – *„alles was sichtbar wird, kann kritisiert werden“* – direkt auf den Umgang mit dem Körper, drängen sich unweigerlich auch Assoziationen zu körperlichen Ausscheidungen auf, die den weiblichen Körper in besonderer Weise betreffen und im Leben der Frau vor allem mit dem Beginn der Menstruation eine besondere Rolle spielen. Kulturgeschichtlich spannen sich über bestimmte Formen der Ästhetik entlang der Dimension von ‚sauber' und ‚unsauber' geschlechtliche Konnotationen auf. Diese variieren zwar im Laufe ihrer Wirkungsgeschichte, doch die assoziative Verknüpfung weiblicher Körperflüssigkeiten mit Schmutz hat eine lange Tradition und steht nach Mary Douglas (1966) für etwas, was fehl am Platz (vgl. hierzu auch Kap. VIII.1.8.2.). Obwohl Frau J., Frau M. und Frau B. nicht explizit über den zeitlichen Beginn ihrer Körperpraktiken berichten, ist es vor dem Hintergrund wissenschaftlicher Untersuchungen, denen zufolge Körperpraktiken mit Beginn der Pubertät rasant zunehmen, naheliegend zu vermuten, dass dieser auch bei ihnen in der Umbruchphase von Kindheit zu Erwachsenwerden anzusiedeln ist.[193] Mit den vielfältigen Reifungsprozessen gehen körperliche Bedeutungsveränderungen einher, die auch einen Einfluss auf körperliche Abwehrstrategien ausüben. Mit Bezug auf die leitende Fragestellung nach dem Zusammenhang von Körper, Diskurs und Subjektivierung/Identität stellt daher auch der Übergang von der Kindheit zum Erwachsensein eine bedeutsame Zeitspanne dar.

Gegenüber dem bisherigen Körpererleben stellt die Pubertät eine Diskontinuität dar, die mit grundsätzlich neuen körperlichen Erfahrungen einhergeht und durch keine vorgängigen Erfahrungen antizipiert werden kann (vgl. Aichhorn, 2009, S. 225). In Bezug auf den weiblichen

193 Vgl. Hölling, H.& Schlack R., 2007

Körper einschließlich der weiblichen Innergenitalität geht es um die Aneignung des sexuellen Körpers und der damit verbundenen Sensationen, Bedürfnisse sowie potentiellen Ängste. Verinnerlichte Verbote und Tabuisierungen vertiefen nun nicht nur das Gefühl von Scham, sondern legen sich erneut als Hemmung auf die Körperaneignung und verhindern eine neugierige und lustvolle Hinwendung zum eigenen Körper. Der Zusammenhang von Selbstwirksamkeit, Selbsterkundung und Unterdrückung, wie er bereits in den vorherigen Sequenzen problematisiert wurde, bezieht im Rahmen der geschlechtlichen Entwicklung auch die Sexualität mit ein.[194] Damit einhergehende Verunsicherungen werden durch bis in die frühe Kindheit zurückgehende Erfahrungen von Zurückweisungen verstärkt und vorzugsweise dann am Körper festgemacht, wenn frau für ihre Empfindungen keine Worte zur Verfügung hat. Der ehemals kindliche Rückzug wird nun assoziativ mit weiteren Bedeutungsaspekten verknüpft, die sich auf den sexuellen Körper beziehen, vor allem auf Haare, Gesicht, Haut, Brüste, den Unterleib und die Geschlechtsorgane. Figur und Aussehen werden der bevorzugte Ausdrucksort für psychische Unsicherheiten und Konflikte. Auf der Suche nach einem orientierenden Rahmen für die körperlichen Verunsicherungen bieten sich Weiblichkeitsvorstellungen und herrschende Schönheitsformate an. Hier gewinnen mediale Schönheitsvorstellungen und Angebote, den Körper zu gestalten, eine besondere Wirkmacht. Spätestens jetzt sind eine Reihe von Praxen, die auf eine Gestaltung des Körpers (Figur, Kleidungsstil, Schminken, Frisur, Schmuck) ausgerichtet sind, sowie die Umgangsweisen mit Essen untrennbar mit einem weiblich-geschlechtlichen Körper und weiblichen Identitätsentwürfen verbunden. Können bis zum Beginn der Pubertät androgyne Phantasien aufrechterhalten werden, markiert der Beginn der Menstruation den Körper nun eindeutig als weiblich. Ein geschlechterkritischer Blick auf die Herausforderungen der pubertären Aneignung der weiblichen Körperlichkeit macht darauf aufmerksam, dass es nahezu unmöglich ist, zwischen einer Aneignung und Beherrschung der körperlichen Veränderungen im Sinne einer Selbstermächtigung und unterdrückenden, selbstdisziplinierenden Praktiken zu unterscheiden. So gesehen beleuchten die bisherigen Körperpraktiken – ohne dass die Frauen explizit über ihre Pubertätserfahrungen gesprochen haben – die unübersehbare Wirkmacht gesellschaftlicher Ideale von weiblicher Körperlichkeit und Weiblichkeit. Im Vordergrund steht nicht, wie frau ihre Körpererfahrungen erlebt und verarbeitet, also ein Raum für die Integration sinnlich-körperlicher Erfahrungen, sondern wie diese am geschicktesten verdeckt werden können und damit assoziativ dem Raum des zu Verbergenden und Unheimlichen zugeordnet bleiben. Auf diese Weise bleiben die Aneignung des geschlechtsreifen Körpers und der Bezug zu den prokreativen Fähigkeiten bis heute nicht nur

194 Vgl. Mertens, 1992; Moré, 1997; Torok, 1964.

unterbelichtet (Flaake, 1998a; King, 2002), sondern fallen unter kollektive Tabuisierungen der weiblichen Körperlichkeit.[195]

Betrachtet man die Körperpraktiken in diesem Zusammenhang noch einmal explizit unter dem Aspekt einer „Rüstung", dann beeindruckt neben der seelischen Schutzfunktion die aktive Selbstgestaltung. Damit wird auf eine Handlungsfähigkeit im Sinne von Praktiken Bezug genommen, welche mit Foucault (1993b) als Selbsttechnologien verstanden werden. Diese sind bei Foucault zweifach determiniert, sie wirken nicht nur negativ unterdrückend, sondern bieten gleichzeitig auch stabilisierende Möglichkeiten der Selbstgestaltung. Auf dieser Folie werden Körperpraktiken als selbstreflexive Praxen der Körperveränderung und Körpergestaltung verstanden. Sie bilden eine Reihe sozialer Technologien ab, erscheinen aber – wie bspw. bei Frau J. – vordergründig weiterhin als subjektive Vorlieben und rein private Entscheidungen, die der Stabilisierung des subjektiven Selbstwerts dienen. In diesem Fall droht unerkannt zu bleiben, dass in dem Maße, in dem die gewählten Körperpraktiken eine wirkmächtige Anerkennung und Positionierung im intersubjektiven und sozialen Raum versprechen, die Arbeit am körperlichen Erscheinungsbild heteronormative Strukturen widerspiegelt und gleichzeitig produziert (vgl. Foucault, 1993b). In Verbindung mit psychischen Abwehrmechanismen wird die (bewusste und unbewusste) Wirkmacht normativer Diskurse vor dem Hintergrund der hier gezeigten normativen Kraft der Selbsttechnologien offensichtlich. Mit Blick auf die Trias Körper, Diskurs und Subjektivierung/Identität gilt es in Bezug auf die weibliche Subjektivierung, das Augenmerk weiterhin besonders auf die mit dem weiblichen Organismus verbundenen Körpererfahrungen zu richten, da diese der Logik einer heterosexuellen Geschlechterdifferenz folgend entweder nicht repräsentiert oder männlich codierten Projektionen unterstellt sind und Gefahr laufen, mit *„bunten Tüchern um ein Nichts"* diese Zuweisungen zu reproduzieren.

In der Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbstwert und dem subjektiven Bezug zum Stellenwert der Körperpraktiken tritt auch der Umstand in den Vordergrund, sich mit anderen Frauen zu vergleichen. In der Regel wird damit ein Neid in Verbindung gebracht, der gemeinhin als ‚typisch weiblicher' Neid bevorzugt Frauen zugeschrieben und negativ konnotiert wird. Wir begegnen hier einem weit verbreiteten kulturellen Phänomen, das sowohl im Alltagsverständnis wie auch in der Literatur anzutreffen ist und bis heute rezipiert wird. Dass

195 Im vorliegenden Kapitel werden die Ausführungen zur Bedeutung der Pubertät auf den Aspekt der Körperkontrolle und die damit verbundene Mythologisierung und Ideologisierung beschränkt. Im nächsten Kapitel, in dem es um die verschiedenen Bedeutungsebenen von Mutterschaft gehen wird, wird die Frage nach den Bedeutungen und Auswirkungen der körperlichen Veränderungen weiter vertieft.

diese Verknüpfung zu kurz greift, wird mit folgendem Beispiel beleuchtet. Hier wird gezeigt, dass Neid ebenso auf subjektiv empfundene Entwicklungsdefizite verweisen kann und damit vielmehr Selbstunsicherheit und eine Not der Selbstvergewisserung anzeigt.

VII.7. Ich habe kein inneres Gefühl von Form

Stundenausschnitt 5: Frau P., Grundschullehrerin, 39 Jahre, verheiratet, 2 Kinder

P.: Es zieht sich alles zusammen. [Pause] Bin mit meiner Mutter total körperlos aufgewachsen, habe nicht auf ihrem Schoß gesessen. Wenn ich daran denke, ...vielleicht bin ich gar nicht normal und nur neidisch. Ich bin so verunsichert. Eine Verunsicherung, die sich auch auf die Arbeit ausweitet. Wo ist mein Platz, was kann ich eigentlich, jemand anderer wäre besser gewesen. Die anderen haben so viel Form und ich habe keine. Wo gehöre ich denn hin?

A.: Sie fühlen sich hilflos.

P.: Ja, es darf nichts nach außen dringen. Das Innere erscheint chaotisch, es darf keine Verbindung nach außen geben, dann funktioniere ich nicht mehr.

A.: Es scheint so, als ob immer nur eine Seite möglich sein kann. [Pause]

P.: ...nur noch meine Fassade... es ist zum Kotzen.

[Beklemmendes Schweigen, Frau P. macht einen sehr traurigen Eindruck.]

P.: Es hat mit dem Gefühl zu tun, dass die äußere Form immer brüchiger wird, wenn ich die verliere… Ich habe ein zweites Ich in mir… umso mehr muss ich kotzen und will mich zurückziehen… fühle mich an der Grenze vom Durchbruch, habe den Impuls, ihre Freundlichkeit zu demaskieren. Dann kommt wieder die Angst und das Misstrauen: Wirklich lieben tust du [gemeint ist die Mutter, H. K.-K.] *mich auch nicht.*

A.: Wirklich lieben tust du mich auch nicht? Stellen Sie auch meine Zuneigung in Frage?

P.: Ja, aber ich denke dann, ich habe etwas falsch gemacht und habe immer ein Konstrukt, warum ich selbst daran schuld bin.

Frau P. fühlt sich im Vergleich mit anderen (ihren Kolleginnen, Freundinnen, der Analytikerin) instabil. Ihr Inneres, ihr zweites Ich, wie sie es nennt, fühlt sich brüchig und strukturlos an. Das macht ihr nicht nur Angst, sondern führt sie auch zu der Überzeugung, sie sei im Vergleich mit anderen nicht richtig, denn „*jemand anderer wäre besser“*. Dass Frau P. „*besser“* nicht auf Leistungsaspekte bezieht, wird nachfolgend deutlich mit dem Satz: „*Die anderen haben so viel Form und ich habe keine.“* In ihrer Selbstwahrnehmung bezieht Frau P. diese Aussage direkt auf ihren Körper. Dementsprechend erscheinen ihr die anderen Frauen vollständig, nicht brüchig, mit klaren Grenzen und, wie sich hinzufügen ließe, auch ohne Not, auf besondere Körperpraktiken zurückgreifen zu müssen. Indem sie andere Frauen als strukturiert phantasiert, wird eine Vorstellung von selbstbestimmter Körperlichkeit antizipiert. Frau P.s Sehnsucht, so zu sein wie andere Frauen, bringt deutlich zum Ausdruck, wie sehr sie sich in den ihr selbst auferlegten Körperritualen eingeschlossen fühlt und ein von ihr entfremdetes Selbst reproduziert. Liest man dieses Sich Vergleichen von Frau P. nicht als Neid oder neid-

volle Konkurrenz, sondern als Projektionen, erschließen diese einen Zugang zu ihrem eigenen phantasmatischen Begehren nach der Ent-Wicklung eines selbstbestimmten Selbst und einer Lebendigkeit, die weniger von Selbstvorwürfen und Kritik begleitet wird. Unter diesem Blickwinkel betrachtet, ergibt ihr Sich Vergleichen mit anderen Frauen einen anderen Sinn; es unterstreicht ihre Sehnsucht nach weiblichen Identifizierungen. Dafür spricht auch, dass sich Frau P. durch die imaginäre Spiegelung in anderen Frauen mit der Fragilität ihrer eigenen Fassade konfrontiert sieht. Je mehr ihre Ohnmacht und Fragilität hautnah spürbar werden und ihr Inneres zu überschwemmen drohen bzw. ihre Handlungsfähigkeit labilisiert wird – *„[e]s hat mit dem Gefühl zu tun, dass die äußere Form immer brüchiger wird, wenn ich die verliere“* –, umso mehr erlebt sie sich „*an der Grenze vom Durchbruch*“. Was darf nicht durchbrechen und sichtbar werden? *„Vielleicht bin ich gar nicht normal und nur neidisch“* scheint synonym für wertlos, unwichtig und unattraktiv zu stehen, aber auch für ihre Wut auf die Mutter, deren Freundlichkeit sie demaskieren will. Solange es Frau P. gelingt, die für das eigene Selbstbild bedrohlichen Anteile in Schach zu halten und ihnen Feindbildcharakter zuzuweisen, scheinen die damit auftauchenden Gefühle aushaltbar. Dann ist es nicht wirklich der Neid, der so unerträglich ist und den gesamten Körper zu infiltrieren droht, sondern vielmehr eine intuitive Sehnsucht, die letztendlich mit der Mutter in Verbindung gebracht wird, wenn Frau P. sagt: „*Bin mit meiner Mutter total körperlos aufgewachsen, habe nicht auf ihrem Schoß gesessen. Wenn ich daran denke, […] vielleicht bin ich gar nicht normal und nur neidisch?“* Diese assoziative Verknüpfung von Neid mit der fehlenden körperlichen Nähe zur Mutter legt nahe, dass Frau P.s Phantasien über die Vollständigkeit anderer Frauen mit ihrer fehlenden körperlichen Nähe zur Mutter in Bezug gesetzt werden können. Auch wenn Frau P. der Mutter auf der bewussten Ebene die Schuld dafür gibt, sich fragil zu fühlen, scheint ihr dennoch schwer vorstellbar, dass sich hinter dem Neid eine abgewehrte Sehnsucht nach körperlicher Nähe zur Mutter verbergen könnte. Unter diesen Bedingungen muss sie an ihren bisherigen Konfliktmustern und der Überzeugung festhalten, *„selbst schuld daran zu sein“*. Der Bezug zwischen „*Wo ist mein Platz?*“ und der etwas später erfolgenden Aussage: „*Wirklich lieben tust du mich auch nicht“,* zeigt, dass die fehlende Nähe tiefgreifende Spuren nicht nur in ihrem Selbstwertgefühl hinterlassen hat, sondern auch in ihren körperlichen und geschlechtlichen Identifizierungen. Die Sehnsucht nach ihrem Körper, die Frau P. phantasmatisch auf andere Frauen und deren idealisierte Vollständigkeit projiziert, die sie in Bezug auf sich selbst für unerreichbar hält, kennzeichnet den Beziehungskontext mit der Mutter in zweifacher Hinsicht als bedeutungsvoll: als Ort der unerfüllten Sehnsüchte sowie als Ort der geschlechtlichen Identifizierungen. Insofern macht es Sinn, ihre bisherige Konfliktbewältigung

respektive ihre Körperpraktiken auch dahingehend zu lesen, dass sie sich vom Körper der Mutter als weiblichem Körper ferngehalten fühlt. Es ist der Körper der Mutter, den sie gebraucht hätte, um sich ihren eigenen Körper vertraut zu machen und sich in ihm sicher fühlen zu können. Mit diesen Überlegungen erschließt der Neid auf andere Frauen einen Zugang zu Frau P.s Sehnsucht nach einem stabilen Körper-Selbst-Verhältnis. Dass das Gefühl von Brüchigkeit und Neid keine singuläre Verarbeitungsform darstellt, belegen klinische Erfahrungen, in denen diese Konfliktmuster gehäuft für Frauen aufgezeigt werden. [196] Von hier aus kann nun auch verständlicher werden, dass fehlende körperliche Nähe unweigerlich Auswirkungen auf den Bezug zum eigenen weiblichen Körper und dessen libidinöse Besetzung hat. Sowohl der Körper als auch der Spiegel – metaphorisiert als der Blick des Anderen/der Mutter – gelten entwicklungspsychologisch als Angelpunkt weiblicher Identitätsentwicklung. Lacan hat mit dem Konzept des Spiegelstadiums (vgl. Kap. II.2.3.), herausgearbeitet, dass der erste Spiegel im Leben des Kindes die Spiegelung durch die Mutter/Eltern meint und die Funktion des Erkennens innehat. Die Funktion des Spiegels wird im Laufe der Entwicklung durch Institutionen, Diskurse etc. erweitert, bleibt aber für das gesamte Leben bedeutsam. Mit einer entwicklungspsychologischen Perspektive wird der konstitutive Zusammenhang zwischen körperlicher Verfasstheit und subjektiver Leiblichkeit als ein interaktiver bewusster und unbewusster Prozess der Verleiblichung des Körpers konzeptualisiert (vgl. Kap. V.6.). Vor dem Hintergrund der referierten somato-psychischen Aneignung des Körpers ist daher davon auszugehen, dass die mit hypostasierten Fehldeutungen einhergehenden Reglementierungserfahrungen gerade aufgrund der doppelten Positionalität von innerer Körperwahrnehmung und äußeren Körpervorstellungen Diskrepanzen zwischen der Körpererfahrung und dem Körperbild etablieren, die sich in der subjektiven Körpervorstellung als Leerstellen repräsentieren. Mit Blick auf die in Kapitel V.4. referierte Theorie von Françoise Dolto integriert die Entwicklung eines stabilen Körperbildes die mit dem anatomischen Körper einhergehenden Erfahrungen und stellt die Grundlage dar dafür, sich selbst als Urheber von Handlungen zu erkennen und zu erleben.[197] Eine Diskrepanz zwischen Körperbild und Körpererfahrung zeigt sich dort, wo die Versprachlichung der affektiven Körpererfahrungen nicht zu einer symbolischen Transformation führen konnte, abgespalten oder lediglich als sprachliche Zuschreibung internalisiert wurde. Das Körperbild beruht dann nicht auf der Integration der Körpererfahrungen, sondern auf Identifizierungen, die von außen geforderten imaginären Körperbildern

196 Studien der weiblichen Adoleszenz belegen die besonderen Aufgaben der Frauen, ihre zyklusbedingten körperlichen Veränderungen zu verarbeiten. Vgl. King, 2006; Springer-Kremser et al., 2006.

197 Vgl. hierzu FN 155 zu Jessica Benjamin, die in ihren Ausführungen zum Subjekt des Begehrens ebenfalls das Gefühl der Urheberschaft als zentral herausarbeitet hat.

entsprechen. Demzufolge ist ein selbstbestimmter und selbstsicherer Umgang mit dem eigenen Körper und sich selbst beeinträchtigt.

Grundsätzlich markieren diese Diskrepanzen den Ausgangspunkt für vielfältige Abwehrstrategien und wurden für den Rückgriff auf die untersuchten Körperpraktiken als besonders gravierend herausgearbeitet. Besonders in der Verfassung innerer und äußerer Zerrissenheit gewinnt die visuelle Identifizierung mit dem imaginären Bild im Anderen an Bedeutung und bekommt den Charakter eines begehrenswerten Zustands. Demzufolge üben visuelle Repräsentationen von Körper und Geschlecht, wie sie in anderen Frauen oder als medial vermittelte Schönheitsideale wahrgenommen werden, als Ich-Ideale ein imperatives Begehren aus. Die im Spiegel sichtbar werdenden Fragmente konfrontieren mit der Sehnsucht nach Selbsterkenntnis und motivieren eine selbsttätige Maskerade. Frau P. scheint die zunehmend spürbar werdende Strukturlosigkeit nicht mehr loszulassen; sie wird zu einer wiederkehrenden Spiegelung bedrängt – auch im Spiegel anderer Frauen –, um die Leerstellen im subjektiven Körperbild zu überwinden.

Wird das Begehren, so zu sein wie andere Frauen, lediglich als Neid verstanden, muss dieser schamvoll nach innen gewendet werden. Dementsprechend können die entwicklungsrelevanten Qualitäten des Neids nicht erkannt und anerkannt werden. Neid als typisch weiblich zu charakterisieren, ist eng mit soziokulturellen Vorstellungen von Weiblichkeit verknüpft und gründet in einer historisch tradierten Abwertung weiblicher Körperlichkeit. Diese Lesart schreibt weibliche Klischees fest und fort, die vielmehr patriarchale Strukturen repräsentieren denn versuchen, den Neid zu erforschen und zu konzeptualisieren. Auch in psychoanalytischen Theorien der weiblichen Entwicklung wird der Neid der Frauen im Anschluss an den Freud'schen Penisneid grundsätzlich negativ konnotiert und markiert einen vermeintlichen Mangel. In diesen Geschlechtertheorien wird die psychische Bewältigung der ödipalen weiblichen Konflikthaftigkeit nur unter Neid- und Konkurrenzaspekten entwickelt, denen zufolge sich der Neid auf die mütterliche Potenz/Gebärmutter richtet. In dieser Logik wird die Aneignung weiblicher Potenz einschließlich der prokreativen Potentiale ungeachtet der zukünftigen körperlichen Entwicklungspotentiale und der Generationendifferenz nur als phantasierter töchterlicher Raub vorgestellt. Demgegenüber ist der Neid in einer männlichen Entwicklungsperspektive auf die Zukunft hin orientiert (*„später, wenn du groß bist"*) und unterstellt Entwicklung. Missverstanden als klassische Insignie von Weiblichkeit perpetuiert dieser Neid-Diskurs tief in die Geschlechterordnung eingeschriebene tabuisierte Umgangsweisen mit weiblicher Körperlichkeit und Potenz und schreibt sich in den Körper der Frau ein. So-

lange unsere Kultur nur einen weiblichen Antagonismus vorsieht – polarisiert in als Heilige entsexualisierte Mutter und Hure – ist eine Aneignung des weiblichen Körpers als potentem Körper in der weiblichen Entwicklung kaum möglich. Mangelnde Selbstwertgefühle und damit einhergehende Kompensationsversuche, wie wir sie bei Frau P. erleben, sind damit nicht nur als subjektives Entwicklungsdefizit zu betrachten, sondern als sozialisationsbedingte, absichtlich intendierte Hemmung, die auf soziokulturelle Weiblichkeitsbilder verweist und mit Prokop (1994) ein „Phantasma der Weiblichkeit" (vgl. Prokop, 1994, S. 86) beschreiben. Klassische Neidinterpretationen wiederholen daher nicht nur patriarchale Lesarten, sondern greifen auch dort zu kurz, wo der Neid in Bezug auf das hier diskutierte Begehren nach weiblicher Resonanz und Spiegelung in einen Konkurrenzzusammenhang mit der Mutter gestellt wird. In der Konsequenz wird damit weiterhin ausgeblendet, dass es um einen bis dato unerhörten Blick auf den weiblichen Körper geht, der nach Anerkennung und symbolischer Repräsentanz strebt. Damit stehen auch unsere bisherigen Konzepte über die Beziehungs- und Umgangsformen zwischen Frauen, die auch generationsübergreifend für die Beziehung zwischen Mutter und Tochter gelten, zur Disposition. In welchem Ausmaß genau jene Defizite im subjektiven Erleben als narzisstisches Defizit erlebt werden und zu einer Labilisierung des Körper-Selbstbezugs beitragen, wird mit der nächsten Sequenz verdeutlicht. Begleitet von Scham über die eigene Schwäche sind dort verschiedene Ebenen der Selbstwahrnehmung und des Selbsterlebens betroffen. Seelische Zustände, in denen weder Spannungen ertragen noch Worte und eine Sinnhaftigkeit für das Erleben gefunden werden können, lassen das Gefühl von Ohnmacht in Scham und unermessliche Verzweiflung umschlagen. Ähnlich wie Frau P., Frau B. und Frau M. erlebt auch Frau S. eine innere Zerrissenheit und Brüchigkeit, die sie auf der körperlichen Ebene zu bewältigen versucht. Gegenüber dem Selbsterleben von Frau P., die sich als „*an der Grenze zum Durchbruch"* beschreibt, gibt Frau S. einen Einblick darin, wie sie ihr *„zweites Ich",* wie sie es nennt, zu beherrschen sucht, wenn dieses durchbricht.

VII.8. Mit vollem Körpereinsatz und doch dem Körper so fern

Stundenausschnitt 6: Frau S., 45 Jahre, Verwaltungsbeamtin, geschieden, 2 Kinder

Voller Scham gesteht Frau S. in der ersten Stunde nach der Sommerpause:

S.: Ich schäme mich so [...]. In diesen Wochen habe ich Unmengen von Süßigkeiten verschlungen. Stundenlang hätte meine Seele weiter essen können.

A.: Sie haben mich sehr vermisst.

S.: Ich bin sehr unruhig gewesen. Ich laufe dann wie ein Tiger im Käfig hin und her, gehe zum Kühlschrank und räume ihn aus.

A.: Sie haben sich allein gelassen und verlassen gefühlt.

S.: Gleichzeitig erwachten alle wilden Tiere: Wut, Zorn, Hass, ich fühle mich überfordert und irritiert von der Panik, die in mir hochkriecht. Kotzen – Kotzen war dann die einzige Möglichkeit, diese unerträgliche Spannung zu beenden.

Um die „*Panik, die in mir hochkriecht"* zu beschreiben, hat Frau S. folgende Tagebuchnotiz mit in die Stunde gebracht:

S.: [...] andrängende Ängste gehen mit einer Erstarrung des Körpers einher. Ich kann kaum mehr atmen. Wo kommen die Ängste her, ich kann sie nicht zuordnen und unterscheiden, ob die Ängste von außen oder von innen kommen. Ich bin erstarrt, gefangen in einer psychischen und körperlichen Erstarrung. Mir scheint, als ob die Zeit stehen geblieben ist. Panik, Herzrasen und kalter Schweiß brechen durch. Ich kann mich nicht bewegen, irre ziellos in mir umher panisch auf der Suche nach einem Ausweg. Ich könnte um mich schlagen und bin doch wie auf der Flucht.

Wie bei einer eingesperrten Raubkatze – „*ich bin sehr unruhig gewesen, laufe dann wie ein Tiger im Käfig hin und her"* – beherrschen Unruhe und Aggressivität die Situation. Das Innere erscheint chaotisch und leer zugleich. Dabei werden die inneren diffusen Spannungszustände als intrusive Überflutung und zerstörerisch erlebt.[198] Was wie eine Flucht vor einer äußeren Bedrohung anmutet, kann mit Hilfe einer psychoanalytischen Lesart als Projektion eines innerseelischen Zustands untersucht werden; dann wird eine innere Bedrohung mit der Frage nach unverarbeiteten Erfahrungen oder einem strengen, kontrollierenden Objekt in Verbindung gebracht. Entsprechend der Dynamik des Unbewussten wird davon ausgegangen, dass verdrängte (traumatisierende) Erfahrungen danach drängen, sich in der Gegenwart zu inszenieren. Diese als Wiederholungszwang beschriebene Dynamik drängt mit dem Ziel der Wiedergutmachung zu einer Wiederherstellung der früher als traumatisierend erlebten Interaktionserfahrungen. Traumatisierend meint in diesem Zusammenhang eine dem Subjekt aufgezwungene, die eigenen Gefühle und Intentionen nicht respektierende Interaktion mit entsprechenden Mechanismen von Anpassung und Unterdrückung.[199] Beides macht in Bezug auf Frau S. Sinn, zeigt doch ihre Beschreibung sowohl eine Überflutung durch Affekte, die sie nicht versteht und mit denen sie sich selbst fremd und wie aus einer anderen Welt erlebt, wie auch eine verurteilende und mit Scham einhergehende Haltung sich selbst gegenüber. Vor

198 In Frau S.s Formulierungen drängen sich Parallelen zu Erfahrungsberichten über traumatische Erlebnisse auf.

199 Vgl. Kap. V.6. in dem dargelegt wurde, dass der menschlichen Psyche in Verbindung mit dem Körper ein Potential zugedacht wird, mit dessen Hilfe differenziert werden kann, was als unterdrückend erlebt wird.

dem inneren Richter erscheint das Innere umso chaotischer; das deutet auf Normen hin, die Frau S. als Ich-Ideal internalisiert hat.[200]

Frau S. kann ihre Affekte zwar spüren, doch sie kann sie nicht wirklich verstehen, denn sie brechen ohne Vorwarnung in die Gegenwart ein. Die damit ausgelösten Spannungen scheinen nur über bulimische Körperpraktiken bewältigbar. Dabei ist eindrücklich, wie sehr Frau S. Essen zur Regulierung ihrer Befindlichkeit benötigt. Gegenüber dem Bild des Käfigs entwirft das „*Ausräumen des Kühlschranks*" allerdings trotz der Verzweiflung einen Handlungsraum, in dem auf zwanghaft anmutende Weise eine Umkehrung vom Passiven ins Aktive in Szene gesetzt wird. Die in den früheren Interaktionen fehlende Erfahrung von Handlungsfähigkeit führt nun auch in der Gegenwart dazu, dass der Angst vor Kontrollverlust nur auf konkretistische Weise begegnet werden kann. Mittels einer Spaltung zwischen Selbst und Körper, in der das Selbst dem Körper Objektstatus zuweist, erfolgt eine aktive Herbeiführung der Veränderung des hilflos erlebten Zustandes: „*Kotzen war dann die einzige Möglichkeit, diese unerträgliche Spannung zu beenden.*" Entsprechend kann Frau S. ihr Handeln nicht als Ergebnis einer bewussten Entscheidung erleben, sondern vielmehr als Notlösung einer diffusen und ohnmächtigen Spannung. Vor dem Hintergrund des bisher entfalteten Verständnisses kann mit Hirsch (1989) von einem „Übergangsagieren" gesprochen werden.[201] Auf dieser Folie können die Körperpraktiken, die Frau S. mit der aktuellen Trennungserfahrung in Verbindung bringt, in einen biographischen Kontext zwischen dem heutigen fragilen Selbst- und Körperbild und einer bruchstückhaften Aneignung ihres Körpers und ihrer affektiv- leiblichen Erfahrungen gestellt werden. Dadurch wird, wie bereits in Kapitel VII.2. angerissen, eine vertiefende Differenzierung der Abwehrdynamik der Körperpraktiken möglich. Die beschriebenen Körperpraktiken – hier die bulimischen – zeigen eine Umkehr vom Passiven ins Aktive, um misslungene Versuche einer Symbolisierung unerhörter Erfahrungen zu inszenieren und damit einhergehende Beschämungserfahrungen zu vermeiden.

200 Hier wird deutlich, dass das Über-Ich nicht nur männlich, wie Freud behauptet hat, sondern auch weiblich strukturiert ist.

201 Um von einem Übergangsobjektcharakter von Körperphänomenen in Abgrenzung zur Somatik und zum psychogenen Schmerz sprechen zu können, schlägt Hirsch eine bewusste bzw. vorbewusste Aktivität des Ichs vor, um das Moment des Erschaffens hervorzuheben. Die Fähigkeit, eine Beziehung zu bevorzugten Körperteilen einzugehen, setzt bereits positive Erfahrungen mit der Mutter voraus, die jedoch nicht stabil, sondern höchst ambivalent sind (vgl. Hirsch & Berger, 2000 S. 9ff.). hierzu auch Plassmann, 1993; Heisterkamp, 1993, 2001; McDougall, 1985.

VII.9. Zwischenreflexion oder: Wo gehöre ich hin?

Als Zwischenergebnis wird an dieser Stelle mit Blick auf die psychische Entwicklungsachse zusammengefasst, dass die Frauen dieser Untersuchung mit ihren Körperpraktiken – jede auf ihre Weise – versuchen, sich aus dem Glashaus herauszubewegen. Während Frau P.s projektive Phantasien über andere Frauen auf sie selbst und ihre Entwicklungssehnsucht verweisen, stehen bei Frau J. die perfekte Maske und bei Frau M. und Frau B. eher höfliche, den Konventionen angepasste Umgangsformen und Schönheitsideale im Vordergrund. Jede greift dabei auf ihren Körper zurück oder, allgemeiner formuliert: Jede sucht über Körperpraktiken bedrängende Gefühlszustände und Affekte zu bewältigen und bekundet auf diese Weise ihre Not und ihre Sehnsucht, sich im eigenen Körper beheimatet zu fühlen. In der Gegenwart inszeniert, werden in der (bulimischen) Körperpraktik beide Seiten – die Ohnmacht ebenso wie der Versuch der Beherrschung – konkretistisch in Szene gesetzt. Nicht nur in Bezug auf die biographische Entwicklungsgeschichte, sondern auch in Bezug auf die gesellschaftliche Gegenwart spielt die Angst vor Beschämung eine zentrale Rolle. An das kindliche Über-Ich – *„Stell dich nicht so an, ist doch alles nicht so schlimm!“* – heftet sich eine erwachsene Perspektive, um nicht als schwach, typisch hysterisch bzw. zickig beschämt zu werden. Grundsätzlich ist Scham ohne einen internalisierten, ehemals intersubjektiven Erfahrungszusammenhang nicht denkbar. Daher repräsentieren die Schamempfindungen der Gegenwart nicht nur den aktuellen Erfahrungskontext, sondern stets auch einen inneren Diskurs mit einem imaginierten Blick.[202] Dieser imaginierte Blick erklärt nicht nur den intersubjektiven Kontext, sondern gibt zudem Aufschluss über die Inhalte der Beschämung**.** Müssen bspw. aggressive Strebungen – wie Frau S.s *„wilde Tiere: Wut, Zorn, Hass“* – unterdrückt werden, können diese Impulse weder symbolisiert noch integriert werden; die damit einhergehenden affektiven Erregungen werden als äußerst körpernah und bedrohlich erlebt. Eine Möglichkeit der Bewältigung zeigte sich darin, unkontrollierte Körperreaktionen möglichst zu unterdrücken und durch kontrollierende Praktiken zu ersetzen. Der psychischen Logik der Verschiebung folgend werden die bedrohlichen und widersprüchlichen Erfahrungen unter Einsatz des Körpers zu beherrschen versucht. Damit kann eine Entlastung von heftigen Spannungs- und Angstgefühlen erreicht werden; u.U. fühlt sich das sogar – wenn auch nur vorübergehend – wie ein Selbstheilungsversuch an. Es trägt zur Stabilisierung bei, sichert die Beziehung zur Mutter/Gesellschaft und erfährt zudem gesellschaftliche Anerkennung.

202 Vgl. Kap. II.1.2. sowie Eicke-Spengler, 1988, S. 85.

In der psychosomatisch-psychoanalytischen Theorie und Praxis besteht Konsens darüber, dass emotionale und körperliche Erfahrungen, die einem Verarbeitungsverbot unterlagen und sprachlich nicht ausreichend durch Symbolisierungen und Sinngebung repräsentiert werden konnten, häufig auf der Körperebene zur Darstellung und Mitteilung gebracht werden (vgl. Kap. V.3.). Die körperlichen Inszenierungen gehen dabei mit einer psychischen Dynamik der Spaltung und Dissoziation einher; unverstandene Erfahrungen und sprachlose Sehnsüchte werden abgewehrt und auf der Ebene des ‚Körper-Ichs' in körperlichen Metaphern inszeniert. In einer Körper-Selbst-Dissoziation wird der Körper wie ein äußeres Objekt besetzt und kann im Agieren wie auch in der Fantasie so behandelt werden. In dieser Lesart ist der eigene Körper Medium und Ort zugleich und übernimmt die Funktion einer stützenden Hülle. Der Sprach- und Symbolisierungsmangel wird aktiv reinszeniert und zeigt auf diese Weise die seelische Not-Wendigkeit, den krisenhaften Verlust der Selbstkontrolle durch Körperpraktiken abzuwehren. Um eine Verankerung in der Gegenwart zu ermöglichen, müssen die Körperinszenierungen einen Gegenwartsbezug widerspiegeln, der in einer zeitsoziologischen Perspektive durch eine Zentrierung auf Techniken der Ästhetisierung und Bearbeitung des Körpers gewährleistet wird. Das Verständnis von Körperpraktiken als unbewusstes Körperagieren, das sich in einen interaktionellen Raum öffnet, geht weit über ein individuelles Unbewusstes hinaus und erweitert den Blickwinkel um gesellschaftliche Erfahrungen und Strukturen, die im und am Körper wirken und das leibliche Empfinden beeinflussen.

Im Anschluss an Freuds Annahme, am Körper artikuliere sich Vor- und Unbewusstes (Freud, 1915e), gewinnt der Körper in seiner geschlechtlichen Verfasstheit sowohl als Ort gesellschaftlicher Zuschreibungen und sozialer (Geschlechts-)Kategorien als auch als Ort der bewussten und unbewussten Verarbeitung von emotionalen und körperlichen Erfahrungen metaphorische Bedeutung. Auf dieser Folie können die von den Frauen beschriebenen leiblich-körperlichen Zustände sowie ihre Körperpraktiken als unbewusstes Wissen um ehemals abgewehrte bedeutungsvolle Identitätsanteile gelesen werden. Um diesen zweiseitigen Blick auf den Körper zu verdeutlichen, ist es bis heute aufschlussreich, sich Freuds Symptomverständnis vor Augen zu führen; diese Theorie ermöglicht einen Zugang zu der Verwobenheit von individuellen und gesellschaftlichen Strukturen in den untersuchten Körperinszenierungen. In der Fallgeschichte „Dora" aus „Bruchstücke einer Hysterie-Analyse" hat Freud (1905e) in der Fassung der ersten Verführungstheorie das Symptom als symbolische Darstellung von (sexuellen) Traumatisierungen verstanden. Bereits damals hat Freud die verschiedenen Ausgestaltungen des Sexuellen sowie die Bedeutung der Familie und im weitesten Sinne der Gesell-

schaft betont.[203] Damit entwarf er ein dialektisches Verhältnis von Körper und Subjekt, in welches das Unbewusste, die verdrängten Triebe, Sehnsüchte und Ängste, die sich auch körperlich manifestieren, ebenso einbezogen sind wie der soziokulturelle Kontext.[204] Aus dieser Perspektive können über das Symptom selbst Rückschlüsse auf die an der Abwehr beteiligten Beziehungs- und Körperaspekte sowie das damit in Verbindung stehende unerhörte Begehren gewonnen werden. Gerade die Verknüpfung zwischen Verdrängung und Symptombildung richtet den Blick in besonderer Weise auf den Körper und akzentuiert, dass der Mechanismus der Symptombildung nicht einseitig der Verdrängung folgt. Hierzu erklärt Freud: „So viel ich sehen kann, bedarf jedes hysterische Symptom des Beitrages von beiden Seiten. Es kann nicht zustande kommen ohne ein gewisses *somatisches Entgegenkommen* [Hervorhebung im Original], welches von einem normalen oder krankhaften Vorgang in oder an einem der Organe des Körpers geleistet wird." (Freud, 1905e, S. 200). Dieser konstitutive Zusammenhang von körperlichen und psychischen Strukturen kennzeichnet die Körperinszenierungen als zentrale Nahtstelle in der Verschränkung von Körper und Sprache bzw. Körper und Gesellschaft (vgl. Freud, 1930a) und bildet sich bis in die innerste Struktur hinein ab.

Das Ineinandergreifen von körperlichem und psychischem Geschehen wurde von Freud in einer Weise beschrieben, die über heutige Erkenntnisse zu Mentalisierungs- und Symbolisierungszusammenhängen belegt werden und den Körper als Projektionsfläche des Sozialen und Psychischen markieren (vgl. Kap. V.2.). Damit wird das Symptom gewissermaßen als Körperinszenierung eines Beziehungsgeschehens gefasst. Wird die Frage nach dem Ausgeschlossenen und Tabuisierten mit einer diskursanalytischen Perspektive vertieft, kann auf der Grundlage der bisherigen Ergebnisse die begründete Vermutung aufgestellt werden, dass in den Körperpraktiken Reglementierungs- und Funktionalisierungsmechanismen wirksam werden, die in geschlechtsspezifischen Diskurse gründen und einer binären Logik folgend die Erfahrungs- und Handlungsräume des weiblichen Körpers heterosexuell strukturieren. Neben einer Unterdrückung von Aggressionen ging es in den vorgestellten Sequenzen bisher vorzugsweise um libidinöse, sinnlich-erotische Anteile, die eine körperliche Nähe zum Mutter-

203 In „Bruchstücke einer Hysterie-Analyse" von 1905 schreibt Freud: „[…] wird sich unser Interesse den Familienverhältnissen der Kranken zuwenden […]" (Freud, 1905e, S. 176) verstärken. Freud hat mit seinem Hysterie-Verständnis eindrücklich aufgezeigt, wie über eine verstehende Perspektive das körperliche Symptom als Ausdruck der Zurichtungen und Zuschreibungen entschlüsselt werden kann sowie als eine Form, sich gegen diese zu wehren. In der ersten Fassung der Verführungstheorie hat Freud (1905e) das Symptom zunächst als symbolische Darstellung sexueller Traumatisierung, als Körperinszenierung eines Beziehungsgeschehens verstanden. Siehe auch Freud, 1921c; Freud, 1930a.

204 Vgl. Kap. II.1. wurde Freuds Subjektverständnis und sein Konzept der Sexualität dargelegt. Das Sexuelle wird als ein sich auf den ganzen Körper beziehendes narzisstisch libidinöses Begehren subjektkonstituierend in den Mittelpunkt gestellt und steht in einem dialektischen Verhältnis zwischen körperlichen und psychischen Vorgängen.

körper und die positive Besetzung des eigenen Körpers einschränken bzw. verhindern. Mit den Körperpraktiken werden gegenwärtige Körperfiguren von Weiblichkeit deutlich, die ein Verbergen von affektiven Zuständen fordern. Sachse (1987) zeigt, wie sehr die Körper-Selbst-Spaltung mit gesellschaftlichen Bildern von Weiblichkeit und Männlichkeit verwoben und aufgeladen ist: „Die Selbst-Spaltung in einen bedürftigen, triebhaften, leidenden und somit schlechten Selbstanteil als Repräsentanz schlechter Erfahrungen ab der Symbiose, der mit dem Körper gleichgesetzt wird, und einen leistungsfähigen, funktionsfähigen, autarken, kaltperfekten und narzisstisch hoch besetzten Selbst-Anteil, der mit dem Denken, Funktionieren und Leisten identisch ist.“ (Sachsse, 1987, S. 57).

Im vorgestellten Verständnis sind die gewählten Körperpraktiken demnach zweifach determiniert: Indem sie sich an hegemonialen Körper- und Weiblichkeitsbildern orientieren, wirken sie über den Versuch, unerträgliche Affekte und Konflikte zu bewältigen, nicht nur negativ unterdrückend, sondern bieten gleichzeitig stabilisierende Funktionen (vgl. Foucault, 1993b).

Mit dieser Perspektive werden die Körperpraktiken in ein Körper-Selbst-Verhältnis gestellt und inszenieren einen sich selbst bespiegelnden Sinn. Analog einem averbalen Dialog mit dem eigenen Körper erfolgt der Versuch, den unterbrochenen bzw. nicht vorhandenen Dialog mit der Mutter über den eigenen Körper herzustellen. Gegenüber einer narzisstischen Spiegelung, wie wir sie aus dem entsprechenden Mythos kennen, bleiben die hier zu Wort gekommenen Frauen nicht nur auf sich selbst bezogen, sondern streben nach dem Blick des Anderen/der Mutter. Auf diese Weise inszenieren sie mit ihren Körperpraktiken einen imaginären Zwischenraum, einem Übergangsraum vergleichbar, in dem am und mit dem Anderen das Erkunden des eigenen Körpers und Fühlens stattfinden kann. In spiegelnder Auseinandersetzung mit dem Anderen – prototypisch der Mutter, hier der Analytikerin – kann das Eigene entdeckt und entwickelt werden (vgl. Winnicott, 1974). Dieser Zwischenbereich markiert den Ort zwischen Innen und Außen sowie zwischen Ich und dem Anderem. Mit Blick auf die kindliche Entwicklung betont Winnicott, dass dieser Raum nur dann ein schöpferischer Raum der Selbsterkundung und der Selbsttätigkeit sein kann, wenn der Raum zwischen Mutter und Kind das Begehren des Kindes aufnimmt und mit Besetzungsenergien gefüllt ist; in einem leeren Zwischenraum kann sich nichts entwickeln.[205]

205 Damit wird ein kindlicher Entwicklungsraum beschrieben, welcher zur Entfaltung der Fähigkeit, allein zu sein, eigenständig zu denken und Sprache zu erwerben, notwendig ist (vgl. Winnicott, 1974). Es bedarf eines Raumes, in dem diese Fähigkeiten spielerisch entdeckt und angeeignet werden können. Durch die spielerische Nutzung dieses Raumes entwickelt das Kind auf verschiedenen Ebenen ein Gefühl von sich (einschließlich eines Körpergefühls), der Welt und den Beziehungen.

In den vorgestellten Sequenzen (und den Analysen insgesamt) taucht der Zusammenhang von Nichtbeachtung, Leere und reglementierenden Körperzuschreibungen meist in Verbindung mit dem Vorwurf eines entwicklungshemmenden Einflusses der Mutter auf. Entsprechend kontextualisieren alle hier zu Wort kommenden Frauen ihre Körperpraktiken mit der mütterlichen Körper- und Beziehungspraxis. Bisher wurde deutlich, dass mit den verzweifelten Versuchen der Selbstgestaltung nicht nur eine Zurückweisung der Mutter und ihres Mutterkörpers verknüpft ist, sondern auch eine Ablehnung der eigenen Körperlichkeit. Zuweilen qualvoll bricht mit den Körperpraktiken eine hilflose Mischung aus enttäuschter Liebe und mörderischer Wut hervor, infolgedessen das Erbrechen der bulimischen Körperpraktik wie ein Befreiungsschlag anmutet.

Soweit der Außenblick, der den Frauen allerdings nicht weiterhilft, solange der innere Kampf weiter tobt und sich als Hass gegen die Mutter und den eigenen Körper richtet. In diesem Fall bleibt die Ablehnung der Mutter zentral und alles Bemühen ist darauf gerichtet, nicht „so wie meine Mutter“ zu sein. Wie tief in den Körper eingegraben diese Verwobenheit und Ablehnung des Mutterkörpers erlebt werden kann, wird von Frau H. in der nächsten Sequenz thematisiert.

VII.10. Nicht wie meine Mutter I

Stundenausschnitt 7: Frau H., 25 Jahre, Lehramtsstudentin für evangelische Religion und Physik

H.: Jeder Gegenstand wirft einen Schatten, die Körperteile sind alle bereits besetzt, sie sind von ihr vergiftet, nichts gehört mir, nichts war von mir besetzt, nichts konnte mein Eigenes sein, von mir besetzt werden.

A.: Sie fühlen Ihren Körper ganz von den Vorstellungen Ihrer Mutter eingenommen.

H.: Um mir meinen Körper anzueignen, musste ich erst einmal über ihn verfügen, so wie vorher über ihn verfügt wurde. Erst das Brechen, der mir selbst zugeführte Schmerz, wurde zu einem Schmerz, der mir gehörte, der mich spüren ließ, dass <u>ich bin</u> [Hervorhebung H.K.-K.]. Die Leere danach ist ein wunderbarer Zustand. Nur leider hält er nicht lange an. Und alles fängt von vorne an.

Frau H. erlebt Gefühle von Befreiung und positiver Leere, die dem Erbrechen folgen. Hierbei symbolisiert ihr leerer Bauch einen leeren Raum, der mit dem Wunsch verbunden ist, den Körper zu befreien und ihn als eigenen Raum selbst zu gestalten. Mit Hilfe einer räumlichen Metapher, in der das Körperinnere als Behälter vorgestellt wird, in dem etwas abgelegt und vergiftet und der wieder entleert werden kann, gewinnen bulimische Körperpraktiken reinigende und befreiende Bedeutung. Zauner (1986) hat darauf hingewiesen, dass der Rückgriff auf das Essen eine Urform der Befriedigung symbolisiert. In Verbindung mit Erkenntnissen

aus der Säuglingsforschung (vgl. Kap. V.1.), die das Empfinden von Ekel als eine archaische Form der Abgrenzung charakterisieren, kann Ekel auf der körpersymbolischen Ebene auch auf grenzüberschreitende Erfahrungen bezogen werden. Diese richten sich nicht nur auf konkrete Ernährungsaspekte, sondern gewinnen im übertragenen Sinn auch regulierende Bedeutung für körperliche Nähe. So gesehen kann Erbrechen als ein Rückgriff auf eine Urform der Abwehr zum Schutz vor Fremdbestimmung und Fragmentierung charakterisiert werden. Vor diesem Hintergrund können bulimische Körperpraktiken als archaische Ich-Leistung gelesen werden, die, wie bereits bei der Rückwärtsbewegung ins Glashaus und in Kapitel VII.9. diskutiert, zur Aufrechterhaltung der Integrität des Ichs dient.

Darüber hinaus bringen es die mit (bulimischen) Körperpraktiken einhergehenden emotionalen und affektiven Undifferenziertheiten mit sich, dass seelische Zustände wie Ablehnung und abgewehrte Sehnsüchte dicht beieinander liegen und u.U. gleichzeitig auftauchen. Auch die körperliche Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter trägt dazu bei, dass die Grenzen zwischen dem eigenen Körper und dem der Mutter als durchlässig erlebt werden. In diesem Zusammenhang betrachtet, werden mit dem Ekel, der sich auf die Mutter bzw. ihren Mutterkörper richtet, Wut und Hassgefühle, aber auch die Sehnsucht nach diesem abgewehrt bzw. auf einer körperlichen Ebene agiert. [206]

In Frau H.s Phantasie haben Mutter und Tochter denselben Körper, der ein verhasster ist und dem sie nicht entkommen kann. Unterdrücken/Wegschminken und Auskotzen scheint die einzig verfügbare ‚Lösung' zu sein. Auch wenn Frau H. auf diese Weise die Auseinandersetzung mit der Mutter auf ihren Körper verschoben hat, bleibt die Erfahrung hautnah und schwer vom Mutterkörper zu lösen. Eine Analyse der bulimischen Körpermetaphorik zeigt eine Performance von hinein und heraus, von aufnehmen und abstoßen, und kann auf einer metaphorischen Ebene als performativer Akt zwischen Fremdbestimmung und Selbstbehauptung entschlüsselt werden. Die Hoffnung auf einen Neuanfang ist mit einem Ort bzw. Zustand der Leere verknüpft. Assoziiert man Erbrechen – *„die Leere danach"* und den *„wunderbaren Zustand"* – mit weiteren Reinigungsritualen, fühlt man sich unweigerlich an die anderen Frauen, insbesondere an Frau J. erinnert, in deren Kontext bereits eine Verknüpfung mit kollektiven Weiblichkeitsmustern deutlich wurde. In dieser Perspektive wirft die von Frau H. ersehnte und über Körperpraktiken agierte Leere auch ein Licht auf die mit Weiblichkeit einhergehenden Identifizierungen von Aktivität und Attraktivität. Die den Töchtern in diesem

206 Vgl. Zur Abwehr der Homoerotik und der damit einhergehenden Verschmelzungsängste Rohde-Dachser, 2007.

Kontext zugewiesenen Artikulationsweisen von eigenen Gefühlen und Bedürfnissen spitzen den konflikthaften Kampf zwischen bulimischen Körperpraktiken und der verkörperten Überzeugung, Gefühle dürften nicht geäußert werden, zu. Besonders die gesellschaftliche Codierung weiblicher Aktivität und Selbstermächtigung als Aggression übt im Zuge der Adoleszenz einen ausgeprägt hemmenden Einfluss aus. Es zeigt sich eine offenkundige und konflikthafte Diskrepanz zwischen Anpassung und Widerstand, zwischen Zuschreibung und Eigensinn, die sich im Erleben der Frauen als Ressource für Neu-Erkundungen, Neu-Konstituierungen und Re-Konstituierungen Bahn bricht. Werden die gewählten Körperpraktiken mit einem psychoanalytischen Zugang als verkörpertes Unbewusstes gelesen, welches nach Freud keine Zeit kennt, denn „[d]as Kind in dir will alte, ungeglückte Situationen wieder aufführen, um sie endlich zu einem glücklichen Ende zu bringen […]“ (Freud, 1915e, S.286), dann intendieren die Frauen über die Körperpraktiken an jene Situationen anzuknüpfen, die vor dem Rückzug in das Glashaus liegen. Wie aber kann der eigene Körper, von Mütterlichem durchdrungen, als Artikulation unerhörter Botschaften über einen Raum hinausgehen, der bisher nur in einem leeren bzw. geleerten Raum denkbar scheint? Wie können sich das Begehren nach Selbstbestimmung und der Wunsch, „*selbst“* werden zu können, realisieren?

Während im konkreten subjektiven Erleben der Frauen das Schlechte v.a. in der Beziehung mit der Mutter verortet wird, wird mit einer kulturhistorischen Sichtweise eine transgenerationale Wirkmächtigkeit von Weiblichkeitsvorstellungen deutlich**.** Vor diesem Hintergrund führt die Frage nach dem Verhältnis zwischen Selbstbestimmung und Unterwerfung zurück zur Kernfrage nach dem Spannungsverhältnis von Körper, Diskurs und Subjektivierung/Identität.

VII.11. Zwischenreflexion: Nicht wie meine Mutter II

Grundsätzlich zeigt sich die Mutter-Tochter-Beziehung als der Ort, an dem die Vermittlung spezifisch weiblich konnotierter Verhaltensweisen und eine identifikatorische Übernahme von Weiblichkeit stattfinden. Ein vertieftes Erforschen dieser Mutter-Tochter-Dynamiken legt konfliktträchtige Beziehungsstrukturen offen, die u.a. mit der besonderen körperlichen Nähe und Gleichheit erklärt werden. Halberstadt-Freud (2000) beschreibt die Mutter-Tochter-Beziehung in diesem Zusammenhang als schicksalhafte Bestimmung in einer weiblichen Generationenfolge. Nicht ohne Grund, wie die bisher dargelegten Erfahrungen der Frauen mit ihren Müttern zeigen; im Rahmen des konstitutiven Zusammenhangs zwischen der Aneignung weiblicher Körperlichkeit und der Bedeutung des Anderen, hier der Mutter, stellt sich jedoch die Frage, ob diese Intersubjektivität unweigerlich mit fehlenden und reglementieren-

den Spiegelungen einhergehen muss. Bleiben in den Reflexionen der Mutter-Tochter-Beziehung gesellschaftliche und soziokulturelle Kontextualisierungen unberücksichtigt, so wird der Eindruck kausaler weiblicher Entwicklungslogiken untermauert und droht, subjektiv begründete Erfahrungen in einem undifferenzierten *mother blaming* festzuschreiben. Um die Wirkmacht transgenerationaler Weiblichkeitsvorstellungen nachzuzeichnen, sei an dieser Stelle ein kurzer Blick auf die schicksalhafte Verwobenheit der Mutter-Tochter-Beziehung bei Frau M. und Frau S. geworfen. Frau M. hatte eine überaus strenge Mutter, die wenig Einfühlungsvermögen zeigte und vehement eine kalorienbewusste Ernährung für sich und die Familie verkörperte. Mit Strenge und disziplinierenden Maßnahmen kontrollierte sie jegliche bedürfnisorientierten Begehrlichkeiten, wie z.B. die Ablehnung bestimmter Gemüsesorten oder den Wunsch nach Süßigkeiten. Auch die Eigenbestimmung in Bezug auf Kleidung, Haarlänge oder sportliche Wünsche, wie Ballettunterricht, waren davon betroffen. Während sich Frau M. unbewusst mit den Kontrollpraktiken der Mutter identifiziert, gehen die Körperpraktiken von Frau S. auf deren Bemühen zurück, ihr inneres Mutterbild, das sich in ihr übergriffig, invasiv und grenzenlos gestaltet, in Schach zu halten. Frau S. erlebte eine übergewichtige Mutter, die ihrer Sucht haltlos ausgeliefert schien. Neben einem Alkoholmissbrauch schien die Mutter dazu zu neigen, ihre Konflikte über Süßigkeiten zu kompensieren. Während Frau S. die Ablösung von der Mutter über eine Desidentifikation versucht, ist Frau M. mit dem strengen mütterlichen Über-Ich identifiziert. Obwohl sich die Ausgangslagen sehr unterschiedlich gestalten, versuchen beide Frauen, über die von ihnen gewählten Körperpraktiken ihre Ablösung von der Mutter zu erreichen.

Auf Seiten der Mütter zeichnete sich v.a. eine unreflektierte Weitergabe der am eigenen Leib erfahrenen Beschränkungen und Unterdrückungen ab, d.h. die Mutter übertrug ihre eigenen unverarbeiteten Konflikte und Geschlechterbilder auf die Tochter.[207] Durch die Mutter hindurch wurden Geschlechterstrukturen vermittelt, die mit grundlegenden Erfahrungen der Fremdbestimmtheit des eigenen Körpers korrespondieren. So gesehen zeigt sich sowohl das Erziehungsverhalten der Mutter als auch die identifikatorische Rollenkonformativität der Tochter als Bemühung um normative Rollenvorstellungen. Erst eine Öffnung in den soziokulturellen Raum, in dem die Mutter in ihrer gesellschaftlichen Position als Mutter ebenfalls mit ihrer Entwicklungsgeschichte auftaucht, legt einen transgenerationalen Zusammenhang zwischen erworbenen und vermutlich ähnlich fremdbestimmten Verhaltensweisen und deren Weitergabe an die Tochter offen. Hier kommen zeitübergreifende, geschlechtertypische Ein-

207 Das Fallmaterial belegt weitere transgenerationale Entwicklungslinien, die hier nicht weiter aufgefächert werden können. Ebenso zeigt das Fallmaterial eine tendenzielle Abwesenheit des Vaters.

stellungen zum Tragen, die nicht nur für den weiblichen Körper, sondern auch für weitere Lebensbereiche geschlechterrelevant sind, wie sich etwa in der Formulierung „*Das verstehst du noch nicht"* zeigt. So betrachtet ist der Raum für den weiblichen Körper respektive weibliche Gefühle bereits vorstrukturiert und legt fest, welche Gefühle und Verhaltensweisen im Sinne heterosexueller Geschlechterzuschreibungen erlaubt und möglich sind.[208] Auf der Folie dieser Verknüpfung werden im Spannungsverhältnis zwischen Unterwerfung und Ermächtigung kollektive Muster ersichtlich, die infolge intersubjektiver Prozesse als Fremdzuschreibungen in das subjektive Körperkonzept eingewoben sind. Die Zuweisungen, vom Subjekt angenommen oder abgewehrt, spiegeln sich in den interpsychischen und intrapsychischen Verarbeitungsweisen wider. Wenn Nancy Chodorow in diesem Zusammenhang von *subjective gender* spricht, wird damit genau jene subjektive Verarbeitungsweise hervorgehoben, die das Kind erst zum Subjekt werden lässt und dessen Individualität kennzeichnet (vgl. Chodorow, 1995, S. 522). Gerade vor dem Hintergrund der festgestellten Ungleichzeitigkeit der Weiblichkeitsentwürfe markiert der Bezug auf Symbolisierungsprozesse, dass in individuelle Verarbeitungsweisen auch kollektive Komponenten eingehen, d.h. gesellschaftliche und soziokulturelle Körper- und Geschlechterdiskurse, und zwar sowohl auf der bewussten wie auf der unbewussten Ebene.

Zusammengefasst repräsentieren bulimische Körperpraktiken an herrschenden Schönheitsidealen orientierte Inszenierungen hegemonialer Geschlechterkonstruktionen und stellen diese zugleich in Frage. Sie bringen ein Begehren jenseits festgeschriebener Zwänge zum Ausdruck, eine Sehnsucht nach einem Ort der Selbstbestimmung, um einem vorgefertigten Entwurf von Weiblichkeit eine selbstbestimmte entgegenzusetzen. Dabei geht es besonders um den Wunsch nach Autonomie. Als psychischer und sozialer Position kommt der Autonomie eine zentrale Rolle zu. Trotz der mitgedachten Kritik, dass das emanzipatorische Anliegen ohne eine Reflexion struktureller, gesellschaftlicher und kultureller Zusammenhänge individualisiert und an männlichen Werten orientiert zu bleiben droht, beschreibt der Begriff der Autonomie deutlich, worum es den Frauen geht.[209]

Valie Export, eine kulturkritische Performancekünstlerin, zeigt mit ihren Überlegungen interessante Bezüge zu bulimischen Körperpraktiken. Sie beschäftigt sich in besonderer Weise mit dem Körperraum und der Autonomie und schreibt: „Es ist der Raum, in dem der Ich-

208 Auf diesen Zusammenhang wurde besonders von feministisch-psychoanalytischer Seite hingewiesen, vgl. Kap. III.1.

209 Vgl. FN 3 in Kap. I.1. zur Kritik am Konzept der Autonomie durch feministisch-psychoanalytische Theoretikerinnen wie Benjamin, 1990, 2002; Chodorow, 1985 u.a.

Verlust erlitten wird; es ist der Raum, in dem sich die Frau jeder Definition, Klassifikation und Identität entzieht; es ist ihr Raum, weil sie sonst keinen hat. Dieses Dilemma kann nicht eindeutig aufgelöst werden.“ (Export, in Rötzer & Rogenhofer, 1988, zit. nach Brunner, 2008, S.31). Sie schlägt deshalb vor, die Autonomie des Körpers der Autonomie des Selbst zu opfern, denn erst wenn die Frau „sich vom Körper trennt und aufhört, sich auf den Attributen und Funktionen des weiblichen Körpers zu begründen und Frausein als Mutter, Gebärerin, (Ehe-)Weib etc. zu definieren, dann bricht die Blockade zusammen und die Frau (als Souverän) beginnt zu existieren“ (ebd., S. 41f.). Dazu sieht Export zwei Möglichkeiten: Entweder die Aufdeckung des Unbewussten, um die Geschichte der Frau als seelische „Verstümmelung“ sichtbar zu machen, oder eine Analyse des eigenen Körpers, um die gesellschaftliche Codierung und Instrumentalisierung bewusst zu machen. Als Performancekünstlerin wählt sie den Weg der öffentlichen Exposition und Performance ihres Körpers.

Der Unterschied zwischen Export und den vorgestellten Frauen sowie ihren Umgangsweisen mit ihrem Körper wird besonders in der Haltung dem eigenen Körper gegenüber deutlich. Während Export ihren Bezug zum Körper und ihr Handeln bewusst und selbstreflexiv wählt, fühlen sich die hier vorgestellten Frauen ihrem Körper und den Körperpraktiken mehr oder weniger machtlos ausgeliefert und versuchen, über ihre perpetuierenden Praxen einen Zugang zu sich selbst, eine selbstbestimmte Formgestaltung zu finden.

Dass die Aneignung des Körpers und die Subjektivierungsweise als Frau bis heute in „falschen Kleidern“ (vgl. Rilke, 1903-1904) auftritt, die der Artikulation weiblicher Körperlichkeit und weiblichen Eigen-Sinns bestimmte Richtungen vorgeben, die eingebunden in eine heterosexuelle Matrix mit Normativitätsvorstellungen einhergehen, wurde bisher insbesondere auf den Umgang mit Wut, Aggression und der Durchsetzung eigener Bedürfnisse und Gefühle bezogen. In Bezug auf die zentrale Fragestellung nach dem Verhältnis von Körper, Diskurs und Subjektivierung wird die bisherige Erkenntnis, dass Körperinszenierungen ein unerhörtes Begehren repräsentieren, nun explizit auch auf das sexuelle Begehren bezogen. Der Zusammenhang zwischen Heißhungeranfällen und weiblichem Zyklus, den Frauen immer wieder beschreiben, wird hier näher beleuchtet.

VII.12. Wie bin ich weiblich? Heißhunger und sexuelle Lust

Stundenausschnitt 8: Frau K., Grundschullehrerin, verheiratet, 1 Kind

K.: Meist in Verbindung mit meiner Periode erlebe ich eine ungeheure Gier auf Süßigkeiten. Dann kann ich hingebungsvoll Schokolade essen und dabei ein wohliges Gefühl erleben. Wie warme Sonnenstrahlen von innen fühlt sich das an. [Pause] *Meine Bedenken hinsichtlich der Kalorien und ein Druck zu kotzen kommen erst hinterher, dann aber umso heftiger.*

Frau K. verbindet ihre „*Gier"* mit *„hingebungsvoll"* und legt damit einen Bedeutungszusammenhang nahe, in dem eine Lust an der Grenzüberschreitung in den Vordergrund rückt. Dabei scheint sich diese nur vordergründig auf Kontroll- und Disziplinierungsmechanismen des Essens zu beziehen; zwischen den Zeilen wird spürbar, dass es auch um sexuelle Lust geht. Für einen kurzen Moment kann das wohlige Gefühl, das sich *„wie warme Sonnenstrahlen von innen*" anfühlt, Raum gewinnen und eine körperliche Zufriedenheit entfalten. Doch schnell ruft die aufkeimende Erregung die inneren Richter auf den Plan und bewirkt eine Zensur. Im Vordergrund imponieren nun Schuldgefühle und Selbstbestrafungsnöte. Anstelle von sexueller Lust wird Frau K. von Heißhungeranfällen überschwemmt. Die bulimischen Körperpraktiken führen endgültig dazu, dass der Bezug zur Sexualität unterbrochen wird. Schien gerade noch die Sonne und erwärmte Körper und Seele, ist es nun erneut dunkel geworden. Eine Verbindung zu Sexualität kann erst wieder über den nachfolgenden Traum auftauchen, der den unbewussten Zusammenhang von Sexualität und Essen und der damit verbundenen Angst und Sehnsucht unterstreicht.

K.: Ich liege mit einem ehemaligen Kollegen auf einem großen Bett, er will, dass ich ihn oral befriedige. Sein Penis ist sehr klein – was gegenüber dem stattlichen großen Mann irritierend ist – und hat einen langen Hautzipfel. Mit Ekel und dem Wunsch, eine befriedigende Sexualpartnerin zu sein, erfülle ich ihm sein Bedürfnis. Der Samenerguss füllt meine gesamte Mundhöhle aus, quillt aus meinem Mund und breitet sich als große Masse auf dem Bett aus. [Pause]
Lustvolles Essen und sexuelle Lust stehen irgendwie miteinander in Beziehung. Ich könnte daran ersticken…, ersticken an meinem schlechten Gewissen.
A.: Ersticken… Dann wird auch die erotisch sinnliche Energie verschluckt. Wenn man nicht aufpasst, ist die sexuelle Potenz verschwunden, bevor man sie spüren konnte.
K.: Bin wie ein Gefäß, in das Erwartungen hineingestopft wurden, nicht eine Frau mit eigenen Bedürfnissen und Leidenschaften.

Frau K.s begehrende, lustvolle Seite – *„ich liege mit einem ehemaligen Kollegen auf einem großen Bett"* – scheint riesengroß, folgt man den Assoziationen zu *„großem Bett"*. Im Traum begegnet sie ihrem lustvollen weiblichen Körper. Doch bis in den Traum hinein, tief eingegraben in ihr Unbewusstes, reicht ihre Identifizierung mit der klassisch weiblichen Objektposition. Es scheint, als müsse ihre überwältigende Lust in der oralen Befriedigungspflicht der

Fellatio verschwinden, um nicht aus dem Rahmen zu fallen. Ob das wirklich ihrem Begehren entspricht oder ob es vielmehr das ist, was sie kennt und von dem sie glaubt, es müsse ihr gefallen, kann nun über die Traumebene als Frage formuliert werden: Wer darf den aktiven Part übernehmen, wie selbsttätig darf frau begehren? Auf der bewussten Ebene bleibt Frau K. den gesellschaftlichen Normierungen verhaftet, wenn sie sagt: „*Bin wie ein Gefäß, in das Erwartungen hineingestopft wurden, nicht eine Frau mit eigenen Bedürfnissen und Leidenschaften.*“ Dementsprechend richtet sie ihr Begehren nach einer heterosexuell normierten Begehrensstruktur aus. Dies gelingt ihr, indem sie ihren eigenen Körper und ihre Lust aus einer Außenperspektive wahrnimmt. Erst nachdem sie diese Position einnimmt, wird eine innere Kaskade von Ge- und Verboten ausgelöst, die ihre lustvollen leiblichen Erfahrungen zum Erstarren bringen. Ein aufkeimendes schlechtes Gewissen übernimmt nun die Führung, und das lustvolle leibliche Erleben im Traum wird in eine soziale Passung eingefügt. Wie für den Übergang vom Traum- zum Wachzustand charakteristisch, bleiben Frau K. Erinnerungsspuren an ihre Lust erhalten, welche die bewussten und unbewussten Aspekte dieser Lust auf eindrückliche Weise verknüpfen. Frau K. sagt, sie könne gleichzeitig *„an ihrer Lust sowie an ihrem schlechten Gewissen“* ersticken. Gegenüber einer kompletten Sprachlosigkeit, wie wir sie in Bezug auf bulimische Körperpraktiken bisher kennengelernt haben, zeigt Frau K. hier eine enorme Ambivalenz zwischen einer sexuell aktiven und begehrenden Frau und einer Sexualpartnerin, die sich nach den Bedürfnissen des Mannes richten muss. Obwohl der Penis als sehr klein erinnert wird, was vermutlich einer Abwertung des Männlichen sowie einer verdrängten grandiosen weiblichen Omnipotenz geschuldet ist und der weiblichen Erfahrung einer „gefäßmäßigen Öffnung“ als passendes Pendant gegenübersteht, beeindruckt, wie selbst im Traum die Wirksamkeit normativer Mechanismen greift. Frau K.s Bemühen, heterosexuelle und patriarchalische Verkehrsformen einzuhalten, bindet ihre Formen des Begehrens eng an das Begehren des Kollegen und lässt sie Sexualität nur in den vorgegebenen Hierarchien denken.

Dass wir uns auch im tiefsten Inneren unserer Träume vor dem Anderen schämen, zeigt die Traumszene oder besser die erinnerte und narrative Darstellung des Traumes, in der Frau K. sich beobachtet fühlt bzw. sich selbst beobachtet und schämt. Hier sei daran erinnert, dass Scham entwicklungspsychologisch betrachtet erst vor dem Hintergrund der intersubjektiven Erfahrung mit anderen Sinn ergibt und regulative Funktionen übernehmen kann (vgl. Kap. II.1.2.). Scham bezieht sich auf verschiedene emotionale Qualitäten und reguliert die Angst vor Erkanntwerden und Hinschauen gleichermaßen. Wenn (sexuelle) Erregung nicht sichtbar werden darf und andere Formen der inneren Regulierung fehlen, gewinnt Scham sogar eine

stabilisierende Wirkung. Damit wird der Raum versperrt, der es ermöglichen könnte, das subjektiv gefühlte Begehren weiter zu erforschen und sich zu eigen zu machen. Solange dieser Raum versperrt bleibt, muss frau auf Formen und Bilder zurückgreifen, die ihr zur Verfügung stehen, auch wenn sich diese – auf einer Metaebene betrachtet – als gesellschaftliches Zwangskorsett entpuppt. Scham hat einen bedeutenden Einfluss darauf, ob und wie bestimmte Körperaspekte besetzt werden und/oder wie zugewiesene, fremdbestimmte Bedeutungen angenommen werden. Sie nimmt dabei eine herausragende Rolle in der Regulierung bspw. des Begehrens ein und infiltriert den gesamten Körper.

Um einem genormten Begehren eigene Phantasien wirksam entgegensetzen zu können, müssen diese auf einer sprachlich-symbolischen Ebene fassbar werden. Erst dann kann die durch gesellschaftliche Normvorstellungen intendierte Steuerung sowie die traumhaft aufkeimende Körpermetaphorik im Sinne von *„ich möchte“* in einen Bezug gesetzt werden. Die erfolgten Inszenierungen haben – wie wir inzwischen vielfach gesehen haben – nicht nur einen verbergenden, sondern auch einen implizit wunscherfüllenden Charakter bzw. können auf verborgene Wünsche verweisen. Joyce McDougall (1985) spricht hier treffend von einem „Theater des Körpers“, das mit einer Desymbolisierung der Sprache einhergeht und den Körper zum Ort der Darstellung macht. Der Charakter der wunscherfüllenden Inszenierungen wird bis heute – nicht nur in der psychoanalytischen Literatur – hauptsächlich geschlechtsspezifisch und besonders bei Frauen als eine Verschiebung der Sexualität auf die Oralität beschrieben. Der umgekehrte Weg, bei dem über genitale Sexualität Bedürfnisse nach Zuwendung und Zärtlichkeit befriedigt werden und der vorwiegend bei Männern beobachtet wird, stellt bis heute kein zu problematisierendes Thema dar.[210] Dass die unterschiedlichen Richtungen dieses Abwehrmodus soziokulturelle Geschlechterbilder widerspiegeln, ist ebenso augenfällig wie deren Pathologisierung. Auf jeden Fall ist Heißhunger für Frauen sozial kompatibler als überbordende und selbstbestimmte sexuelle Lust und Potenz. Er verspricht frau im heterosexuellen Diskurs der Lust einen Ort der Normalität. So stellt sich nun erneut die Frage, wie in einer patriarchal geprägten heterosexuellen Begehrensstruktur weibliches Begehren Raum greifen und in eine Sprache gebracht werden kann. Wenn sich wie in der vorgestellten Sequenz eine Interaktion realisieren lässt, in der Scham und deren Tabuisierungen nicht gänzlich abgewehrt werden müssen, kann sich ein Raum öffnen, in dem die Konflikthaftigkeit des Begehrens ent-

210 Vgl. Siehe dazu Fairbairn, 2000. Der Zusammenhang zwischen weiblichem Zyklus und der Lust nach Süßigkeiten wird im Alltags- wie im medizinischen Verständnis primär mit hormonellen Faktoren begründet. Psychoanalytisch wird im Sinne einer Verschiebung genitaler Besetzungen auf orale und anale Entwicklungsstufen argumentiert und von einer unvollständigen körperlichen Differenzierung und mangelnder Repräsentanz der Innergenitalität ausgegangen.

deckt und erforscht werden kann. Dann wird deutlich, dass die zwischen Süßigkeiten und sexuellem Begehren in Szene gesetzte Lust nicht stimmig ist. Es bleiben nicht nur Unbehagen und ein schlechtes Gewissen zurück, die sich auf die im Traum erlebte überwältigende Lust beziehen. Ganz deutlich verweist der Traum auf weitere Ebenen, die jenseits des manifesten Traumtextes liegen und eine Ahnung von Frau K.s lustvollem Begehren zulassen: Aufbruch, Lebendigkeit und Bewegung rücken in den Vordergrund. Trotz der Unterwerfung unter bivalente Begehrensstrukturen[211] offenbart der Traum über die Spuren des Sozialen hinaus ein eigensinniges Begehren oder, vorsichtiger formuliert, eine Sehnsucht nach eigensinnigem Begehren, denn, wie Frau K. ankündigt, möchte sie „*eine Frau mit eigenen Bedürfnissen und Leidenschaften*" sein und auch so handeln. Während auch hier bulimische Körperpraktiken die Funktion sinnstiftender Selbstvergewisserung übernehmen, wird im Verhältnis zwischen Narrativ, Traum und Körpermetaphorik ein vehementes leiblich-körperliches Begehren spürbar, das gegenüber den bisherigen Beispielen sinnliche und erotisch-sexuelle Qualitäten betont. Mit den Traumbildern ist eine unerhörte Kraft spürbar geworden, die danach strebt, im bewussten Körperbild verankert und in Sprache gefasst zu werden.

Wie weitreichend eine patriarchal geprägte Sprache auf die empfundene Realität des weiblichen Körpers einwirkt, wird über die geschlechtlichen Zuweisungen auf der Folie der heterosexuellen Matrix besonders deutlich. Hegemoniale Geschlechtervorstellungen wirken als Identifizierungsfolie und fixieren Frauen in besonderer Weise in der Sprachlosigkeit. Dabei beeindruckt insbesondere die tiefgreifende Wirkung biographisch verinnerlichter Weiblichkeitsbilder auf die Bewertung und Strukturierung des eigenen Körpers. Mit einer geschlechterkritischen Perspektive zeigt die Analyse der subjektiven Körper- und Weiblichkeitsvorstellungen, dass eine wesentliche Funktion offener und verborgener Zuschreibungen darin besteht, Frauenkörperlichkeit und Sexualität nicht als Quelle von Potenz und Kraft spürbar und wirkmächtig werden zu lassen. Dies stellt nicht nur auf der subjektiven Entwicklungsachse der Frauen ein Problem dar, sondern auch auf der politischen Ebene von Mitsprache und Einflussnahme, denn: Sprache erschafft Welt (frei nach Humboldt, 1825). Erst die Sprache hebt Erfahrungen gewissermaßen in die Realität, sowohl in die subjektive wie auch in die gesellschaftliche. Wie sehr darüber die Auf- und Zuteilung geschlechtsspezifischer Räume bestimmt wird, wurde besonders bei Frau K. deutlich.

211 Nach Goffman (1985) ist die Anordnung der Geschlechter nicht nur binär, im Sinne von männlich - weiblich, sondern auch bivalent, d.h. es findet auch eine inhaltliche Zuordnung der Begehrensstrukturen und Möglichkeiten statt, welche nicht zufällig sind. Dieses Konzept hat später Eingang in den symbolischen Interaktionismus von Goffman und das ethnomethodologische *doing gender* gefunden (vgl. hierzu auch Kap. IV.).

In den bisher geschilderten Beispielen wurde die Suche nach Geschlechterinsignien nicht bewusst und explizit thematisiert, sondern indirekt über die Körperpraktiken inszeniert. Doch ging implizit damit immer auch die Frage einher, welche Rolle dem Körper in der vergeschlechtlichenden Wirkung im Kontext von Körper, Diskurs und Subjektivierung zukommt und woran zu erkennen ist, dass und wie das Ich und der Körper weiblich sind? Diese Thematik wird nun am Beispiel von Frau C. entfaltet.

VII.13. Woran erkenne ich, dass mein Körper ein weiblicher ist?

Stundenausschnitt 9: Frau C., 32 Jahre, Referendarin für Mathematik und Theologie

C.: Was ist neben dem Geschlecht am Frauenkörper anders als am Männerkörper? […] Ich versuche, die fremden Blicke, die der Mutter und all der anderen herauszufiltern und die Macht, die die Mutter bis heute über mich behalten hat, zu überwinden.

Dazu malt Frau C. Frauen- und Männerfiguren, vor allem Gesichter, die sie in einem weiteren Schritt ineinanderfließen lässt.

C..: Ich stelle mich selbst vor den Spiegel und untersuche, ob ich an mir selbst eher männliche oder weibliche Züge feststellen kann. Ich probiere verschiedene Blickwinkel aus und suche nach dem Punkt, an dem sich die Konturen auflösen und damit eine eindeutige geschlechtliche Markierung erkennbar wird.

Für Frau C. stellt sich die Frage nach ihrer geschlechtlichen Identität viel grundsätzlicher als für die bislang vorgestellten Frauen. Obwohl sie ihren Körper nicht ablehnt, ist sie sich ihrer weiblichen Wirkung auf andere nicht sicher. Sie stellt sich vor den Spiegel und malt ihr Gesicht in vielen verschiedenen Ausprägungen, um über schrittweise vorgenommene Veränderungen den Unterschied zwischen einem männlich und einem weiblich wirkenden Gesicht herauszufinden. Im Zuge dieser Selbsterkundung stellt sie fest, dass es nicht möglich ist, eine objektive Sicht zu finden, da diese immer vom Auge des Betrachters abhängig ist. Sie selbst ist in die Position des Betrachters eingeschlossen. Im beschriebenen Sinne gewinnt der Körper als Ort der geschlechtlichen Sinnsuche für Frau C. zentrale Bedeutung. Als Ort der Zuordnungen und Zuschreibungen gesellschaftlicher und sozialer (Geschlechts-) Kategorien bildet er die Bewertungsgrundlage für sie selbst und die anderen. Da es Frau C. nicht primär darum geht, diese Problematik als philosophische Grundsatzfrage zu bearbeiten, sondern darum, einen möglichst eigenen Blick auf sich zu finden, versucht sie, „*die fremden Blicke, die der Mutter und all der anderen herauszufiltern und die Macht, die die Mutter bis heute über mich behalten hat, zu überwinden*“.

An anderer Stelle führt die Beobachtung, dass sie sich im Kontakt mit einem transsexuellen Freund ohne nachzudenken als Frau fühlt, zur folgenden Frage:

C.: Wie kann ich mich der typisch weiblichen Rollenzuweisungen erwehren? Zwar spielen sicher die Zuschreibungen der anderen eine große Rolle, doch zentral sind die eigenen, die mit dem Körper/Geschlecht verbundenen, die in mir wirksam sind und die eine unbewusste Wirkung ausmachen.

Obwohl der Freund noch viele Anteile eines weiblichen Körpers und weiblicher Verhaltensweisen aufweist, wird er von Frau C. in den Begegnungen als Mann wahrgenommen. Er will ein Mann sein, und Frau C. nimmt ihn auch so wahr. Wesentlich bedeutsamer ist hingegen, dass sie sich in seiner Gegenwart eindeutig als Frau fühlt. Obwohl er selbst die Normen der heterosexuellen Zuweisungen problematisiert und Frau C. von ihm nicht auf bestimmte Formen ihres Frauseins festgelegt wird, spürt sie sich im Kontakt mit ihm ‚weiblicher' als in Begegnungen mit Frauen. Sie bringt diese Unterschiede mit *„typisch weiblichen Rollenzuweisungen"* in Verbindung, derer sie sich nicht erwehren kann und die *„eine unbewusste Wirkung ausmachen"*.

Anhand Frau C.s Beispiel kann erneut deutlich problematisiert werden, wie sehr verinnerlichte Denk-, Handlungs- und Körperfiguren geschlechtlich aufgeladen sind und vor allem verinnerlichte, nicht bewusste Geschlechterbilder hervorrufen. In die Körperstruktur eingeprägte geschlechtliche Identifizierungen wirken unbewusst und beeinflussen die gegenwärtigen Wahrnehmungsfiguren von Weiblichkeit.[212]

Frau C.s selbstreflexives Gewahrwerden ihres leiblich-affektiven Befremdens beschreibt einen Weg, mit dem Spuren der gesellschaftlichen Imperative reflektiert werden, und erweist sich gleichzeitig als Ressource im Sinne eines subjektiven Gestaltungsbegehrens. Mit Frau C. verlassen die Körperinszenierungen tendenziell unbewusst motivierte Ebenen und werden zu einer selbstreflexiven Praxis. Als Arbeit am Körperbild gedeutet, versucht Frau C. nicht, den narzisstischen Mangel im Körperbild auf konkretistische Weise zu kompensieren, sondern sucht bewusst nach Geschlechtermerkmalen. Sie nimmt eine selbstreflexive Position zu sich und ihrem Körper ein, um aus der Distanz eine selbstbestimmte Haltung zu sich zu finden und zu entscheiden, wie sie sich und ihren Körper gestalten möchte.[213] Auf diese Weise bringt auch Frau C. jenes Begehren nach körperlich verankerter Identität zur Darstellung, das in der

212 Hier zeigt sich ein theoretischer Bezug zu den Körperdiskursen, die in Kapitel IV. referiert wurden.

213 Vgl. Kap. VII.11. sowie die Queer-Praxis. Ausgehend von der Queer-Theorie, die festgelegte sexuelle Identitäten dekonstruiert, werden sogenannte kulturelle Traditionen von festgelegten Weiblichkeitsvorstellungen performativ in Frage gestellt.

Reduzierung des Körpers als Ort der soziokulturellen Weiblichkeits- und Schönheitsvorstellungen verloren zu gehen droht.

Wird die psychische Verarbeitung weiblicher Körperlichkeit mit soziokulturellen Geschlechtervorstellungen ins Verhältnis gesetzt, lässt diese Verarbeitung einen deutlichen Zusammenhang mit strukturellen gesellschaftlichen Anforderungen an weibliche Körperlichkeit und Identität erkennen. Insofern weisen die gewählten Körperpraktiken auf Konfliktlagen hin, die mit Blick auf das Verhältnis zwischen Körpermetaphorik und Sprache eine emanzipatorische Sehnsucht nach Selbstgestaltung verkörpern und zeigen, dass Wut und Zorn, Liebe und Hass noch weitgehend unerhört sind.[214] Dem hier entfalteten Symptomverständnis der Körperpraktiken entsprechen feministische Lesarten, in denen der Körper wie ein Behälter mit patriarchalen Zuweisungen ERfüllt ist (vgl. Thürmer-Rohr, 1990, S. 85). Diesem Verständnis folgend werden bulimische Körperpraktiken als „Metaphorik der Invasion und Destruktion“ (Helfferich, 1994, S. 128) auch als provozierender Appell gegenüber gesellschaftlichen Zwängen gelesen. So gesehen inszenieren Frauen über bulimische Körperpraktiken auf der individuellen Bühne auch die Konflikthaftigkeit eines weiblichen sozialen Erbes. Diese herausgearbeiteten Bedeutungszusammenhänge unterstreichen, dass die bestehenden Geschlechter- und Körperdiskurse im Sinne Foucaults als Hintergrund für die weibliche Subjektivität wirken; als körperliche Reglementierungen und Zuschreibungen tragen sie dazu bei, dass bestimmte weibliche Erfahrungszusammenhänge weder angeeignet geschweige denn mit selbsttätigen kreativen Fantasien verbunden werden können. Eine Verschränkung von individueller und soziokultureller Kontextualisierung macht auf die Diskrepanz zwischen innerem Erleben und Außendarstellung aufmerksam und charakterisiert Körperpraktiken als eine Unterbrechung der Verbindung zwischen der *„Angst, etwas Falsches zu sagen bzw. zu zeigen oder abgelehnt zu werden“* und dem gesamten affektiven Erfahrungsbereich, von unterdrückten Aggressionen bis zu überquellender Lust. Als ‚gefühlte Leerstellen‘ inszenieren die Körperpraktiken bisher unerhörte/unerkannte Körper- und Erfahrungsaspekte, deren Wirkmacht als Reaktion auf und Widerstand gegen herrschende Geschlechterzuschreibungen im Sinne eines gesellschaftskritischen Potenzials auch die hegemoniale symbolische Ordnung kritisch in den Blick nehmen kann.

Zur Wiederaufnahme der unterbrochenen Verbindungen benötigt frau einen Dialog, der ihr, wie mit Frau C. gezeigt, als Spiegel dient und in ihrer Selbsterkundung hilfreich unterstützt. Erst ein Möglichkeitsraum für bisher Unerhörtes und Unsichtbares lässt eine Transzendenz

214 Siehe dazu beispielhaft: Musfeld, 1997.

von Unsichtbarem zu Sichtbarem, von Körpersprache zu Sprache spürbar und denkbar werden. Zusammen mit entwicklungspsychologischen und subjekttheoretischen Erkenntnissen gelesen, wie sie im Theorieabschnitt diskutiert wurden, untermauern die Erfahrungen der hier vorgestellten Frauen die Bedeutung einer spiegelnden, affektiv-leiblichen Resonanz, um eine im eigenen Körper verankerte Subjektivierung finden zu können.[215]

Wie könnte ein Bezugsrahmen aussehen, der den (heterosexuellen) Blick, dessen Position frau selbst einnimmt, verändert? Wie kann der Blick ein ‚freier' Blick werden, der die hegemonial gewordenen Perspektiven auf den Körper und die weibliche Körperlichkeit überwindet? Die Suche nach einer Subjektposition außerhalb der Ideologie sexueller Differenz führt daher zu der Frage, ob „verinnerlichte Ansichten stets an Verkörperungen scheitern"[216], und stellt hegemonial gewordene Perspektiven auf ‚männlich' bzw. ‚weiblich' in Frage. Abschließend wird mit der nächsten Sequenz prototypisch gezeigt, dass sich das Begehren nach Selbstbestimmung und eine damit in Verbindung stehende potentielle emanzipatorische Kraft dann entfalten kann, wenn den eigenen bislang abgewehrten Gefühlen, Überzeugungen und Ängsten Raum gegeben wird.

VII.14. Ent-Puppung

Stundenausschnitt 10: Frau L., 40 Jahre, Architektin, verheiratet, keine Kinder

L.: Ich bin sicher, dass meine sehnsüchtigen Gefühle und Nähe Wünsche nicht sauber sind. Was ist an mir komisch? Bestimmt kann ich eine gute Nähe zu Ihnen nicht haben. Ich fühle mich wie festgefressen in einem Knäuel von Wünschen sowie mahnenden Stimmen vor der Situation, in die ich mich mit Ihnen rein begeben habe.

Die Analytikerin beschreibt ihr Erleben folgendermaßen*: „Wiederholt verheddern sich unsere Hände bei der Begrüßung. Oft spüre ich mal gierige, sehnsüchtige, mal abwertende Blicke auf meinem Körper."* Sie deutet die vorgebrachten Sehnsüchte von Frau L. schließlich als *„auch ganz körperliche"*.

L.: Das stimmt. Aber dafür bin ich doch viel zu groß, ich kann mir das doch unmöglich von einer erwachsenen Frau wünschen!
Die Analytikerin berichtet weiter, dass sich Frau L. mit diesen „hautnahen" Wünschen „maßlos, lästig und zwielichtig" fühle.
L.: Ich werde ganz steif, wenn ich an Umarmungen zwischen Frauen denke […].

215 Vgl. Kap. V.4. bis V.6. sowie Ettl, der dazu schreibt, dass der kindliche Körper eine adäquate emotionale Resonanz braucht, eine Liebe, die das Kind zum „Körper-machen" benötigt, d.h. um aus einem anatomischen Körper im Zuge der Subjektwerdung einen individuellen, eigenen Körper zu gestalten (vgl. Ettl, 2008, S. 37).

216 Textzeile stammt aus dem Song „Soldat oder Veteran" von Gustav aus dem Album „Verlass die Stadt", 2008.

A.: Sie wünschen sich, sich ganz unvoreingenommen in meine mütterlichen Arme begeben zu wollen und sind unsicher, ob mir das angenehm sei.

[Frau L. weint still, sagt schließlich:]

L.: Das ist, als wenn etwas aufweicht. […] Dann bin ich mir selbst näher, je mehr ich Zugang zu meinem Inneren habe, umso weniger muss ich mich übergeben. Ja, das Gute ist, wenn ich mich so fühle, geht es mit dem Essen besser. Ich kann mich mehr lassen, die Spannungen besser aushalten, spüren, ob ich müde bin und mich dann aufs Sofa legen. Ich fühle mich zunehmend normaler.

Indem Frau L. sich ihren Wünschen und Phantasien nach körperlicher Nähe ungehemmter überlassen und diese ziemlich direkt zum Ausdruck bringen kann und sich darin von der Analytikerin angenommen fühlt, „*weicht etwas auf*" und befreit sie. Ein Prozess der Selbstzuwendung und Selbstexploration wird in Gang gesetzt, der die eigenen körperlichen Empfindungen sowohl auf der somatischen wie auch auf der psychischen Ebene in den Fokus rückt und nun den inneren wie äußeren Dialog gestaltet. Damit geht ein veränderter Umgang mit sich selbst einher, der Auswirkungen auf die Fähigkeit der Selbstregulation hat. Frau L. verbindet diese neuen Erfahrungen damit, sich „*umso weniger übergeben"* zu müssen. In der paradoxen Doppeldeutigkeit des Wortes „übergeben" tritt der konstitutive Zusammenhang von Passivität und Aktivität im Kontext der Subjektivierung erneut in den Fokus. Frau L.s Erfahrungen unterstreichen die Notwendigkeit eines unterstützenden Dialogs mit dem Anderen – hier der Analytikerin –, um eine Verbindung zwischen ihren Wünschen und den ehemals misslungenen Interaktionen erarbeiten zu können. Die Körperpraktiken, verstanden als metaphorische Verdichtungen zwischen Körper und Sprache, öffnen einen Zugang zu verdrängten, leiblich in Szene gesetzten Bedürfnissen und Konflikten und zu einer Transformation in eine körpersensible und affektive Befindlichkeiten einschließende Sprache. ‚Normal' wird demzufolge – wie bei Frau L. – in einen Bezug zu Bewältigungsstrategien gesetzt, die ein Ausgeliefertsein in der bisherigen Form verhindern. Bahnbrechende Veränderungen im Selbsterleben sind ohne den Körper nicht möglich und zeigen, dass selbstregulierende Kompetenzen ohne einen Selbstbezug zum eigenen Körper nicht selbstbestimmt entwickelt und als spürbare Artikulationen leibhaftigen Eigen-Sinns erlebt werden können.

Indem Frau L. sich zunehmend mit ihren inneren Spannungszuständen und Sehnsüchten auseinandersetzt, verschiebt sich ihre Perspektive von der Not einer nach außen hin motivierten perfekten Gestaltung hin zu ihrer inneren Wahrnehmung. Dies führt zu einer kritischen Infragestellung der bisherigen Umgangsweisen mit sich selbst und der ihr zugedachten Weiblichkeitsbilder.

L.: Wenn ich die Bilder, wie ich sein soll, loslassen kann, fühle ich mich frei. Ich will mich nicht mehr passend machen, sondern selbst bestimmen, wie ich meinen Körper zeigen und gestalten möchte. Ich möchte meinem Innenleben eine Stimme geben und mich anziehen, wie ich will.

Ihr Prozess der „Ent-Puppung" geht wie bei Frau C. mit einer selbstreflexiven Position dem eigenen Körper gegenüber und der Frage einher: „Wie will ich sein, welche Kleider passen zu mir?" Frau C. hat diese Frage zwar wesentlich grundsätzlicher gestellt, doch auch Frau L. ist hautnah damit beschäftigt, wie sie ihre Weiblichkeit zum Ausdruck bringen kann und will. Auch sie versucht, sich mit eigenen Augen zu betrachten und ein eigenes Bild von sich selbst zu machen, das nicht länger außengesteuert ist. Es reicht ihr nicht mehr, ihre zwanghaft anmutenden, fremdbestimmten Körperpraktiken überwunden zu haben und sich mehr mit sich selbst im Einklang zu fühlen. Sie möchte ihrem neu gewonnenen Selbst-Gefühl Ausdruck verleihen und *„ihrem Innern eine Stimme geben"*. Ihre individuellen emanzipatorischen Bewegungen realisieren sich auf der einen Seite durch einen anderen Umgang mit ihrem Körper und der Suche nach einem selbstbestimmteren Kleidungsstil; andererseits untermauert dieses veränderte Körper-Selbst-Verhältnis eine kritische Reflexion der gesellschaftlich etablierten Schönheitsideale: *„Ich will […] selbst bestimmen, wie ich meinen Körper zeigen und gestalten möchte."* Neben den Auswirkungen auf Frau L.s Selbstbild und ihre Wehrhaftigkeit wird ein anderer Zugang zu ihrem Körper spürbar, der sich lustvoller und selbstbewusster anfühlt (vgl. Krüger-Kirn, 2013, S. 402ff.).

Grundsätzlich ist Frau L.s Körpergestaltung in die Problematik zwischen Selbstermächtigung und Selbstdisziplinierung eingespannt, die oft nur einen schmalen Grat beschreibt. Doch ohne eine selbstreflexive Haltung den eigenen Erfahrungen gegenüber, in der nicht nur eine Differenzierung zwischen dort und damals und hier und heute Thema ist, sondern eine selbstkritische Bezugnahme auf den gesellschaftlichem Zeitgeist, ist eine eigensinnige Positionierung nicht möglich. Diese wechselseitige Bedingtheit zeigt, dass eine selbstbestimmte Verortung zwischen Selbstermächtigung und Selbstdisziplinierung nur als dialektische Spannung zwischen Körper und Gesellschaft möglich ist. Dabei tritt in dem Maße, in dem Sprache als verfügbare Sprache Kultur repräsentiert, eine Nichtsymbolisierung und Entwertung des Weiblichen hervor. Eine feministische Kritik perspektiviert daher die Fremdzuschreibungen und Nichtrepräsentanzen, wonach das Weibliche durch gesellschaftlich (männlich) konnotierte Identifizierungen funktionalisiert und symbolisch unsichtbar gemacht wird. Insofern bleibt der Slogan „Das Private ist politisch und das Politische ist privat" bis heute für die weibliche Körperlichkeit relevant.

VII.15. Zusammenfassung und Reflexion der Ergebnisse: „In meinem Kopf hat es gerade noch Sinn gemacht“[217]

In diesem Kapitel werden die unter VII.1. bis VII.14. herausgearbeiteten Ergebnisse zusammengefasst und abschließend reflektiert. Ausgangsfragestellung war, in welchem Spannungsverhältnis die untersuchten Körperpraktiken zwischen persönlichen Körpererfahrungen und körperlichen Idealvorstellungen bzw. kollektiv gesellschaftlichen Weiblichkeitsvorstellungen stehen. Dazu zeigt die Auswertung des Fallmaterials, dass der Wirkungs- und Geltungsbereich der gewählten Körperpraktiken, die v.a. auf das äußere Erscheinungsbild orientiert sind, mit bewussten und unbewussten Motiven in Verbindung steht. In der augenfälligen Symptomatik imponierte, dass für die Frauen besonders jene Körperpraktiken sinnstiftende Bedeutung gewannen, die eine Anerkennung ihrer Subjekthaftigkeit gewährleisten konnten. Diese Körperpraktiken gingen buchstäblich unter die Haut und berührten die weibliche Körperlichkeit/Identität in ganz besonderem Maße.

Dabei spielte das Aussehen nicht nur für die Selbstwahrnehmung und Selbstinszenierung eine Rolle; sondern ging mit vielfältigen Vorstellungen von Weiblichkeit einher. Inhaltlich waren die Körpergestaltungen an aktuellen Weiblichkeits- und Schönheitsvorstellungen orientiert. Insofern stimmten die Körperideale mit Schönheitsidealen überein und zeichneten sich durch gemeinsame kulturelle Codes vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Schönheits- und Geschlechterkonstruktionen aus.

Das empirische Material stellt die gewählten Körperpraktiken in den Kontext einer vielschichtigen Auseinandersetzung mit dem Körper und spannt über die subjektiven Körper-Selbst-Entwürfe einen Bogen von imperativen Schönheitsidealen zu einem verkörperten Unbewussten. Biographische Erfahrungen und die dort entwickelten körperlichen und psychischen Strukturen stellen die emotionale Grundmatrix für die Körperpraktiken dar und zwar sowohl in Bezug auf die bewusste weibliche Subjektivierung und das geschlechtliche Körpererleben als auch auf die damit einhergehenden Verdrängungen und Verwerfungen. Diese symbolisieren nicht nur das subjektive Unbewusste, sondern auch eine gesellschaftliche und historisch soziokulturelle Dimension. Diese Lesart der Symbolisierungen gewinnt für das Verständnis der untersuchten Körper- und Schönheitspraktiken besondere Relevanz: Der Fokus der Frage, welche libidinösen (Trieb-)Wünsche über die gewählten Körperpraktiken abgewehrt und nicht sichtbar werden dürfen, wird damit über einen individualpsychologischen Kontext hinaus auf den kollektiven Kontext erweitert, und der Individualperspektive auf die

217 Spruch auf einer Postkarte, AutorIn unbekannt.

Reglementierung von Affekt- und Triebdynamiken wird ein historisch gesellschaftlicher Zusammenhang hinzugefügt. Damit verschiebt sich die Frage, was dieses Ausgegrenzte, Gefährliche, zu Verdrängende sein könnte, dessen Wiederkehr sich in den Körperpraktiken kundtut, auf das gesellschaftliche Unbewusste und rückt den in den geschlechtlichen Idealvorstellungen repräsentierten hegemonialen Körper- und Geschlechterdiskurs in den Fokus. Geht man von der körpersoziologischen und geschlechtertheoretischen Überzeugung der Konstruiertheit der Wirklichkeit (Berger & Luckmann, 1980) aus, zeigt sich für die Wahrnehmung des Körpers und seiner Geschlechtlichkeit, dass der Körper – auch der biologische – nur über die Symbolisierungen des historisch gesellschaftlich zugängigen Wissens angeeignet und bedeutet werden kann. Demnach korrespondiert die subjektive Körperlichkeit mit den gesellschaftlichen Vorstellungen und Vorgaben, unter denen der Körper und der Leib beschrieben und diskursiv verhandelt wird. Die vordergründig im Kontrast dazu stehende herausgearbeitete verdrängte und/oder intuitive Sehnsucht nach selbstbestimmter Verkörperung und (Wieder-)Aneignung des in der biographischen Sozialisation verloren geglaubten Körpers unterstreicht die in den theoretischen Überlegungen herausgearbeitete Bedeutung der unbewusste Ebenen.

Grundsätzlich beeindruckte die Nachhaltigkeit frühester biographischer Körpererfahrungen und führte die Tiefendimensionen der komplexen Verschränkungen von Körper und Selbst vor Augen. Auf der emotionalen Ebene konnten die verschiedenen Umgangsweisen mit folgenden psychischen Themenfeldern assoziiert werden: Einer selbstunsicheren bis selbstabwertenden Haltung dem eigenen Körper gegenüber sowie einer ausgeprägten, perfektionistischen Anpassungsbereitschaft, die sich – verbunden mit hohen Kontrollansprüchen an sich selbst – in besonderer Weise auf den Körper und emotionale Ausdrucksformen, einschließlich der Sexualität, bezog. Spontane Körperreaktionen waren mit Scham- und Schuldgefühlen verbunden; sie sollten möglichst unterdrückt und durch kontrollierende Körperpraktiken ersetzt werden. Auf der Bühne der inneren Wahrnehmung betraf dies besonders jene Formen der lebendigen Gefühlsäußerungen, die Gefahr liefen, das bisherige Identitätskonzept infrage zu stellen und die aufgebaute Kontrolle zu destabilisieren, wie aggressive Impulse, lustvolles und erotisches Begehren, Sexualität sowie körperliche Ereignisse, wie z.B. die Menstruation.

Die Körperpraktiken wiesen eine enge Verbindung mit der Angst vor Scham und Beschämung auf. Insbesondere aggressive und lustvolle Gefühle wurden von den Frauen als unheimlich erlebt. Scham bezog sich dementsprechend nicht nur auf sexuell erotische Körpergefühle und in diesem Zusammenhang auf Nacktheit, sondern weitete sich auf eine – gesellschaftliche

Reglementierungen aufnehmende – Körperkontrolle aus, die verschiedenste Formen psychophysiologischer Ausdrucksweisen kontrollierte. Zudem waren die zu kontrollierenden Körperreaktionen implizit auf spezifisch weibliche Körperaspekte wie den Bauch und die Menstruation bezogen.[218] Eine historische Betrachtung der impliziten Verknüpfungen von Unkontrolliertheit, Weiblichkeit und Unreinheit verdeutlichte eine geschlechtsspezifische Aufladung und spannte einen Bogen von gesellschaftlichen Weiblichkeitsbildern über den aktuellen Körper als Ort der Zuweisungen zu den subjektiven Verdrängungen und Unterdrückungen der eigenen Körpererfahrungen. Eine fehlende Differenzierung der Körpererfahrungen und eine mangelnde Verarbeitung von einer konkreten Symbolisierung hin zu einer metaphorischen konnten als symptomatisch für den Rückgriff auf Körperpraktiken herausgearbeitet werden. Die Praktiken gingen im Erleben mit diffusen Spannungszuständen sowie einem Gefühl von ‚Nicht-Wissen' einher. In besonderem Maße wurde deutlich, dass die vorgestellten Frauen dann auf Körperpraktiken zurückgriffen, wenn ihnen eine Differenzierung zwischen außen- und innenmotiviertem Handeln, d.h. Fremd- und Selbstkontrolle, nicht möglich war. Die Auswirkungen einer mangelnden Differenzierung zwischen Körper und Psyche sowie zwischen Selbst und Anderem sind tiefgreifend und beziehen sich auf das gesamte Selbstkonzept. Sie gehen ebenso mit diffusen Vorstellungen über den Körper einher wie mit einer mangelnden Fähigkeit, zwischen somatischen Befindlichkeiten (Hunger, Angst, Müdigkeit) und emotional bedingter Unruhe, Beklemmungen und Zwängen zu unterscheiden (vgl. Kap. VII.8.).

Somatische und psychische Prozesse wurden auf spezifische Weise parallelisiert und symbolisch-repräsentativ in der beschriebenen Abwehr mittels Körperpraktiken in Szene gesetzt.[219] Eine Verschiebung von innen nach außen, also eine Inszenierung innerer Erlebniszustände in einer veräußerten Abwehr (Körperpraktiken), trifft auf aktuelle ästhetische Normierungen weiblicher Körper- und Selbstentwürfe. Die Körperpraktiken konnten sowohl als Identifizierungen mit gängigen Schönheits- und Weiblichkeitsvorstellungen als auch als Verkörperungen von Abwehrdynamiken in Form einer Verschiebung psychischer Konflikte auf den Körper und damit als Wiederkehr des Verdrängten verstanden werden. Dieser skizzierte Zusammenhang wirft ein besonderes Licht auf die in gesellschaftlichen Körperbildern vorherrschende Körper- und Emotionsunterdrückung und die damit einhergehende Funktion der Signifikation/Nicht-Signifikation. In Verbindung mit der Erfahrung mangelnder Symbolisierungen

218 Vgl. Kap. V.6. zum Zusammenhang zwischen einer mangelnden Symbolisierung weiblicher Körpererfahrungen und einer unbewussten Verknüpfung des Körpers mit Triebhaftem, Unkontrollierbarem und Aggressivem (vgl. Rohde-Dachser, 1991, S. 90) sowie der Unbenanntheit der weiblichen Körperlichkeit und des weiblichen Genitales (Lerner, 1980).

219 Zur Bedeutung einer mangelnden Symbolisierungsfähigkeit, vgl. Kap. V.2.

untermauert das empirische Material die Notwendigkeit selbstreflexiver, symbolisierender Möglichkeiten, um die entsprechenden körperlichen Erfahrungen aus der Sprachlosigkeit zu befreien und zwischen Anpassung und Selbstbestimmung differenzieren zu lernen. Erst von diesem Moment an kann eine Unterscheidung zwischen subjektiven Befindlichkeiten bzw. Körpererfahrungen und den bisherigen Körpergestaltungen gelingen. Die Macht des erkennenden Wortes erwies sich als der Schlüssel des Selbst-Erkennens und schließt über die Artikulation der eigenen Interessen an soziale Kompetenzen und die Erfahrung sprachlicher Wirkmächtigkeit an.

Neben einer offenkundigen Symptomatik, aufgrund derer die Frauen aus verschiedenen Gründen veranlasst waren, psychotherapeutische Hilfe in Anspruch zu nehmen, litten sie an Sprachlosigkeit und Zuständen innerer Leere, diffusen Ängsten und Depressionen. Sie konnten für ihre quälenden Zustände und Sorgen kaum bzw. nicht die richtigen Worte finden. Nicht nur zu ihren Leiden, auch zu ihren Leidenschaften fanden sie nahezu keinen Zugang und konnten diese nicht befriedigend auf sprachlich-kommunikativer Ebene ausdrücken.[220] Bezeichnend war auch, dass die Frauen ihre Probleme und Symptome als persönliche Unfähigkeit und Versagen gegenüber familiären, beruflichen und gesellschaftlichen Anforderungen bewerteten, mit anderen Worten als Unfähigkeit, den hegemonialen Idealvorstellungen von Weiblichkeit zu entsprechen.

Bei allen Frauen wurde ein Zusammenhang ersichtlich zwischen einer Angepasstheit, die bis in die Kindheit reichte, und einer Funktionalisierung des Körpers, die sich in spezifischen Umgangsweisen mit dem Körper zeigte, welche in der klinisch-medizinischen Sprache als Objektverwendung des weiblichen Körpers beschrieben werden. Hierbei realisieren sich Körpervorstellungen und Haltungen, denen eine besondere Objektverwendung des Körpers zugrunde gelegt wird. Der weibliche Körper wird demzufolge einem Gegenstand gleich eher wie eine Puppe oder Marionette behandelt denn als subjektiv empfindender Leib.[221] Der Körper wird zum zentralen Ort einer Inszenierung, an dem Manipulationen verschiedenster Art vorgenommen werden. Auf diese Weise erscheint auch der Unterschied zwischen „Körper-Haben“ und „Körper-Sein“ aufgehoben, denn die Spuren der biographischen Erfahrungen, die sich im „Körper-Sein“ bzw. „Leib-Sein“ zeigen, sollen möglichst ausgelöscht und einer totalen Kontrolle unterzogen werden.

220 Zur Doppeldeutigkeit des Begriffs „ausdrücken“ (vgl. Irigaray, 1974, 1979; Krüger-Kirn, 2014): Er bezieht sich einerseits auf den Sprach- und Sprechkontext sowie andererseits auf das Potential, mit Worten Druck auszuüben.

221 Vgl. Kap. IV. 2. zu phänomenologischen Körperdiskursen und der Unterscheidung zwischen „Körper-Haben“ und „Leib-Sein“.

Es liegt in der Paradoxie der beschriebenen Doppeldeutigkeit, dass die Körperpraktiken vordergründig als autonomes Handeln erlebt wurden. Indem die Frauen unterschiedliche Inszenierungen ihres Selbst und ihres Aussehens vornahmen und dabei versuchten, sich ihres Körpers zu bemächtigen, erlebten und zeigten sie sich selbstwirksam. Dabei konnten sie eine Form von Autonomie realisieren, die dem gesellschaftlichen Autonomieimperativ entspricht. Auf diese Weise wurde eine Entwicklung begünstigt, die sich an den Anforderungen und der Anerkennung von außen orientierte. Besonders die gefühlten körperlichen und seelischen Leerstellen boten sich für Identifikationen mit diskursiven und medialen Präsentationen von Weiblichkeit sowie Körper- und Schönheitspraktiken an und reproduzierten demgemäß ihrerseits hegemoniale Schönheits- und Weiblichkeitsvorstellungen. Damit gewann die Suche nach Vorbildern und Orientierungshilfen, um Bestätigung und Anerkennung für eigene Erfahrungen und körperliche Erlebnisweisen zu finden, einen besonderen Stellenwert: Ästhetische Idealvorstellungen und imperative Schönheitsideale übernahmen sinngebenden Halt und konnten in der Funktion von Fremdzuschreibungen die Führung übernehmen. Innerhalb der damit einhergehenden Mechanismen machten sich die Frauen ästhetische, von Geschlechterinsignien infiltrierte Ideale zunutze, um sich entsprechend weiblich zu gestalten und zu fühlen. Damit waren unbewusste Identifikationen und Desidentifikationen, Zuweisungen und Einschränkungen verbunden, die die Grenze hinsichtlich der Bedeutung einer kollektiv ‚gemachten Körperlichkeit' und den Möglichkeiten subjektiver Körpergestaltung als schmalen Grat zwischen Selbstbestimmung und Anpassung markierten (vgl. Villa, 2008, S. 260).

Die Körperpraktiken konnten als der Ort ausgemacht werden, an dem Fremdes – auch im Sinne von gesellschaftlichen Körperidealen – und Eigenes bewusst und unbewusst in der subjektiven Körpergestaltung konflikthaft aufeinanderprallen und eine ‚Lösung' finden. Wie sehr der weibliche Körper in ein komplexes individuelles und soziokulturelles Bedeutungsverhältnis eingespannt ist, in dem soziokulturell vorherrschende Weiblichkeitsbilder das tiefste Innere der weiblichen Körperlichkeit und Identität berühren, wurde bei den untersuchten Frauen auf vielfältige Weise deutlich. Durch die Verschränkung mit kollektiven Darstellungsformen von Weiblichkeit markieren Körperpraktiken eine metaphorische Schnittstelle, an der sich die Komplexität subjektiver Erfahrungen zwischen Individualität (Selbstermächtigung) und Normierung (Selbstdisziplinierung) materialisiert. Sie können daher in einem Bereich zwischen Innen und Außen, zwischen Kontrolle vs. Unkontrolliertheit, zwischen Fremdansprüchen und eigenen Bedürfnissen angesiedelt werden.

Deutlich konnte in der vorgelegten Analyse des Fallmaterials gezeigt werden, dass in die gewählten Körperpraktiken Strukturen eingewoben sind, die neben einer Übereinstimmung mit hegemonialen Schönheitsimperativen ein Begehren verkörpern, das den Verlust der weiblichen Körperlichkeit signifiziert. Auf der Folie von Freuds Konzept des Wiederholungszwangs sind die Verluste im Untergrund weiterhin wirksam und haben eine ungeheure Sprengkraft inne.[222] Daher wurden die Praktiken auch als eine Form von Widerständigkeit verstanden, um sich gegen eine Anpassung an bzw. Unterwerfung unter hegemoniale Weiblichkeitsvorstellungen zu verwehren. Obwohl die vorgestellten Frauen die Verschränkung mit sozialen und gesellschaftlichen Strukturen selbst nicht wahrnahmen, konnte eine Zusammenschau der einzelnen Sequenzen Verarbeitungsmuster aufzeigen, die jenseits des subjektiven Beziehungskontextes auf gesellschaftliche und sozio-kulturelle Anforderungen an die weibliche Identitätsentwicklung und weibliche Körperaneignung verwiesen. Der hermeneutische Zugang legte nicht nur das Leiden der Frauen offen, sondern auch dessen soziale Sinnhaftigkeit; er machte die subtile Fortschreibung traditioneller Weiblichkeitsbilder, eingekleidet in moderne, dem kulturellen Wandel angepasste Formen deutlich. In den untersuchten Körperpraktiken deckte die Abwehrdynamik kollektive Muster auf, deren normative Übernahme zwar Sicherheit und Anerkennung bot, in denen sich aber bei genauer Analyse Sinnstrukturen abzeichneten, die entlang geschlechtsspezifischer Eigenschaftszuordnungen Weiblichkeitsvorstellungen tradierten und sich als Fortsetzung einer gesellschaftlich tradierten Unterdrückung und Ausblendung weiblicher Körpererfahrungen erwiesen. Damit geht einher, weibliche Körperlichkeit in besonderer Weise zu funktionalisieren und das weibliche Begehren entlang geschlechtsspezifisch bivalenter Strukturen zu strukturieren. Gerade mit Blick auf die Körperpraktiken wurde deutlich, dass hegemoniale Körper- und Schönheitsdiskurse darauf abzielen, Formen von Weiblichkeit zu produzieren, welche letztendlich in Anpassung münden.

Im biographischen Rückblick wurde in allen untersuchten Fällen als zentrales Merkmal beschrieben, dass die zur Integration des eigenen Körperbildes notwendige Unterstützung mit der Mutter bzw. dem Mutterkörper nicht möglich war. Über die komplexen Faktoren, die dem beschriebenen mütterlichen *mismatching* zugrunde liegen können, wurde in dieser Arbeit ausgehend von dem Konfliktschauplatz Mutter-Tochter insbesondere ein geschlechtsspezifischer Zusammenhang herausgearbeitet und in einen Bezug zu dominanten patriarchal geprägten Denk- und Symbolstrukturen gestellt. Die geschlechtliche Codierung des intersubjektiven Bedürfnisses nach anerkennender Resonanz begründet entsprechende Reglementierungen und hinterlässt bis heute tiefgreifende Spuren im weiblichen Körper.

222 Vgl. hierzu FN 81 sowie FN 97.

Dieser Zusammenhang bietet einen Erklärungszugang zu den verkörperten Weiblichkeitsentwürfen, die an traditionellen Vorstellungen orientiert sind und sich quer zu emanzipatorischen Ansprüchen realisieren. Auf der Folie moderner Weiblichkeitsbilder bestätigt diese Diskontinuität die psychoanalytische Überzeugung, dass bestimmte Verkörperungen von Weiblichkeit unbewusst generationenübergreifend tradiert werden und bis in die Gegenwart wirksam sind. Sie begründen wirkmächtige Handlungsoptionen, die mit psychischen Verarbeitungsstrukturen einhergehen, und die Körperpraktiken als eine Verschränkung von Psychischem und Sozialem reflektieren, widerspiegeln und gleichzeitig hervorbringen.

Als zentrales Ergebnis ist festzuhalten, dass in den Praktiken, die sich auf Essen und Aussehen beziehen, Themen verhandelt werden, die das Selbst- und Körperbild insgesamt betreffen und daher auch im Hinblick auf die Frage von Weiblichkeit, Geschlechtsidentität und Geschlechternormen eine bedeutsame Rolle spielen. Obwohl in diesem Sinne der Körper der Ort ist, an dem das Innen und das Außen der Weiblichkeitsentwürfe auf sehr stabile und unbewusste Weise verschweißt ist, zeigte sich bei vertiefter Betrachtung ein erheblicher Leidensdruck, der mit einer Abwehr subjektiver Befindlichkeiten und Bedürfnisse einherging und einer sozialen Anerkennung und Normerfüllung verpflichtet war. Hier markierten gerade die Diskrepanzen zwischen den leiblich-affektiven Körpererfahrungen und den hegemonialen Codierungen den Ausgangspunkt für vielfältige Abwehrstrategien und erwiesen sich für den Rückgriff auf die untersuchten Körperpraktiken als besonders gravierend. Dieser ‚pseudokooperative Teil' hat weitreichende Konsequenzen für den weiblichen Lebensentwurf[223] und erinnert in erschreckender Weise an die von Helene Deutsch (1934) erstmals beschriebene „Als Ob"-Persönlichkeit.[224] Eine Verknüpfung mit weiteren Konzepten wie das von Winnicott beschriebene „falsche Selbst", das als Abwehr zum Schutz für das „wahre Selbst" konzeptualisiert wird (Winnicott, 1983), sowie das Konzept des melancholischen Geschlechts von Butler (vgl. Kap. IV.1.3.) ist naheliegend. Obwohl Winnicott selbst dieses Konzept nicht explizit auf den Körper bezogen hat, zeigen sich doch Parallelen zwischen der beschriebenen Körperaneignung und der Anpassung des Kindes an die Mutter bzw. gesellschaftliche Weiblichkeits- und Körpervorstellungen; das Konzept des falschen Selbst beleuchtet eine Passung, in der das eigene Körper- und Gefühlsleben aufgrund mangelnder Zuwendung, Spiegelung

223 Dieser Zusammenhang wird im nächsten Kapitel in Bezug auf Mutterschaft wieder aufgenommen.

224 Vgl. Deutsch, 1934, S. 323ff. In dieser Struktur geht es nicht um eine zugrunde liegende Verdrängungsleistung mit einem einhergehenden Affektmangel, sondern um einen tatsächlichen Verlust der affektiven Objektbesetzungen, die zu einem Anpassungsvermögen führen, welches Helene Deutsch als „Als Ob"-Persönlichkeit beschrieben hat. Es findet eine besondere Identifizierung mit anderen Personen statt. Verleugnung und Identifizierung stehen nebeneinander. Das eigene Gefühlsleben konnte aufgrund mangelnder Zuwendung, Spiegelung und Enttäuschung nicht als eigen besetzt werden, es erscheint inhaltsleer.

und Enttäuschung nicht als eigen besetzt werden konnte und als inhaltsleer erscheint. Demzufolge kann das Sprechen über sich selbst nur ein ‚leeres Sprechen' sein (vgl. Lacan, zit. in Kap. II.2.4.), in dem bestimmte zum eigenen Körper gehörende Erfahrungen nicht vorkommen und auf der subjektiven Ebene von den Frauen als Gefühl der Leere und des Nichtwissens erlebt und beschrieben werden.

Eine Vertiefung dieser Hypothese mit geschlechterkritischen Ergänzungen bietet die Re-Formulierung des Fetischkonzepts von Freud, wie sie von de Lauretis (1999) vorgelegt wurde. Mit de Lauretis kann auf eine Neuinterpretation des Fetischs Bezug genommen werden, die diesen nicht als Phallus signifiziert, sondern als Hinweis auf eine narzisstische Wunde, die die Verkennung des weiblichen Körpers als Seins-Verfehlung markiert. Überträgt man diese Perspektive auf den Fetisch, der als signifikantes Begehren ein Fehlen und ein Vorhandensein kennzeichnet, auf den weiblichen Körper, ist der Fetisch nicht außerhalb des eigenen Körpers zu verorten, sondern Teil des eigenen weiblichen Körpers.[225] Insofern der Fetisch zugleich den Wunsch und die Abwesenheit signifiziert, richtet sich das Begehren auf den weiblichen Körper und kann als Begehren nach dem weiblichen Körper übersetzt werden. Verknüpft man diese Lesart der Fetischobjekte auf die untersuchten Körperpraktiken, so können diese unter Hinzunahme des herausgearbeiteten Wissens um die intersubjektive Bedeutung der Körperaneignung zugleich eine durch die Abwehr unkenntlich gemachte Sehnsucht nach der Mutter, letztendlich nach dem fehlenden/ersehnten Mutterblick entziffern. Paradoxerweise führt gerade die Verunmöglichung einer Identifizierung mit dem mütterlichen Körper zu einer Ersatzbildung bzw. Ersatzhandlung (Fetischisierung) und nicht zu einer Identifizierung. Hier wird erneut deutlich, dass sich Begehren nicht ohne eine gemachte Erfahrung in der Phantasie verkörpern kann (vgl. Laplanche in Kap. II.3.2.). Der Prozess der unterbrochenen Verkörperung wird mit den Körperpraktiken wiederholt.

Da der weibliche Körper in dieser Lesart einen Mangel signifiziert, geht die imaginäre Identifizierung immer mit dem Bestreben der Überdeckung des Mangels einher und verweist im Umkehrschluss darauf, dass der eigene Körper nicht bzw. noch nicht ausreichend entdeckt und signifiziert ist.[226] Aufgrund der fehlenden symbolischen Reifizierung des weiblichen Körpers bleibt diese Leerstelle bestehen und muss mit Fetischen kompensiert werden. Damit weist die Fetischisierung, hier markiert durch die Körperpraktiken, auf Leerstellen in der

225 Mit dem psychoanalytischen Konzept der Verschiebung können die Körperpraktiken als Fetisch untersucht werden.

226 Vgl. Kap. III. zu der Kritik an der bisherigen Konzeptualisierung des weiblichen Körpers, der weiblichen Sexualität und des weiblichen Begehrens sowie z.B. Irigaray (1974, 1979).

symbolischen Ordnung hin. Geht man de Lauretis folgend davon aus, dass in der hegemonialen symbolischen Ordnung die Natur des weiblichen Körpers abgewehrt wird, die Worte von Lacan: „*La femme n'existe pas"*, also zutreffen, dann steht zur Debatte, dass die symbolische Ordnung in einer Verdrängung des weiblichen Körpers gründet. Genau diesen Mangel bzw. diese Leerstellen des weiblichen Körpers in der symbolischen Ordnung markieren die Körperpraktiken.

In Verbindung mit de Lauretis' Fetischkonzept legt die vorgelegte hermeneutische Analyse der Körperpraktiken jene in den Symptomen verborgenen und unaussprechlichen Begehrensweisen offen, die über die fehlende Anerkennung der weiblichen Körperlichkeit den Verlust des mütterlichen Blicks signifizieren. Insbesondere im Kontext der Interaktion zwischen Mutter und Tochter bzw. den Frauen (und ihren Analytikerinnen) wurde ein sinnlich-libidinöses Begehren nach Erkennen und Anerkennung der weiblichen Körperlichkeit spürbar. Dabei geht es – um mit Freud zu sprechen – um das Sexuelle, in dessen Fokus ein libidinöses Entdecken und Besetzen des weiblichen Körpers steht. Mit Blick auf das Verhältnis zwischen Körpermetaphorik und Sprache wurde gezeigt, dass die hegemonialen Konzeptionen der Sprache dort Grenzen setzen, wo die weibliche Körpermetaphorik mit Begrifflichkeiten symbolisiert wird, die patriarchalen Denk- und Symbolisierungsstrukturen entstammen. Dem steht auf eindrückliche Weise die Erkenntnis gegenüber, dass die hier zu Wort gekommenen Frauen mit ihrem gefühlten (intuitiven) Wissen um den Verlust zugleich eine Sehnsucht nach einem Erkanntwerden von bisher unerhörten Körperaspekten zur Darstellung bringen. Um die damit verbundenen Potentiale und darin verborgenen emanzipatorischen Anliegen zu realisieren, muss die Frage, wie der weibliche Körper in die symbolische Ordnung aufgenommen werden kann, an kulturkritische und politische Überlegungen angeschlossen werden.

Aus weiblich feministischer Sicht drängt sich besonders dort ein Unbehagen und Kritik auf, wo es um die Abwehr der weiblichen Körperlichkeit und darüber die Verwerfung des Weiblichen geht. Daher ist es bis in die Gegenwart angezeigt, von einem Unbehagen in und an der Kultur (Freud, 1930a) zu sprechen und den Antagonismus der Entwicklungs- und Verarbeitungsprozesse zu betonen, die sich durch potentielle Möglichkeiten wie Beschränkungen auszeichnen. Dieser geht immer auch mit der Gefahr der Anpassung einher und kann sich als Unterdrückung entpuppen.[227] Die aufgezeigte Tragweite der gewählten Körperpraktiken unterstreicht – besonders unter geschlechterkritischen Gesichtspunkten – eine kritische Bezugnahme und muss dort kritisch hinterfragt werden, wo über eine Analyse der gesellschaftlichen

227 Vgl. Poluda-Korte, 1998.

Kontexte eine subtile Fortschreibung der traditionellen Weiblichkeitsbilder, eingekleidet in moderne, dem kulturellen Wandel angepasste Formen aufgezeigt wurde.[228] Diese lediglich auf der Ebene biographischer Selbstverhältnisse und entsprechend als „[…] Ausdruck problematischer geschlechtlicher Identifizierung“ (McRobbie, 2010, S. 151) zu lesen, wird den Frauen nicht gerecht; eine solche Lesart trägt dazu bei, die in den Körperpraktiken repräsentierte Macht der sozialen Normen zu verschleiern und nicht über den subjektiven Schauplatz der Konflikte hinauszugehen. Dieser Blickwinkel wird zwar gegenwärtig zunehmend auch von psychoanalytischen AutorInnen eingenommen (vgl. Mitscherlich-Nielsen et al., 2008; Haubl, 2008), wenn sie in den „neuen Leiden der Seele“ (Kristeva, 2007) nach einer soziokulturellen Bedingtheit individuellen Leidens und dessen Transformation in Krankheitsdiagnosen fragen. Doch obwohl Haubl betont, es gehöre zu den Aufgaben der Psychoanalyse, „die psychosozialen Folgen normativer sozialer Ordnungen […] bewusst zu machen, damit blinde Anpassung nicht selbstverständlich wird“ (Haubl, 2008, S. 30), zeichnet die Sichtung der Literatur bis heute ein widersprüchliches Bild. Folglich stehen auch die Begriffe von Normalität und Krankheit zur Disposition, die aus soziologischer Sicht die Frage aufwerfen, inwieweit soziale Probleme in Begriffen von Krankheit und Symptom definiert und behandelt werden sollen (vgl. Villa, 2008).

VII.16 Fazit und Anschluss

Nimmt man nun vor dem Hintergrund der empirischen Ergebnisse erneut Bezug auf zu der Frage, was Frauen über ihren Körper und ihre Symptome abwehren, rückt der Fokus über den subjektiven Erfahrungsraum hinaus auf den soziokulturellen und gesellschaftlichen Bedeutungskontext der sogenannten weiblichen Pathologien. In einer kulturellen Lesart können die gewählten Körperpraktiken als symbolische Funktion gelesen werden und als solche aufzeigen, dass die in die Weiblichkeitsentwürfe eingehenden bewussten und unbewussten Bedeutungszuweisungen normative Funktionen repräsentieren und einen Zusammenhang herstellen zwischen einer Freiheit der Postmoderne, die der Frau normativ zugestanden wird, und sogenannten postmodernen Störungen.

In dieser Perspektive stellen die Körperpraktiken die Kehrseite der Freiheit dar und markieren gleichsam die damit verbundenen normativen Zumutungen. Demzufolge machen sie im Umkehrschluss auf Leerstellen in der Repräsentanz weiblicher Körperlichkeit und weiblicher Identitätsentwürfe in unserer Kultur und Sprache aufmerksam, die stets nach „[…] fundierten

228 Ähnlich wie in Bezug auf die Hysterie werden immer neue Erklärungsmuster herangezogen, um die Symptome zu rationalisieren. Insofern bilden sie eine „ideale Projektionsfläche, um neue Denkmuster und Kulturtechniken zu erproben“ (von Braun, 2009, S. 132).

Sinngebungen verlangen […]“ (Rohde-Dachser, 2007, S. 101). So gesehen markieren die Körperpraktiken eine Weiblichkeit, der ein Verlust zugrunde liegt. Sie zeigen, dass es – um es mit den Worten von Laplanche zu präzisieren – dort, „[wo] keine Worte sind, noch lange nicht [heißt], dass da nichts ist“ (Laplanche, 2008, S. 117). Ein Festhalten an der Überzeugung des Unsagbaren rechtfertigt somit weiterhin ein Ausblenden weiblicher Erfahrungsbereiche und deren Codierung als dunkles und unheimliches Fremdes.

Als moderne Frauenbilder verkörpern die Körperpraktiken feministische Ideen von Freiheit und erweiterten Handlungsräumen (vgl. McRobbie, 2010, S. 17). Auf diese Weise wird auf eine Zugangsweise Bezug genommen und an einen in den feministischen Debatten seit den 1990er Jahren unterbrochenen Dialog mit psychoanalytischen Beiträgen angeknüpft, in der v.a. aus feministischer Sicht die ‚weiblichen Symptome’ nicht als pathologisch, sondern unter dem Aspekt der Widerständigkeit und Wehrhaftigkeit gegen Zuschreibungen und Zurichtungen (vgl. von Braun, 1985) untersucht wurden. Diese wechselseitige Bezugnahme richtet sich auf das Körperkonzept wie auf die Konstituierung von Subjektivität und Identität. „Jedes Symptom ist Anpassung und Widerstand zugleich, die Untrennbarkeit der Prozesse, die Individuen zu gesellschaftlichen Wesen werden lassen, sind nicht zu trennen von denen, in denen die Welt (subjektiv) angeeignet wird.“ (Becker-Schmidt, 1985, S. 99).

Wie bereits erwähnt, zeigen sich dort Parallelen zu Butlers Ausführungen zur „melancholischen Identifizierung“, wo diese eine Theorie normativer Weiblichkeit entwirft, in der die Abwehr des homosexuellen Begehrens über die individuelle Dimension hinausgehend als eine geschlechterpolitische verstanden wird (vgl. Kap. IV.1.3.). An diesen Diskursstrang anknüpfend nimmt McRobbie (2010) Butlers Theorie des melancholischen Geschlechts wieder auf und konzeptualisiert postfeministische Störungen als Praktiken, um die Grenzen der sexuellen Differenz zu markieren. Mit Rekurs auf Butlers Neuverortung der Psychoanalyse als einem notwendigen Werkzeug, um postfeministische Störungen analysieren und verstehen zu können, entfaltet sie ein Verständnis für postfeministische Pathologien, denen zufolge Essstörung, Selbstverletzung, Depression, aber auch die Trauer darum, mit dem Kinderkriegen zu lange gewartet zu haben, feste Bestandteile des Frauseins darstellen. Gleichzeitig geht mit der Entdeckung dieser Leerstellen eine paradoxe Wirkung einher, die laut McRobbie mit der entsprechenden Logik patriarchaler Strukturen korrespondiert: Statt Gegenstand sozialer Analysen zu werden, wird über eine Anerkennung als behandelbarer Pathologie – wie bspw. die Problematik der Essstörungen – deren gesellschaftlicher Zusammenhang verschleiert (vgl. McRobbie, 2010, S. 151).

Fazit: Vor dem Hintergrund der Ausgangsfragen, ob die gewählten Körperpraktiken hegemoniale Weiblichkeitsvorstellungen repräsentieren und welche Bedeutung dabei der körperlichen Verfasstheit als geschlechtlichem Körper zukommt, zeigen die Körperpraktiken in der Tat nicht nur einen individuellen, sondern einen kollektiven Verlust weiblicher Körperlichkeit an, und bringen diesen zugleich als Bruchstücke einer Hoffnung zur Darstellung. Während der Körper und die Grenzen des Körpers über die Körperpraktiken performativ und in gewisser Weise „spielerisch" gestaltet bis ausgeblendet werden können, adressiert der folgende Untersuchungsschwerpunkt zu Mutterschaft den Körper in seiner anatomischen Struktur. So ist davon auszugehen, dass der Erfahrungsraum um Mutterschaft die Geschlechtlichkeit des Körpers und die damit einhergehenden Grenzen noch einmal in anderer Weise thematisiert. Mit Bezug auf die leitende Fragestellung zum Verhältnis von Körper und geschlechtlichen Körperdiskursen für die Verkörperung weiblicher Identitäten verspricht dieser Empirie Schwerpunkt weiterführende Erkenntnisse über das Verhältnis von Körper, Diskurs und geschlechtlicher Subjektivierung.

VIII. Kinderwunsch, Mutterschaft und weiblicher Körper

Mutterschaft, Schwangerschaft, Schwangerschaftsabbruch, Gebären und Stillen stehen als Körpererfahrungen exklusiv mit dem weiblichen Körper in Verbindung und bieten daher für das Forschungsanliegen dieser Arbeit ein interessantes Untersuchungsfeld ; doch gerade diese weiblichen Körpererfahrungen gelten bislang nicht als Referenzpunkt für ein Erforschen der Frage nach dem Verhältnis der Trias Körper, Diskurs und Subjektivierung und werden kaum aus einer weiblichen Subjektperspektive untersucht (vgl. Jarka, 1986, S. 161). Dieser Tatbestand geht im psychoanalytischen und soziologischen Diskurs bis heute mit einer problematischen Untertheoretisierung von Mutterschaft als einem Aspekt weiblicher Subjektivierung einher (vgl. Besch-Kornelius, 1987; Koellreuter, 2000; Stabile, 1994).[229] Auch im Zuge der Neuen Frauenbewegung ab den 1970er Jahren, für die Mutterschaft und der weibliche Körper im Kampf gegen naturalisierende und beschränkende Weiblichkeitsvorstellungen zentral war (vgl. Lenz, 2008, S. 99ff.), hat die Emanzipationsdebatte trotz eindrücklicher politischer Errungenschaften Mutterschaft – wenn überhaupt – nur auf der Ebene politischer Reproduktionsarbeit und der Vereinbarkeitsfrage verhandelt.[230] Obwohl es in der vorgelegten Untersuchung erklärtermaßen nicht um die Muttertätigkeit geht, sondern um Mutterschaft als körperlich-leiblicher Erfahrungsbereich, spielen die Figuren des Mütterlichen und deren gesellschaftliche Repräsentationen für den Kinderwunsch der vorgestellten Frauen eine zentrale Rolle.[231] Auch im Sinne einer feministischen Perspektive ist es notwendig, eine undifferenzierte Gleichsetzung von Mutterschaft und Muttertätigkeit zurückzuweisen und hervorzuheben, dass Mutterschaft den weiblichen Körper in besonderem Maße betrifft. Während der Blick auf Mütterlichkeit den Fokus auf die mütterliche Praxis als versorgende Tätigkeit richtet und die gesellschaftlichen Lebenszusammenhänge und den gesellschaftlichen Stellenwert der Muttertätigkeit in den Vordergrund stellt (vgl. Herwartz-Emden, 2002), geht es bei Mutterschaft um spezifische Erfahrungen mit dem weiblichen Körper, die sich auf Zeugung, Schwangerschaft, Abtreibung, Gebären und Stillen beziehen.

229 „The resistance to theorizing pregnancy, as such, can be understood in terms of the historical trajectory of feminist activism and thought, since an overarching goal was to extricate `woman´ from a purely reproductive status." (Stabile, 1994, S. 86).

230 Sieverdin (2000) stellt in diesem Zusammenhang fest, dass es viele Studien zu Auswirkungen von Müttererwerbstätigkeit auf das Wohlbefinden der Kinder gibt, jedoch nur wenige, welche die Auswirkungen von Mutterschaft auf die psychische und physische Gesundheit der Frauen selbst zum Forschungsschwerpunkt haben.

231 Mit Adrienne Rich kann Mutterschaft als Erfahrung von der Mutterschaft als Institution unterschieden werden (vgl. Rich, 1979).

Mit Blick auf die Verkörperungsdynamik wird nachfolgend untersucht, in welchem Verhältnis die körperliche Verfasstheit, hegemoniale Mutterschaftsvorstellungen und das damit in Verbindung stehende Körper- und Geschlechterwissen in Bezug auf den Kinderwunsch stehen. Anhand der hier vorgestellten Umgangsweisen mit Kinderwunsch und Schwangerschaftserfahrungen wird untersucht, wie diese leiblich-körperlich und psychisch erlebt, verarbeitet und beschrieben wird. Mit Lacan gesprochen kann die Fragestellung folgendermaßen formuliert werden: Wie treffen sich das Reale und das Symbolische im Körper und bestimmen die körperlichen Aneignungs- und Subjektivierungsweisen in Bezug auf Mutterschaft? Eine zentrale und grundsätzliche Frage ist dabei, woher der Kinderwunsch stammt. Welche Kräfte entfalten innere Bilder und Vorstellungen über Mutterschaft und auf welche Weise werden innere Bilder in uns wirksam? Oder zugespitzt formuliert: Gibt es eine weibliche Triebkraft im Sinne einer körperlich-weiblichen Begehrensstruktur nach einem Kind (*Is there a force behind the mind?*)? Mit nachfolgender Untersuchung wird daher einerseits das Ziel verfolgt, entlang ausgewählter weiblicher Körpererfahrungen essentialisierende Diskurse als auch normative Grenzen in Bezug auf Mutterschaft und den weiblichen Körper zu hinterfragen und andererseits zu erforschen, ob sich im Zusammenhang mit Kinderwunsch und Mutterschaft ein bisher nicht sichtbares Begehren artikuliert.

Dazu werden anhand ausgewählter Fallsequenzen verschiedene Erfahrungen in Bezug auf den Kinderwunsch und eine potentielle Schwangerschaft untersucht, wobei das Kapitel in zwei Untersuchungsschwerpunkte gegliedert ist. Im ersten Teil steht der Kinderwunsch im Zentrum: Unter der Überschrift „Kind im Kopf“ werden verschiedene Facetten des Körpererlebens in Bezug auf den Kinderwunsch einschließlich Schwangerschaftsphantasien, die sich auf den Körper beziehen, in den Blick genommen. Der zweite Teil – „Kind im Bauch“ – widmet sich den Erfahrungen und Erlebnisweisen während der Schwangerschaft einschließlich der Zeugung; dabei ist ein Unterkapitel den Erfahrungen mit Abtreibung und den heutigen Reproduktionstechnologien gewidmet. Gebären und Stillen, die ebenfalls in den Erfahrungsbereich von Mutterschaft gehören, überschreiten den Rahmen dieser Arbeit und werden daher nicht beleuchtet.

VIII.1. Kind im Kopf

VIII.1.1. Einleitung und Untersuchungsperspektiven

Die Frage nach dem Kinderwunsch spielt im Leben jeder Frau irgendwann eine Rolle. Bereits während der Beschäftigung mit dieser Frage – und nicht erst, wie vermutet werden könnte, während der Schwangerschaft – gewinnt die subjektive Einstellung zum eigenen Körper an Bedeutung.[232] Gegenüber dem Modus der Körperpraktiken bzw. des Körperhandelns, der in Kapitel VII. im Vordergrund stand – dort wurde untersucht, wie frau sich zu bestimmten soziokulturell und gesellschaftlich vermittelten Weiblichkeitsvorstellungen in Bezug setzt und diese verkörpert –, gewinnt im Zusammenhang mit Kinderwunsch und Schwangerschaft der Körper als Ort des Geschehens eine andere zentrale Bedeutung. Besonders der Modus, sich auf den Körper zu beziehen, ist ein anderer. Während der Erforschung des Kinderwunsches und später, im verkörperten Zustand der Schwangerschaft, nimmt der Körper einen großen Raum ein und bestimmt mehr und mehr das Denken und Fühlen der Frauen. Dieser Modus beschreibt einen selbstreflexiven Bezug auf den Körper und geht mit einer prinzipiellen Suche nach einem fühlbaren Körperwissen einher. Er wird im Rahmen dieser Arbeit als „Modus des Körper-Selbst-Bezugs“ beschrieben. Wenn sich, wie im Folgenden deutlich wird, im Kontext von Kinderwunsch und Schwangerschaft das Verhältnis zum eigenen Körper verändert, schließt daran – wie oben formuliert – die Frage an, aus welchen Quellen sich dieses veränderte Körper-Selbst-Verhältnis speist und wie die Semiotik des eigenen Körpers gelesen werden kann. Welche Interpretationsweisen gehen in den Körper-Selbst-Bezug ein, d.h. in welche Kontexte (hegemoniale, alltagsweltliche, mystische und wissenschaftlich legitimierte) wird der Körper-Selbst-Bezug im Hinblick auf Kinderwunsch und Mutterschaft gestellt?

Auch in diesem Kapitel wird eine tiefenhermeneutische und diskursanalytische Perspektive auf das Material eingenommen, um die enge Verwobenheit und wechselseitige Beeinflussung von körperlichen Erfahrungen und den damit in Verbindung stehenden Zuschreibungen rund um Mutterschaft und Kinderwunsch zu untersuchen. Die Struktur des folgenden Auswertungstextes ist ähnlich wie in Kapitel VII. aufgebaut, in der verschiedene Frauen zu Wort kommen. Die Gestalt der folgenden Abschnitte/Sequenzen wird entlang der leitenden Fragestellung entwickelt. Dementsprechend folgen der Inhalt und die chronologische Zusammenstellung der Sequenzen den theoretischen Ausgangsüberlegungen, wiewohl auch hier die

232 Zwar spielen auch gesellschaftspolitische Fragen wie die Vereinbarkeit von Beruf und Familie sowie Partnerschaftsthemen eine große Rolle, doch auf der weiblichen Subjektebene rückt der subjektive Bezug zum Körper ins Zentrum.

Wirkmacht des kollektiven Unbewussten, in das das Unbewusste der Autorin ebenso wie das der Kolleginnen, die die Fallanalysen verschriftlicht haben, immer mitgedacht werden muss.

VIII.1.2. Woher weiß ich, ob ich ein Kind will?

Wie bereits in der Einleitung angesprochen, rückt der weibliche Körper als Ort des Geschehens nicht erst in der Schwangerschaft, sondern bereits während der Beschäftigung mit dem Kinderwunsch verstärkt in den Fokus. Der Wunsch nach einer selbstbestimmten Haltung zum Kinderwunsch geht in besonderer Weise mit Themenkomplexen um Selbstbestimmung und Autonomie einher. Dabei kommt es auch zu einem Wiederaufleben biographischer Körpererfahrungen und verinnerlichter Beziehungserfahrungen mit der Mutter. Wie dieser Zusammenhang aussehen kann, wird mit folgender Sequenz vertieft.

Stundenausschnitt 1: Frau R., 39 Jahre, Psychotherapeutin, verheiratet, keine Kinder

R.: Es löst einen tiefen Schmerz in mir aus, nicht fühlen zu können, ob ich ein Kind will oder nicht. Was gehört zu mir, zu meinem Inneren, und wie sollen meine inneren Räume gestaltet werden? Wie kann ich spüren, dass ich mich nicht anpasse, unterordne. [...] Wenn ich innerlich durchspiele, dass ich ein Kind habe, fühle ich mich eingeengt, nicht mehr frei in meiner Entscheidung und ob ich das überhaupt will. Ich habe einen Kloß im Hals, kann nichts mehr sagen. Ich bin gar nicht mehr da – ich habe mich selbst verraten.

A.: Sie wollen herausfinden, ob Sie einen Kinderwunsch haben und selbst bestimmen...

R.: Ich will mein eigenes Leben führen, nicht weiter verbergen, was ich fühle, aber ich will meine Mutter nicht vor den Kopf stoßen. Ich habe Angst, überfahren zu werden: Will ich es nur, weil meine Mutter oder Sie es wollen?

Frau R. formuliert ihren Konflikt bezüglich ihres Kinderwunsches als Schwierigkeit, nicht fühlen zu können, ob sie ein Kind möchte bzw. woran sie das festmachen soll/kann. Nicht zu wissen, *„was zu ihr gehört“,* löst *„einen tiefen Schmerz“* in ihr aus. In Analogie zu ihrem *„Kloß im Hals“,* den sie in der Konsequenz einer Anpassung als Verrat an sich selbst interpretiert, metaphorisiert Frau R. ihren Schmerz als Sehnsucht nach einem Zugang zu sich selbst. Vermeintlichen familiären und/oder gesellschaftlichen Erwartungen versucht sie entlang der Fragen *„Was gehört zu mir, zu meinem Inneren, und wie sollen meine inneren Räume gestaltet werden?“* einen eigensinnigen Bezug auf ihr Körper-Sein gegenüberzustellen. Dabei hofft sie, in ihrem Inneren eine Antwort zu finden, die von äußeren Einflüssen unberührt ist. Sie scheint davon auszugehen, dass es sich bei der Frage nach dem Kinderwunsch um ein fühlbares Wissen handelt, ein Wissen, das mit einer körperlichen Resonanz verbunden ist. Dementsprechend befragt sie ihren Körper aus der Innenperspektive, verbunden mit der Hoffnung auf einen Zugang zu ihrem Inneren, zu einem Wissen, das sie hinter (vermeintlichen) Erwartungen in ihrem Körper verborgen glaubt. Nach dem Motto: „Der Körper lügt nicht“,

sucht sie nach verborgenen Zeichen und Antworten und verbindet die sinnliche Referenz auf ihren Körper mit einem Weg der Selbsterkenntnis.

Auf diesem Weg der Erkenntnisgewinnung rückt die Idee der individuellen Wahrheit und Authentizität in den Vordergrund. Auch wenn Frau R. kein konkretes Gegenüber benennt, setzt sie sich implizit mit Anforderungen auseinander, denen zufolge von ihr erwartet wird zu wissen, ob sie ein Kind möchte. Dabei geht sie davon aus, dass sie ihren Körper über einen Prozess der Selbsterforschung aus dem Bedeutungsverhältnis lösen kann, in das er bisher eingespannt zu sein scheint. Doch woran kann sie festmachen, ob sie sich ein Kind wünscht? Und woran merkt sie, dass es *ihr* Wunsch ist, damit sie eine selbstbestimmte Entscheidung treffen kann? So sehr Frau R. sich auf den Weg macht und in ihrem Inneren einen Raum sucht, der ihr Klarheit in Bezug auf den Wunsch nach einem Kind gewährt, wird doch deutlich, dass dieser Prozess auch mit konflikthaften Ambivalenzen verbunden ist. Frau R.s Begehren, eine unabhängige Frau zu sein, bindet die Bestrebungen nach Ablösung und Autonomie konkret und in der Phantasie an die Mutterfigur. Wenn Frau R. sagt: *„Ich will meine Mutter nicht vor den Kopf stoßen",* scheint sie zu ahnen, dass eine Klärung ihres Kinderwunsches nicht ausschließlich über ihren Körper erfolgen kann, sondern in eine innere Auseinandersetzung mit der Mutter bzw. den damit verbundenen Mutter- und Weiblichkeitsbildern mündet. Zwischen ihrem Wunsch nach Selbstbestimmung – *„ich will mein Eigenes fühlen"* – und der Angst, *„überfahren zu werden"*, spannt sich ein Konflikt auf, der ihre Frage nach dem Kinderwunsch in einen biographischen Beziehungskontext stellt; unbewusste Loyalitätsbildungen mit der Mutter scheinen mit dieser Frage einherzugehen, sei es, um die Mutter in ihrem Selbstbild als gute Mutter zu bestätigen oder um ihr ähnlich zu sein. So betrachtet erklärt sich Frau R.s Angst, und die Kehrseite ihrer Sehnsucht nach Selbstbestimmung rückt spürbar in den Blick. Die Frage der Autonomie verschiebt sich vom Körper auf die Beziehung zur Mutter. Frau R.s Wunsch nach einem selbstbestimmten Kinderwunsch stellt sich nun als Frage dar, wie es ihr gelingen kann, ihren Körper aus den mütterlichen Identifikationen zu lösen.

Mit Frau R. wurde deutlich, dass eine Auseinandersetzung mit dem Kinderwunsch implizite und explizite Beziehungserfahrungen mit der eigenen Mutter wiederbeleben kann und mit einer konflikthaften Ambivalenz zwischen der Angst vor Autonomieverlust und der Sehnsucht nach Autonomie einhergeht. In der folgenden Szene mit Frau Ca. wird weiter vertieft, wie sehr die Angst vor Autonomieverlust in Bezug auf den Kinderwunsch von dem inneren Bild der erlebten Mutterbeziehung geprägt wird. Die Vorstellungen über das eigene Mutter-

sein lösen Erinnerungen an die eigene Kindheit aus, die sich spürbar auf den eigenen Körper beziehen.

VIII.1.3. Eine Mutter-Kind-Beziehung bedeutet Selbstverlust

Stundenausschnitt 2: Frau Ca., 23 Jahre, Erzieherin, keine Kinder

A.: Und in der Hinsicht, wie Sie letzte Stunde meinten, dass wenn es dem einen schlecht geht, geht es dem anderen gut…

Ca.: So war's bei meiner Mutter halt. Sobald es einem gut ging, ging es ihr schlecht und sie hatte keine Zuneigung mehr… wie eine Bestrafung: dir geht es ja jetzt gut…

A.: So etwas hat sich ja vielleicht unbewusst hier inszeniert. Für alles fühlen Sie sich verantwortlich. Sie müssen sich in Ihre Mutter einfühlen […]

Ca.: Ich glaube, mein Problem ist, dass ich genau aufpasse, was die andere Person, die mir wichtig ist, fühlt […]. Ich kann nicht bei mir selbst bleiben.

A.: Sie müssen fürchten, dass Ihnen Ihre Autonomie abhandenkommt.

Ca.: Ich komme mir so unfrei vor. Mein Wunsch, ein Kind zu bekommen, kippt immer in der Vorstellung, dass das Kind eine monströse Überforderung für mich sein könnte […]

Während Frau R. Sorge hat, *„überfahren zu werden"* und keine selbstbestimmte Haltung zu ihrem Kinderwunsch zu finden, fürchtet Frau Ca., das Kind könnte *„eine monströse Überforderung sein"*. Das geht soweit, dass es ihrer Vorstellung nach in einer Beziehung immer nur einer der beteiligten Personen gut gehen kann. Auf diese Weise drohen die Grenzen zwischen dem Ich und dem Anderem derart zu verschwimmen, dass nicht mehr deutlich zwischen ‚Ich' und ‚Du' unterschieden werden kann, geschweige denn Raum für eigene Interessen bleibt. Frau Ca. steht bislang keine Vorstellung einer Beziehung zur Verfügung, in der beide Beteiligten existieren, sich entwickeln und voneinander profitieren können. Phantasierte Nähe kehrt sich in destruktive Phantasien um; Symbiose artige Erfahrungen deuten sich an, denen zufolge alles eliminiert werden muss, was die Beziehung gefährden könnte. So kippt auch *„der Wunsch, ein Kind zu bekommen, immer in der Vorstellung, dass das Kind eine monströse Überforderung für mich sein könnte"*. Die Grenzen zwischen der phantasierten eigenen Mutterschaft und der Mutter-Kind-Beziehung verschwimmen, und der Wunsch nach einem Kind droht auf der Folie dieser Erfahrung von Ängsten und destruktiven Phantasien infiltriert zu werden. Er kann kaum unabhängig von der Mutter gedacht werden und in einen eigenen Körper-Selbst-Bezug gestellt werden. Im Vergleich zu Frau R., bei der ein Ringen um einen selbstbestimmten Körperbezug imponiert, scheint für Frau Ca. ein von der Mutter unabhängiger Körper nicht denkbar. Dem Wunsch, sich von der Mutter zu lösen, stehen unüberwindbar erscheinende Trennungsängste und Schuldgefühle gegenüber. Innerlich münden derartige Mutter-Kind-Imagines in eine Problematik, in der es um Leben und Tod geht. Dieser Konflikt

wird in der Phantasie auch auf das zukünftige Kind projiziert und hat einen Einfluss auf den Kinderwunsch; dieser Zusammenhang wird mit dem nächsten Ausschnitt vorgestellt.

Stundenausschnitt 3: Frau Sch., 35 Jahre, Verwaltungsangestellte, Single, keine Kinder

Sch.: Ich habe Angst, ein Kind zu bekommen; es würde mich mit Haut und Haaren wegfressen.

A: In der Beziehung fällt mir das Bild von ‚fressen und gefressen werden' ein.

Sch.: Es ärgert mich, das Getrenntwerden als permanenten Verlust zu erleben. [Pause] Das macht mich ärgerlich, weil ich davon nicht los komm, von meiner Mutter nicht… [Pause] Was mich befreien könnte, das wär Tod… [Pause] Es macht mir Probleme, dass ich ihr [der Mutter] den Tod an den Hals wünsche – aber ich möchte mich nicht mehr so klein fühlen.

A.: Sie haben keine Vorstellung, wie eine nahe Beziehung ohne Selbstverlust funktionieren kann.

Sch.: Da fällt mir ein Traum ein. Ich werde von einer Schlange verschlungen. Ich sehe, wie die Haut der Schlange die Frau eng umschließt. Die Frau versucht sich zu befreien. Mit großer Anstrengung gelingt es ihr, die Haut zu sprengen und herauszukommen.

Wie Frau Ca. leidet auch Frau Sch. unter starken Ängsten vor der Ablösung von der Mutter. Die Subjekt-Objekt-Grenzen zwischen Mutter und Tochter scheinen auf derart existentielle Weise verbunden, dass eine Trennung gleichbedeutend mit einem unumkehrbaren Verlust und der Zerstörung der Mutter phantasiert wird. Obwohl sich Frau Sch. der Tragweite dieses Konflikts durchaus bewusst ist, mündet er in ihrer Phantasie und im Traum in einen existentiellen, tödlich endenden Konkurrenzkampf. Frau Sch. kann keine Vorstellung davon entwickeln, wie sie sich ihren Körper zu Eigen machen könnte ohne die Bindung zur Mutter zu verlieren. Unterdrückte und schließlich verworfene Versuche einer selbstbestimmten Autonomie gehen – symbolisiert als Schwangerschaftsphantasie – wie im Traum mit einer körperlichen Ungetrenntheit einher. Nur durch Selbstaufgabe scheint eine Zerstörung verhindert und die Illusion des Nicht-Getrenntseins aufrechterhalten zu werden. Es wird ein „Nicht-Angriffs-Pakt" geschlossen (Halberstadt-Freud, 1987, S. 153) und das Eigene oder gar der Wunsch, etwas Eigenes zu wollen, der Mutter zuliebe aufgegeben. Somit ist kein Handlungsspielraum mehr vorstellbar, der es ermöglichen würde, den eigenen Köper selbstbestimmt zu erleben und mit ihm ein Kind auszutragen.

Nicht nur auf der psychischen Ebene wird der Ablösungskonflikt als existentiell erlebt. Er richtet sich im Gegenteil in besonderer Weise auf die körperliche Ebene und infiltriert die hinsichtlich der Zukunft entworfenen subjektiven Körpervorstellungen. Die bisherigen Szenen thematisieren, dass eine Ablösung von der Mutter in doppelter Weise mit dem Mutterkörper verknüpft ist und sich sowohl auf den psychischen Erlebnisraum wie die körperliche Erfahrungsebene bezieht. Nur so ist zu verstehen, wie Frau Ph., die nun zu Wort kommt, mit

ihrem Kinderwunsch auf der Illusion einer idealisierenden und Grenzen überschreitenden Symbiose beharrt. Sie hofft, die Mutter mit einem Kind glücklich zu machen, und blendet in ihrer Phantasie dabei vollständig aus, dass sie sich mit vollem Körpereinsatz in den Dienst der Mutter stellt. Dass ein Kinderwunsch in diesem Kontext besondere Entwicklungsrisiken mit sich bringen kann, wird im folgenden Abschnitt deutlich.

VIII.1.4. Mit einem Kind der Mutter so nah

Stundenausschnitt 4: Frau Ph., 25 Jahre, Studentin der evangelischen Theologie

Ph.: Im Kalender habe ich gesehen, dass ich schon ein Jahr herkomme. Ich habe mir vorgestellt, dass ich schwanger werden würde. Und Sie würden mich begleiten dabei. Dann würden Sie ja fast mit mir schwanger sein.

A.: Mit der Schwangerschaft könnten Sie mir was bieten.

Ph.: Ja. Uns soll was Besonderes verbinden, dass Sie sich lange an mich erinnern. Es geht mir um eine Einzigartigkeit, so viel zu hinterlassen, dass der andere sich an mich erinnert.

Über eine Schwangerschaft phantasiert Frau Ph. eine Nähe, die atmosphärisch in eine Mutter-Tochter-Beziehung eingewoben ist, in der sich Frau Ph. in Identifikation mit dem Kind die Nähe zur Mutter sichert. Was auf den ersten Blick als identifikatorische Übereinstimmung zwischen Mutter und Tochter anmutet, erweist sich bei näherer Betrachtung als Fassade. Der Wunsch, der Mutter nah zu sein, entpuppt sich dort als Not, wo diese Nähe einer unheilschwangeren Phantasie der Gleichheit folgt, die weder den Generationenunterschied noch die eigenen Grenzen anzuerkennen bereit ist. Führt man sich vor Augen, dass die Vermeidung der Erkenntnis als Umkehrung der Suche nach Selbsterkenntnis ein zentrales Moment der ödipalen Thematik beschreibt, so wirken Frau Ph.s Kinderwunschphantasien wie kindliche realitätsverkennende Wunschvorstellungen. Dergestalt zeigen sie Frau Ph.s Not und die vermisste mütterliche Akzeptanz an, die nun über eine Identifizierung mit der mütterlichen Position hergestellt werden muss. Im Umkehrschluss wird ein Beziehungsgebäude entworfen, in dem die Suche nach einem selbstbestimmten Begehren und potentieller Unabhängigkeit unterdrückt und verleugnet werden muss. Entsprechend dieser Phantasie scheint Frau Ph. – ähnlich wie Frau R. in Kapitel VIII.1.2. – davon auszugehen, dass auch die Mutter/Analytikerin diese Form von Nähe herbeisehnt und Entwicklungen fürchtet, die mit Getrenntsein einhergehen. In dieser Logik kann nicht von Bedeutung sein, dass sich der Kinderwunsch realiter auf ein Menschenkind als autonomes Wesen bezieht; folglich taucht das phantasierte Kind nicht als eigenständiges Wesen auf. Im Gegenteil: Objekthafte Bilder von Puppen drängen sich auf, denen Funktionen und Rollen zugewiesen werden, hier die Funktion eines Bindeglieds.

Indem Frau Ph. das Kind als Bindeglied und als Verlängerung ihres Selbst imaginiert, wird zudem deutlich, wie sehr sich ihr weiblich-narzisstischer Selbstwertkonflikt auf ihr Körpererleben bezieht. Darüber gelingt ihr zwar eine gewisse narzisstische Rückgewinnung ihres Körpers, jedoch zu einem hohen Preis: Ohne die Verleugnung der eigenen körperlichen Realität als erwachsener Frau mit eigener Sexualität kann die imaginierte Nähe zur Mutter nicht gelingen. Im Gegenteil: In Frau Ph.s Erleben bleibt der Kinderwunsch ganz an die töchterliche Position gebunden. Unbewusst symbolisiert das Kind weniger eine ödipale Rivalität als den Versuch der Wiedergutmachung einer phantasierten Trennung im Prozess der Ablösung und Abgrenzung von der Mutter. Dies wird umso deutlicher, wenn wir uns vor Augen führen, dass der sexuelle Zeugungsakt in Frau Ph.s Kinderwunschphantasien keine Rolle spielt; Assoziationen an eine ‚unbefleckte Empfängnis' werden hervorgerufen. Das hier zum Tragen kommende Phantasma der Parthenogenese[233] blendet nicht nur den Mann in seiner Zeugungsfähigkeit aus, es hebelt auch die biologische und symbolische Ordnung der Geschlechterdifferenz und der Generationenschranke aus.[234] Insofern bleibt der Aufbruch aus der dualistischen Verwobenheit mit der Mutter via Kinderwunsch ein hoffnungsloser Aufbruch; er fixiert Frau Ph. in einer töchterlichen Position, die keinen selbstständigen Gestaltungsraum vorsieht.

VIII.1.5. Zwischenreflexion

Ausgehend vom Material der bisher vorgestellten Szenen von Frau R., Frau Ca., Frau Sch. und Frau Ph. wurde herausgearbeitet, dass mit einem Kinderwunsch der Dialog mit dem eigenen Körper in besonderer Weise an Bedeutung gewinnt. Mit einer sinnlichen Referenz auf ihren Körper versuchen die Frauen, sich diesem zu nähern und nach inneren Empfindungen und Erfahrungen zu suchen. Dabei bringt der Zugang zu ihrem Körpererleben Konflikte zutage, die in enger Verbindung mit biographischen Muttererfahrungen stehen. Auf der subjektiven Erfahrungsebene inszeniert sich diese Problematik in unterschiedlicher Ausprägung als der Konflikt, ein von der Mutter abgegrenztes Körpergefühl zu entwickeln und – wie im empirischen Abschnitt von Frau R. bisher am deutlichsten thematisiert – zu persönlich stimmigen Körpergefühlen und Entscheidungen zu finden. Dem Körper wird eine eigene Sprache zugeschrieben; er fungiert als Alter Ego und Wegbegleiter. Dass er auch zum Verfolger wer-

233 Parthenogenese beschreibt aus weiblicher Sicht die Aneignung männlicher Potenz. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob in Analogie zur Parthenogenese nicht eine „Marthenogenese" im Sinne einer Aneignung weiblicher Potenzen aus männlicher Sicht gegenübergestellt werden müsste. Vgl. hierzu Thomas Beatie (2008), ein US-Amerikaner, der bei seiner Geburt als Frau galt. Er gebar bislang zwei Kinder. Nach einer Geschlechtsumwandlung hatte er seine Gebärmutter behalten. In der medialen Rezeption wird er als schwangerer Mann und nicht als transsexuelle Frau präsentiert.

234 Ein Verweis auf hochaktuelle ethische Fragen der künstlichen Befruchtung muss an dieser Stelle genügen.

den kann, wurde im Kapitel „Zwischen Wortgewalt und Körpergeflüster“ eindrücklich deutlich.

In dem Bemühen um ein vertieftes Körper-Selbst-Verhältnis fungiert der Körper hauptsächlich als wahrnehmendes Medium, aber auch als wahrgenommenes (vgl. Abraham, 2010).[235] Mittels der Hinwendung zum Körper tritt die spezifische Doppelbedeutung des Körper-Habens und Körper-Seins hervor und damit verbunden die Problematik der Unterscheidung zwischen dem eigenen Körpergefühl und dem Einfluss des Anderen. Auch die Frage, ob mit besagter Hinwendung eine Abkehr von fremdbestimmten Körperbildern möglich ist, knüpft daran an. Können die Zeichen, die im Körper spürbar werden, als Ausdruck des ‚wahren Selbst' im Sinne einer prae- oder nicht-diskursiven Leiblichkeit gelesen werden (vgl. Kap. IV.2.)? Dies wirft erneut die Frage nach dem Körperwissen auf, auf das die Frauen zurückgreifen, um ihre Erfahrungen zu verstehen und zu bewerten. Im Alltagsverständnis scheint ein Wissen etabliert, das eine Nähe zu phänomenologischen Körperkonzepten aufweist und dem Körper in seiner fleischlichen Materialität eine eigene Wahrheit unterstellt. Diese Sichtweise scheint vor allem in Bezug auf den Kinderwunsch sehr prominent. Im Vergleich mit den im vorangegangen Empirie-Kapitel untersuchten Körperpraktiken zeigt sich in Bezug auf den Modus des Körper-Selbst-Bezugs hier ein deutlicher Unterschied, legt aber trotzdem auch nahe, dass er eng mit dominanten Körperdiskursen in Zusammenhang steht.

In der folgenden Reflexion wird in einem ersten Schritt eine entwicklungspsychologisch-psychoanalytische Perspektive auf die körperlichen und psychischen Umgangsweisen der vorgestellten Frauen angelegt. Nachfolgend werden diese mit einem historischen Blick beleuchtet, um auf dieser Folie nach soziokulturellen Einflüssen und Zusammenhängen zu fragen. Von diesem Argumentationszusammenhang ausgehend wird versucht, den Modus des Körper-Selbst-Bezugs einzuordnen.

VIII.1.5.1. Zur Struktur der Mutterbeziehung und ihrem Einfluss auf den Kinderwunsch

Alle vorgestellten Frauen problematisieren, dass ihnen in der biographischen Entwicklung keine zufriedenstellende Ablösung von der Mutter gelungen ist. Eine Identität als unabhängige, selbstbestimmte Frau können sich Frau R., Frau Ca., Frau Sch. und Frau Ph. ohne ein Festhalten an der Tochterposition kaum vorstellen. Gleichwohl beschäftigen sie sich mit ih-

235 Anke Abraham unterscheidet mit Bezug auf „Die Phänomenologie des Leibes“ (Plessner, 1975) drei Dimensionen des Körpererlebens: Erstens ein Erleben *vom* Körper (ich nehme etwas an meinem oder in meinem Körper wahr); zweitens ein Erleben *mittels des* Körper (der Körper als Medium des Erlebens) und drittens ein Erleben *des* Körpers in dem fundamentalen Sinne, dass der Körper als eine eigenständige Empfindungseinheit etwas ‚merken' kann (vgl. Abraham, 2010, S. 23).

rem Begehren nach einer eigenständigen Körperlichkeit. Dieses inszeniert sich hier körperlich und psychisch insbesondere am Ort ihres Kinderwunsches. In der nachträglichen Auseinandersetzung mit den Schwierigkeiten, sich von der Mutter abzulösen und abzugrenzen, mutet das Verknüpfen der Autonomiewünsche mit dem Kinderwunsch paradox an. Doch der von den Frauen phantasierte Ausschließlichkeitsanspruch der verinnerlichten Mutterimago und ihre Verlustängste, sollten sie ihr eigenes Begehren leben, fixiert ihre Autonomiesehnsüchte in einer Weise auf den Körper, die den Kinderwunsch als Individuation erscheinen lässt und gleichzeitig den phantasierten Trennungsverlust verhindert. Die missglückten und verworfenen Versuche einer Ablösung werden auf den eigenen Körper umgelenkt und können via Körper als ein Versuch der narzisstischen Rückgewinnung der Frauen selbst gedeutet werden.

Muss an einem dualistischen Phantasma zwischen Mutter und Tochter festgehalten werden, können die Kinderwunschphantasien eine Möglichkeit darstellen, Abgrenzung, Differenz und die Angst vor Verlust in ein kompromisshaftes Gleichgewicht zu bringen. Missglückt die Ablösung und ruft, wie wir bei Frau Ph. gesehen haben, ein gänzlich unmodifiziertes narzisstisches Begehren nach einer völligen Gleichheit hervor, „[…] kann [dies] in letzter Konsequenz tatsächlich tödlich sein“ (Christian-Widmaier, 2000, S. 240). Ein Unterwerfen der eigenen Bedürfnisse kommt einer Selbstauslöschung gleich. Nach Balint sind derartige psychische Zustände typisch weiblich und dadurch gekennzeichnet, dass frau sich selbst entleert und Zuflucht zu einer Phantasiewelt nimmt, wie hier der phantasmatischen Nähe zur Mutter durch das eigene Kind (vgl. Balint, 1963). Zu vergleichbaren Ergebnissen kommt auch Bergman (1987), die im Rahmen ihrer psychoanalytischen Behandlungen feststellte, dass es Frauen – wie sie hier durch Frau R., Frau Ca., Frau Sch. und Frau Ph. repräsentiert werden – nicht gelungen ist, selektive Ich-Identifikationen aufzubauen. Stattdessen haben sie sich auf globale Weise mit ihrer frühen Mutter identifiziert, was in ihrer Repräsentanzenwelt zum Introjektcharakter eines die Loslösung erschwerenden und autonomieeinschränkenden Mutterbildes führt (vgl. Bergmann, in: Mertens, 1996, S. 99).

Im bisher vorgestellten empirischen Material wurden ebenso wie in Kapitel VII. verschiedene Motivlagen deutlich, die in den Modus des Körper-Selbst-Bezugs eingehen. In Kapitel VII. wurde ein struktureller Zusammenhang zwischen den Möglichkeiten und Ressourcen einer Körperaneignung bzw. einer Integration in das Körper-Selbst-Bild und einem Körperagieren herausgearbeitet, in dem der Körper zum Konfliktfeld wird. Dieser Tatbestand gewinnt nun auch in Bezug auf die komplexe Thematik des Kinderwunsches und der weiblichen Identität als Mutter an Bedeutung und markiert den weiblichen Körper in besonderer Weise (vgl. u.a.

Pines, 1997). Über ein Körperagieren, in dem mit dem „Gebrauch und Missbrauch von Schwangerschaft der gesamte Körper zum Einsatz kommt“ (vgl. Pines, 1997, S. 14f.), scheinen Frauen ihr narzisstisches Gleichgewicht stabilisieren zu können.

Der in den Sequenzen dieses Kapitels aufgezeigte Bezug zum eigenen Körper lenkt den Blick erneut auf die verschiedenen Identifizierungsebenen im individuellen Subjektivierungsprozess. Diese beschreiben den kindlichen Symbolisierungsmöglichkeiten entsprechend einen bedeutsamen Unterschied zwischen der Inkorporierung im Sinne einer somatischen Gleichsetzung und einer Identifikation im Sinne einer reflexiven Aneignung. In diesem Prozess stellt der Bezug zum Körper der Mutter ein Grundthema der weiblichen Entwicklung und des eigenen Körper- und Selbstbildes dar. Wie in Kapitel V.4. ausgeführt, gestaltet sich die subjektive Körperbildkonstruktion „aus der Geschichte des Subjektes“, insbesondere der Beziehungserfahrungen mit der Mutter (vgl. Dolto, 1987, S. 44). Judith Kestenberg (1975) geht in ihren Ausführungen zu den präödipalen geschlechtlichen Körpervorstellungen des Mädchens davon aus, dass infantile phantasmatische Körpervorstellungen auch Kinderwunschphantasien in die Ausbildung des subjektiven Körperbildes aufnehmen. Folglich wird ein primärer Wunsch angenommen, der Mutter zu gleichen und ebenfalls ein Kind zu gebären. In dieser Entwicklungsphase geht die Inkorporierung mütterlicher Körperaspekte unbewusst mit spezifischen Organbesetzungen einher, die (noch) nicht symbolisiert, d.h. subjektiv sinnhaft angeeignet und verkörpert werden konnten, sondern weiterhin einer konkretistischen Gleichsetzung folgen. Eine Transformation der somatischen Gleichsetzung in eine subjektive und symbolisierende körperliche Aneignung setzt hingegen die Symbolisierung eines erfahrungsbasierten Selbst- und Körperbezug voraus, der – wie bereits ausgeführt – mit den eigenen Gefühlen und Beziehungsphantasien korrespondiert.[236] Das heißt auch, dass auf der körperlichen und psychischen Entwicklungsebene eine Trennung zwischen Selbst- und Objektrepräsentanzen erreicht werden muss, um Affekte und Begehrensweisen mit dem eigenen Körper in Verbindung bringen zu können und nicht auf die Mutter-Imago zu projizieren. Um einen von der Mutter abgegrenzten Körper und ein eigenes Körpergefühl zu entwickeln, muss die Beziehung zum sowie die Abgrenzung vom Mutterkörper in eine differenzierende Balance gebracht werden. Entwicklungspsychologisch steht der Aufbau einer symbolisierenden und selbstreflexiven Struktur in Verbindung mit der Fähigkeit zur Wahrnehmung der sexuellen bzw. der Generationendifferenz. Die geschlechtliche Gleichheit zwischen Mutter und Tochter be-

236 Dass eine Identifizierung die eigenen leiblich-affektiven Erfahrungen aufnehmen muss, um eine Vorstellung von einem eigenen Körper und einem subjektiven Leib-Sein entwickeln zu können, wurde im Rahmen dieser Arbeit vielfach herausgearbeitet (vgl. Kap. V.5. sowie VII., besonders VII.6.).

schreibt dabei zwar eine Körperrealität und lässt die weiblichen Selbstfindungsbemühungen zu einer besonderen Aufgabe werden,[237] doch das Spannungsverhältnis von Gleichheit und Identifikation ist ohne eine Anerkennung der Generationendifferenz als Grundlage der gleichgeschlechtlichen Mutter-Tochter-Beziehung nicht möglich. Denn der Generationenunterschied markiert eine unhintergehbare Differenz in Bezug auf den Körper und das Körper-Selbst-Verhältnis.

VIII.1.5.2. Sackgasse der Autonomie[238]

Die körperliche Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter betrifft zwar beide gleichermaßen, ist aber mit völlig unterschiedlichen Entwicklungsaufgaben verbunden. Die Struktur dieser Aufgaben droht durch die enge und gegenseitig abhängige Verwobenheit der Mutter-Tochter-Beziehung natürlich zu erscheinen; doch verdeckt diese Sichtweise, dass sie maßgeblich von soziokulturellen Diskursen über Kindheit und Muttersein bestimmt wird, die die Mutter-Tochter-Beziehung zu einem großen Teil in bestimmte Richtungen strukturieren und dabei geschlechtsspezifische Subjektvorstellungen entwerfen.

Dieser Blick zeigt, dass die Mutter-Tochter-Beziehung in ein Spannungsfeld von gesellschaftlichen Weiblichkeitskonzepten und familiären Strukturen eingebunden ist, dem Mutter und Tochter gleichermaßen unterworfen sind. Der damit einhergehende Körperdiskurs prägt das Verständnis des weiblichen Körpers und der weiblichen Generativität und beeinflusst das subjektive Handeln von Mutter und Tochter. Diese Reflexionsebene stellt auch den töchterlichen Umgang mit der körperlichen Gleichheit, die als unumstößliche somatische Konstante den töchterlichen Entwicklungskonflikt beeinflusst, in ein anderes Licht: Nun treten soziokulturelle Wirkfaktoren hinzu, die mit entsprechenden Weiblichkeits- und Mutterbildern einhergehen und den Spielraum für selbstgestaltete Subjektivierungsentwürfe festlegen. Damit bleiben die Abgrenzungsschwierigkeiten der Tochter nicht mehr individuell an sie und die Mutter gebunden, sondern repräsentieren strukturelle Verstrickungen in gesellschaftliche Mutter-Tochter-Bilder. Von diesem Punkt aus betrachtet kann eine gelingende bzw. misslungene Ablösung vom Mutterkörper nicht länger als rein subjektives Vermögen oder Scheitern im Rahmen der weiblichen Autonomie- bzw. Abhängigkeitsentwicklung gedeutet werden. Daher bleibt es unbefriedigend, die hypostasierten töchterlichen Individuationsprobleme ausschließlich auf

237 Vgl. hierzu Kap. III.2. Aufgrund der körperlichen Ähnlichkeit mit der Mutter muss die Tochter eine zweifache und widersprüchliche Aufgabe lösen: Sie muss sich mit der Mutter identifizieren und gleichzeitig von ihr abgrenzen, um den eigenen Körper als abgegrenzt vom Mutterkörper erleben zu können.

238 Diese Überschrift ist Christel Eckart entlehnt, die in ihrem Beitrag *Töchter in der „vaterlosen Gesellschaft"* die weibliche Desidentifikation und männliche Identifizierung von Frauen in den Blick nimmt (Eckart, 1985).

einer regressiv-narzisstischen Ebene zu erklären und daraus Verallgemeinerungen über die Aneignung des weiblichen Körpers zu ziehen, die dann als eine Naturhaftigkeit weiblicher Entwicklung dargestellt werden. Der unübersehbare soziokulturelle Zusammenhang erweitert in der Konsequenz den Blick auf den weiblichen Entwicklungsmodus im Autonomie-Abgrenzungs-Konflikt. Auch wenn die Grenzziehung zwischen Phantasie und realer Erfahrung in der Erforschung der Projektions- und Introjektionsvorgänge in dieser frühen Beziehungsdynamik nicht möglich ist, legen die destruktiven Phantasien und Träume der vorgestellten Frauen (vgl. Frau Ca., Frau Sch.) die Vermutung nahe, dass diese keine psychodynamischen Gesetzmäßigkeiten beschreiben. Im Gegenteil markieren sie, wie wir in den empirischen Beispielen gesehen haben, entgegen der von Freud über Melanie Klein hypostasierten bestrafenden und verfolgenden Mutterimago ein Defizit in der subjektiven Körperaneignung. Sie zeigen, dass den Frauen ein aktives, abgegrenztes Körpererleben und ein den eigenen Körper aneignendes Begehren versagt blieben. Hier kommen nicht ursächliche mütterliche und töchterliche Defizite zum Tragen, sondern vielmehr eine Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesellschaft, konkret traditionellen Weiblichkeits- und Mutterbildern und deren unbewusste Wirkmacht, die die Struktur der Mutter-Tochter-Beziehung in einer Weise gestalten, die eine Unterdrückung der eigenen libidinösen Begehrensbewegungen und eine Anpassung an hegemoniale Weiblichkeitsentwürfe bedingt.

VIII.1.5.3. Zur körperlichen Metaphorik des Körper-Selbst-Bezugs

Die von den Frauen formulierte Unfähigkeit, einen selbstbestimmten Bezug zu ihrem Körper herzustellen, sowie damit verbundene Ängste repräsentieren in dieser Lesart nicht nur einen frühkindlichen narzisstischen Verarbeitungsmodus, sondern eine die weibliche Körperlichkeit und Eigenaktivität einschränkende Kultur. Erst der soziokulturelle Zusammenhang relativiert das subjektive Defiziterleben und zeigt, dass eine Entwicklung und Entfaltung des eigenen Lebensentwurfes in einem gefühlt selbstbestimmten Sinne mit einer selbstbestimmten Aneignung der eigenen Körperlichkeit in enger Verbindung steht. Auch wenn im Ergebnis die subjektiven Erfahrungen und Identitätsentwürfe immer in direkter Verbindung mit dem intersubjektiven Beziehungskontext zu verstehen sind, bleibt der Fokus auf den Körper als Ort des Selbst und der Selbstbestimmung sowie einem subjektiven Gefühl der Autonomie zentral. Erst eine leiblich-sinnliche Referenz auf den Körper ermöglicht eine differenzierte Positionierung gegenüber fremdbestimmten Körperbildern und deckt zugleich die Wirkmächtigkeit hegemonialer Diskurse auf (vgl. Kap. VII.15).

Vor diesem Hintergrund stellt der Modus des Körper-Selbst-Bezugs im Rahmen des Körper-Selbst-Verhältnisses eine zentrale Funktion dar, um nach einem fühlbaren Wissen zu forschen, mit dem frau eine Orientierung für sich finden kann. Wie sich gezeigt hat, stellt die Hinwendung zum Körper ein notwendiges Fundament des Selbstbezugs und der Selbstvergewisserung dar, doch im Hinblick auf die Selbstbestimmung rückt erneut die Frage der Autonomie ins Zentrum. Indem der Körper in den Kontext der Beziehung zur Mutter gestellt wird, erzählt er gleichzeitig von der misslungenen Abgrenzung von der Mutter. Der Modus des Körper-Selbst-Bezugs betrifft – soweit wir gesehen haben – nicht nur eine suchende Haltung dem eigenen Körper gegenüber, sondern schließt auch bestimmte Formen des Körperagierens wie hier in der Gestalt von Schwangerschaft mit ein; gerade im Raum einer undifferenzierten Verwobenheit von Soma und Psyche scheint dies eine Möglichkeit zu sein. Erst mit diesem Verständnis kann der Kinderwunsch als unbewusste Reinszenierung des verdrängten und misslungenen Begehrens nach eigensinniger Selbstbestimmung über den Körper deutlich werden; damit geht mit der Verortung des Kinderwunsches im Raum der Beziehung zur Mutter nicht nur eine Identifikation, sondern auch der unbewusste Versuch einer Abgrenzung einher.

Wenn also die Kinderwunschphantasien des kleinen Mädchens als Phantasma des imaginären Kindes zur frühen Mutter-Tochter-Dynamik gehören (vgl. Kestenberg, 1975) und in Verbindung mit frühesten Erziehungsidealen an einen soziokulturellen Kontext gebunden sind, erscheinen implizit wirksame normative Wertvorstellungen jede andere Form von Subjektivierung, die sich vom mütterlichen Weiblichkeitsentwurf abgrenzt, auf der psychischen Ebene gleichsam einen Muttermord zu kennzeichnen. Dieser Lesart folgend repräsentiert der Kinderwunsch eine notwendige somatische Identifizierung mit einem mütterlich-weiblichen Körperaspekt, der ebenso sozial hergestellt ist, wie es im vorangegangenen Kapitel zu den Körperpraktiken deutlich hervortrat.

Mit dem Eintritt in die Adoleszenz verändert sich das Spannungsverhältnis zwischen Körper-Haben und Leib-Sein; es wird in besonderer Weise aufgerufen, denn einerseits ist der Körper in nahezu aufdringlicher Weise stets gegenwärtig und zieht die Aufmerksamkeit auf sich, andererseits gewinnt der kollektive und soziokulturelle Kontext in besonderem Maße an Bedeutung. Es stellt sich die Frage, wie die Präsenz des geschlechtlichen Körpers, nun des geschlechtsreifen Körpers, mit dem Phantasma des imaginären Kindes im Rahmen eines adoleszenten und erwachsenen Frauenkörpers in ein Phantasma einer selbstbestimmten Prokreativität transformiert werden kann. Um den Kinderwunsch auf der Basis einer Subjekt/Objekt-Differenzierung als Ausdruck einer gelungenen Individuation zu etablieren, kann die libidinö-

se Besetzung und Integration des weiblichen Innenraumes nicht auf frühkindliche Identifikationsmuster reduziert bleiben und passiv auf den Mutterkörper zurückverweisen.

Wie also kann der weibliche Innenraum inklusive die phantasmatische Ausgestaltung des Kinderwunsches so besetzt werden, dass er als Fähigkeit zu Prokreativität und eigener Sexualität angeeignet werden kann? Denn warum sollte die Entwicklung eines selbstbestimmten Begehrens und töchterliche Abgrenzung auf schicksalhafte und unauflösbare Weise mit mütterlichem Beziehungsabbruch, schlimmer noch: mit zerstörerischer Rache der Mutter amalgamiert sein? Eine damit einhergehende notwendige und im Weiteren zu verfolgende Frage ist, wie sich die sinnliche Referenz der Frau auf ihren Körper sowie das körperliche Beziehungsverhältnis zwischen Frauen, hier der Mutter-Tochter-Beziehung, gestaltet. Wie sieht der mögliche Phantasieraum aus und wodurch wird er eingeengt? Diese Thematik steht im folgenden Untersuchungsabschnitt im Zentrum.

VIII.1.6. „Fort da, verdammter Fleck“[239]

Stundenausschnitt 5: Frau T., 32 Jahre, Gymnasiallehrerin, verheiratet, keine Kinder

T.: Das ist alles so unangenehm, eine Sache, für die man sich eben schämen muss. Die Schmerzen zwingen mich zu ein bis zwei Tagen Bettruhe. Schmerztabletten vertrage ich nicht. Davon wird mir übel. Die Menstruation ist mir mehr als lästig, ich finde sie ungerecht und unnötig.

A.: Ich hab das Gefühl, ein kleines klagendes Mädchen liegt hier auf der Couch und klagt über ihre Menstruationsbeschwerden.

T.: Die haben sich in ihrer Weiblichkeit gefunden. Ich komme mir demgegenüber wie ein undifferenzierter Trampel vor. Ich will da um alles in der Welt auch hin, aber es geht nicht. Ich habe das Gefühl, das Innere in meinem Körper ist noch nicht so groß wie die Hülle. Alle Teile werden zwar durch die Hülle zusammengehalten, aber schwimmen irgendwie doch auch in mir.

Frau T. beklagt sich, sich nicht als richtige Frau zu fühlen, und zieht eine Parallele zu ihrem Körper, der ihr im tiefsten Inneren nicht vertraut zu sein scheint. Im Lichte anderer Frauen, die *„sich in ihrer Weiblichkeit gefunden“* haben, erlebt sie sich als diffus und unstrukturiert. Frau T.s körperlich-sinnliches Selbsterleben, demzufolge sie sich *„wie ein undifferenzierter Trampel“* vorkommt, ist von seltsamen Vorstellungen in Bezug auf ihr Körperinneres geprägt. Die Beschreibung: *„Das Innere in meinem Körper ist noch nicht so groß wie die Hülle“,* mutet merkwürdig an und wirft die Frage auf, was Frau T.s Vorstellungen von ihrem Inneren bedeuten. Frau T. scheint sich eher als kleines Mädchen zu empfinden, dem der erwachsene Frauenkörper fremd ist; gänzlich unberührt von den Fortschritten der Sexualaufklärung und

239 Aus Shakespeares „Macbeth“.

dem heutigen Körperwissen wirkt ihr Nicht-Wissen über ihren weiblichen Körper unzeitgemäß. Es ist anzunehmen, dass es hier weniger um ein kognitives Körperwissen geht, sondern ihre Beschreibung metaphorisch zu verstehen ist. Die Aussage: *„Ich will da um alles in der Welt auch hin, aber es geht nicht“*, legt nahe, dass Frau T. ihren Körper bisher kaum in einer Weise erkunden konnte, mit der ihr eine erfahrungsbasierte, körperlich-sinnliche Aneignung ihres Körpers und die Integration der geschlechtlichen Körperveränderungen in ein erwachsenes weibliches Körperbild mit den entsprechenden symbolischen Bedeutungen hätte gelingen können.[240] Auf diese Weise ist nachvollziehbar, dass Frau T. körperliche Regungen, die sie mit ihrer Geschlechtlichkeit in Kontakt bringen, als bedrohlich erleben und abwehren muss. Doch gerade die aufdringliche körperliche Präsenz der weiblichen Zyklizität durchkreuzt diesen Abwehrmechanismus und lässt die Menstruation als *„mehr als lästig“* und *„eine Sache, für die man sich eben schämen muss“*, erscheinen.

Frau T. leidet nicht nur unter ihren Menstruationsschmerzen, sie empfindet diese zudem als „*ungerecht*“ und schämt sich. Meint *„ungerecht“*, dass sie sich mit der Tatsache auseinandersetzen muss, einen weiblichen Körper zu haben? Doch Frau T. scheint ihren weiblichen Körper und eine damit verbundene Identität nicht grundsätzlich in Frage zu stellen, sondern nur jene Aspekte, die ihr die Existenz ihres geschlechtlichen Körpers nahebringen und diesen mit Mutterschaft identifizieren. Dies ergibt allerdings nur Sinn vor der Hintergrundfolie eines männlichen Körpers, den Frau T. zum Maßstab macht. Gleichwohl bleibt ihre Ablehnung ambivalent und ihr Klagen verdeckt, dass es ihr darum geht, *„eine richtige Weiblichkeit zu finden“*, die sie körperlich und psychisch an prominenten Körperteilen, insbesondere am Ort ihrer Gebärmutter festmacht. Mit dem Klagen über ihre Schmerzen lenkt Frau T. nicht nur einen sinnlichen Blick auf ihren Körper, sondern rückt den Schmerz dergestalt in den Vordergrund, dass das Bild einer Frau entsteht, die sich nur mittels ihrer Menstruation mit ihrem weiblichen Körper beschäftigen darf. Darf Frau T. nur unter Schmerzen auf ihren gebärfähigen Körper weisen und daran erinnern, dass sie eine Frau ist? Verbirgt sich demnach in ihrem Klagen auch eine heimliche und schambesetzte Annäherung an ihren sexuell begehrenden und reproduktiven Körper? In dieser Deutungsperspektive gewinnt der Schmerz eine ambivalente Funktion und bewegt sich zwischen Zeigelust und Verbergen. Dieser Eindruck drängt sich

240 Dass Frau T. kein Einzelfall ist, zeigt auch Sellschopp (2008). Sie hat in ihrer Behandlungspraxis eine große Gruppe von Frauen beobachtet, deren Unerfahrenheit und Unkenntnis der weiblichen Anatomie in deutlichem Kontrast zur heutigen Sexualaufklärung steht, und die „[…] sinnbildlich gesprochen im Mittelalter leben“ (Sellschopp, 2008, S. 87).

auf, wenn wir Frau T.s Traum hinzuziehen, den sie in derselben Therapiesequenz berichtet.[241] Er führt uns erneut eindrücklich die Doppelbedeutung des Körpers und zugleich die enge Verwobenheit von psychischer und körperlicher Abwehr vor Augen.

T.: In meinem Mund befinden sich schwarze Brösel wie Teer. Ich habe große Mühe, den Mund zu säubern.
A.: Mir scheint, Sie haben Angst, Ihr aufgewühltes Inneres nicht steuern zu können und nicht mehr unterscheiden zu können, was zu Ihnen gehört und was nicht.

Setzen wir Frau T.s Beschreibung von sich selbst als „*undifferenzierte[m] Trampel"* mit dem Traum in Verbindung, drängt sich auf körpermetaphorischer Ebene ein Zusammenhang auf zwischen dem mit Teerbröseln verklebten Mund und Frau T.s Wunsch, für ihre Weiblichkeit, die ihrer Aussage nach bisher noch diffus „*in ihr herumschwimmt"*, den richtigen Ort zu finden. Dass mit dem Wunsch nach Klarheit und körperlicher Struktur Verbote und vermutlich auch Ängste einhergehen, liegt nahe, wenn auf der manifesten Ebene des Traumbildes die Teerbrösel als fremde Substanzen bzw. im übertragenen Sinne als Reglementierungen assoziiert werden, die das Maul stopfen und mundtot machen. Gegenüber dem Verbot, die eigene Meinung zu sagen, metaphorisiert der mit Teerbröseln verklebte Mund auf der latenten Traumebene körperliche Substanzen und erzählt damit eine ganz andere Geschichte. Mit einer semiotischen Kausalität können der verklebte Mund dann die verklebten Schamlippen und die schwarzen Teerbrösel getrocknetes Menstruationsblut, das an den Schamhaaren klebt, symbolisieren. Der Traum legt eine Sinnhaftigkeit nahe, in der eine Einschränkung bzw. Unterdrückung der weiblichen Körperlichkeit mit einer Metaphorik einhergeht, die das Innen, das nicht nach außen darf, psycho-somatisch verklammert und auf diese Weise symbolisiert. Die Teerbrösel bringen eine bis dato verborgene Sexualität, die einem Verbot oder/und Tabuisierungen unterliegt, sowie eine Sehnsucht ans Licht, sich der Körper-Innenwelt zuzuwenden. Auf diese Weise schaffen die somatischen Bilder eine Verbindung zwischen innen und außen. Gegenüber dem Menstruationsblut, das Monat für Monat unkontrolliert nach außen dringt, bietet der Traum einen Zwischenraum, um sich der somatischen Präsenz anzunähern und mit dem körperlichen Kontrollverlust auseinanderzusetzen.

Die somatische Erfahrung, dass der eigene Körper ein Mutterkörper werden kann, geht mit einer paradoxen Gleichzeitigkeit einher. Auf doppelte Weise symbolisiert die Gebärmutter, dass der eigene weibliche Körper untrennbar mit dem Mutterkörper assoziiert ist: Einerseits

241 Im Kontext einer psychoanalytischen Behandlung werden Träume als Sprache des Unbewussten aufgenommen und untersucht. Sie bieten aus psychoanalytischer Sicht oft erste Annäherungen an angstbesetzte und verborgene Themen. Mit diesem Verständnis werden die Traumbilder den narrativen Erzählungen als symbolisch-bildhafte Gestaltungen zur Seite gestellt.

ist sie das Organ der Mutterschaft, das während der Menstruation blutet, womit frau als Tochter in den weiblichen Kreis der gebärfähigen Frauen aufgenommen ist, andererseits geht dies mit der Konsequenz einher, dass die töchterliche Nabelschnur zum Mutterkörper nun endgültig durchtrennt ist.

Ob die Zensur der Traumbilder eher mit Tabuisierungen zusammenhängen, die im Gegenwartsunbewussten wirken, oder mit dem entwicklungsbiographisch früheren Vergangenheitsunbewussten (vgl. Kap. II.1.2.), wird in der nachfolgenden Zwischenreflexion (vgl. Kap. VIII.1.8.) diskutiert. Hier wird deutlich, dass die konkrete Erfahrung der weiblichen Körperlichkeit in seiner leiblichen Präsenz auf die Gegenwart gerichtet ist. Dies zeigt auch die Angst vor Beschämung, und zwar sowohl metaphorisch wie konkret: Eine Angst vor den Spuren, die sie hinterlassen könnte, deutet nicht nur auf einen inneren Konflikt von Frau T. und mögliche Schuldgefühle hin, sondern auch auf beschämende Ängste vor Inkontinenz. Obwohl frühkindliche Beschämungserfahrungen reaktiviert werden können, ist es doch wahrscheinlicher, dass vor allem soziokulturelle Zuschreibungen entlang der Spaltung sauber – schmutzig einen wirkmächtigen Einfluss ausüben. Die mit dem weiblichen Körper in Verbindung stehenden Sekrete dürfen nicht sichtbar werden, sondern müssen als Abjekte[242] ausgegrenzt werden. Besonders die Scham beeindruckt hier als Leitaffekt für Abwehr- und Vermeidungsstrategien und begründet ein inneres Redeverbot. Die weitreichenden Folgen für eine aktive Selbsterkundung führen dazu, den wechselseitigen Prozess von Erforschen und Erkennen zu unterbinden.

Zwischen den Polen, die durch ein Ersticken an der Innenwelt und einem untergründigen, neugierigen Begehren nach sinnlich-affektiver Körperaneignung gekennzeichnet sind, deutet der verschlossene Mund im übertragenen Sinne nicht nur die psychische Not des Nicht-Sprechen-Könnens an, sondern auch eine Angst davor, was passieren könnte, wenn Frau T. den Mund öffnet, sich öffnet, und spricht. Könnten dann nicht nur Blut, sondern auch kleine

242 Vgl. auch FN 81 in Kap. IV.1.1. und FN 129 in Kap. IV.2.5. Die zu verwerfenden Objekte sind laut Kristeva dem Präverbal-Semiotischem zugeordnet; ihre Überwindung gilt in Kristevas Subjektkonzeption als Voraussetzung für die „Geburt des Selbst“ und eines stabilen Subjekts (Kristeva, 1982, S. 3) Mit dem Mutterkörper assoziiert und folglich mütterlich codiert bezieht sich die Verwerfung auf den ‚mütterlichen’ Körper und wird mit ‚Weiblichkeit’, gleichgesetzt. Mit diesem Theorem steht ein analytisch differenziertes Konzept zur Verfügung, das es ermöglicht, Abspaltung gesellschaftlich und im Inneren des Subjektes zu denken (vgl. z.B. Butler, 1991, S. 141; Butler, 1995; Engel, 2002).Über den Diskurs über Abjekte können geschlechtlich determinierte Reinlichkeitsvorstelllungen im Hinblick auf Flüssigkeiten allgemein thematisiert werden sowie besonders im Hinblick auf Blut, Muttermilch, dicken Bauch, volle Brüste, etc. Das Konzept der Abjektion ist für die Theoriebildung des weiblichen Körpers sehr interessant und an kritische Lesarten der feministischen Psychoanalyse anschlussfähig.

Kinder rausspazieren?[243] Der verschlossene Mund bezieht sich in diesem Sinne auf die körperliche und sprachliche Ebene gleichzeitig und zeigt, wie schwer es Frau T. fällt, ohne Schuldgefühle zu einem authentischen Sprechen über den eigenen Körper und das eigene Begehren im Rahmen der körperlichen Selbstfindung zu finden.

Gegenüber der Position, den Körper auszublenden und mit der Zyklizität zu hadern, wurde auch eine Sehnsucht deutlich, den Körper zu be-achten und in das subjektive Selbstverhältnis zu integrieren. Während Frau T. hinter ihren Abwehrbewegungen ihren Wunsch nach körperlicher Akzeptanz noch sehr verhalten äußert und ihn nur zögerlich annehmen kann, nähert sich Frau D. der Beschäftigung mit ihrer körperlichen Verfasstheit offensiver. Auch sie begegnet ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach Selbstfindung zunächst über einen Traum:

VIII.1.7. „In die Hülle wachsen"

Stundenausschnitt 6: Frau D., 37 Jahre, Bauingenieurin, verheiratet

D.: Ich habe heute meine Seele gesehen. Sie ist in einem sackleinenfarbigen Gebinde verschnürt. Darin zappelt es, wie eine Schlange. Es ist wie ein Kind, hat menschliche Proportionen, einen großen Kopf. Ich habe ihr versprochen, dass das aus dem Kokon da rauskommt. […] Ich will nicht mehr stillhalten, will mich bewegen.

Frau D. imaginiert ihre Selbstentwicklung als Geburt. Im Traum ist das Ungeborene noch nicht ausgereift und im Stadium der Verpuppung in einem Kokon gefangen. Die begehrte Sehnsucht, „*da rauszukommen*", wird einer Geburt gleich als eine Ablösung vom Mutterkörper symbolisiert. Der haltende Kokon soll gesprengt werden. Die Traumbilder *„stillhalten"* und *„verschnürt sein"* markieren mit dem Wunsch *„sich zu bewegen"* entgegengesetzte Pole, verbunden mit der Hoffnung auf eine (Zurück-)Eroberung eines eigenen Lebensraums. Im Vergleich zu Frau Sch. (Kap. VIII.1.3.), die ihr Körper-Selbst-Verhältnis ebenfalls mit einem Traum thematisiert, der mit Schwangerschaft assoziiert ist, ist der Wunsch nach Selbstentwicklung bei Frau D. metaphorisch zwar auch auf den Mutterkörper bezogen, doch der imaginierte Bezug zu sich selbst löst das bisherige Körper-Selbst-Verhältnis aus der Beziehung zur Mutter heraus und lenkt den Blick auf die eigene Bewegung und die Potenz des Körpers. Auch die Schlange als Symbol der Verwandlung kehrt hier wieder, allerdings wesentlich hoffnungsvoller und zukunftsversprechender als im Beispiel von Frau Sch. Wendet man sich mit diesen Überlegungen dem Traum erneut zu, zeigt sich noch deutlicher, dass Schwanger-

243 Hier zeigt sich eine interessante Parallele zu Lacan, der in seinem Kommentar zu Freuds Theorie vom Ich einen Traum von Freud über den offenen Mund einer Patientin aufgreift und schreibt: „Es gibt da eine schreckliche Entdeckung, die des Fleisches, das man niemals sieht, den Grund der Dinge, die Kehrseite des Gesichts, […] das Fleisch, aus dem alles hervorgeht, […] letzte Offenbarung des *Du bist dies, was am weitesten entfernt ist von dir, dies, welches das Unförmigste ist*." (Lacan, 1980, S. 199f.).

schaftsträume nicht ausschließlich auf einen realen Kinderwunsch zu beziehen sind, sondern auch mit der Suche nach Identität und Sexualität in Verbindung stehen. Der Traum lockt die Träumerin in deren Versteck; Frau D. nähert sich dem eigenen innergenitalen Körperraum und den damit verbundenen Weiblichkeitsvorstellungen. Ihr Interesse und ihre Sehnsucht bleiben nicht länger diffus wie bei Frau T. oder ziehen sich zurück wie bei Frau Sch., sondern wecken eine Neugier auf den weiblichen Körper und seinen verborgenen Innenraum. Doch wie darf frau mit dem eigenen, potenten Körper sichtbar werden? Dazu noch einmal Frau D.:

D.: Schon irgendwie das richtige Thema. Aber das ist so dicht. Ich habe nie über meine Wünsche, meine Sexualität gesprochen. Ich möchte das, habe aber riesige Angst. Ich traue mich kaum, mich da reinzubegeben.
D.: Ich soll zwar eine Frau sein, aber mehr können sie nicht aushalten. Ich kann mir besonders auch wegen meines Frau-Seins nicht vorstellen, eine eigenständige Person zu sein.

Die bereits angedeutete Angst und Ambivalenz, sich dem eigenen Körper zuzuwenden, bezieht sich nun explizit auch auf die Sexualität und damit assoziierte weibliche Körpervorstellungen. Hier zeigt sich, wie schwer es ist, den Raum der eigenen Vorstellungen von sich selbst von normativen Weiblichkeitsvorstellungen zu lösen und zu erforschen, was es heißt, *„eine eigenständige Person besonders auch wegen meines Frau-Seins zu sein“*.

Im Rahmen ihrer Suche nach einem ‚stimmigen‘ Körper-Selbst-Verhältnis berichtet Frau D.:

D.: Ich male Porträt- und Ganzkörperbilder von mir, die aber alle unvollendet sind. Mal male ich mich als junge, überschlanke Frau in rotem Kleid. Das ist mir zu mädchenhaft. Dann habe ich mich mit einem Frauenkörper mit üppigeren weiblicheren Formen gemalt, aber kein passendes Gesicht gefunden.

Frau Ph., die wir in Kapitel VIII.1.4. kennengelernt haben, berichtet von ähnlichen Suchbewegungen:

Ph.: Meistens finde ich kein passendes Gesicht oder die Proportionen stimmen noch nicht. Der Frauenkörper hat in seiner Reife das Gesicht überholt. Bisher passen Kopf und Körper nicht zusammen. Ich habe es satt, mich so unfertig zu fühlen, zu wenig fraulich.

Sich dem eigenen Körper und seiner Geschlechtlichkeit über Bilder zu nähern, gewinnt für Frau D. und Frau Ph. besonderen Stellenwert. Wie bereits bei Lacan in Kapitel II.2. und Kapitel V.4. bis V.6. diskutiert, übernehmen Bilder immer dort eine besondere Funktion, wo der eigene Körper unzureichend sinnlich wahrnehmbar und begreifbar angeeignet werden konnte. Dieser Zusammenhang kommt bei der Aneignung der weiblichen Innergenitalität besonders zum Tragen, da der weibliche genitale Innenraum im Gegensatz zu anderen Körperteilen

kaum handlungsbasiert angeeignet werden kann. Das begehrte Moment beim Malen ist die visualisierte Vergegenständlichung: frau sucht sich selbst sichtbar zu erkennen und kreiert darüber einen Entdeckungsraum. Gleichwohl fordern die gemachten und gefundenen Bilder andererseits zu einer selbstreflexiven Distanzierung heraus. Entsprechend regt sich auch bei Frau D. Widerspruch, wenn sie formuliert:

D.: Vielleicht wollen Sie dann, dass ich nun schnurstracks „glückliche Mutter" werde.

Die bewusst und unbewusst aufgerufenen soziokulturellen Bilder von ‚richtiger Weiblichkeit' gehen mit der Überzeugung einher, nur mit Kinderwunsch weiblich zu sein; sie drohen das aufkeimende Begehren weiblicher Selbstentdeckung auf bestimmte Formen von Weiblichkeit zu begrenzen. Die mit Weiblichkeit verknüpften Bedeutungszuschreibungen orientieren frau nicht nur auf Mutterschaft, sondern grenzen Mutterschaft aus dem sexuellen Begehren aus und drohen, Frauen auf eine passive Position zu fixieren. Wenn Frau D. formuliert, *„ich soll zwar eine Frau sein, aber mehr können sie nicht aushalten",* macht sie auf eine Haltung aufmerksam, die ihr nicht nur familiär, sondern über mediale Bilder und Narrative vermittelt wird, in der Mutterschaft nicht zusammen mit Sexualität und eigenem Begehren auftaucht (vgl. Clement, 2004; Krüger-Kirn, 2010). Dass diese kulturellen Muster in das subjektive Eigenerleben und die Praktiken der Aneignung des Körpers eingehen, ist sicherlich einerseits der Kulturalität des Menschen geschuldet und macht doch andererseits in besonderer Weise darauf aufmerksam, wie sehr die eigenen Körpererfahrungen (patriarchalen Fremd-)Bildern unterworfen sind und nicht handlungsgenerierend werden dürfen. Das ist wohl auch gemeint, wenn Frau D. sagt: *„Ich soll zwar eine Frau sein, aber mehr können sie nicht aushalten."* Hier begegnet uns ein konflikthaftes Verhältnis zwischen äußeren Bildern bzw. tradierten Weiblichkeitsvorstellungen und einer Entfremdung vom eigenen Begehren, das als Ver-Lust am eigenen Körper gefühlt eine eigensinnige Sehnsucht und eine Suche nach dem eigenen Körper und sich selbst repräsentiert.

VIII.1.8. Zwischenreflexion

Im Kontext der untersuchten Motive für den Kinderwunsch wird ein besonderer Stellenwert von soziokulturellen Weiblichkeitsvorstellungen in Bezug auf körperliche und psychische Umgangsweisen und den Modus des Körper-Selbst-Bezugs herausgearbeitet.

Besonders jene soziokulturellen Weiblichkeitsbilder, die bis heute bestimmte Tabuisierungen weiblicher Körperlichkeit tradieren, üben im Rahmen der körperlichen Entwicklung in der Pubertät in der Regel einen hemmenden Einfluss aus. Wie Frauen mit den körperlichen Ver-

änderungen und den Integrationsanforderungen in der Pubertät umgehen, wird im subjektiven Erleben in den Kontext der bisherigen Mutter-Tochter-Beziehung gestellt. Die körperlichen Veränderungen fordern zu einer erneuten identifikatorischen Auseinandersetzung mit der reproduktiven Potenz der Mutter sowie den darüber vermittelten soziokulturellen Bewertungen heraus. Innerhalb des bestehenden Geschlechterverhältnisses finden wir konflikthafte Mutterbilder vor, die durch eine kulturelle Spaltung und die Abwertung von Weiblichkeit über eine Reduktion auf Mutterschaft eine psychische Aneignung der Innergenitalität erschweren. So spannt sich in diesem Untersuchungsabschnitt auf der Ebene der Körpermetaphorik eine konflikthafte Ambivalenz von neugieriger Selbsterkundung und selbstbestimmtem Begehren hin zu Unterwerfung und Fremdbestimmtheit des Körpers auf. Die Selbsterforschung des diffusen Inneren und der Wunsch, „*in die Hülle zu wachsen"*, verweisen auf ein bisher unerfülltes Begehren nach Entdeckung und Aneignung des eigenen Körpers bzw. der eigenen Genitalität. Entsprechend der massiven körperlichen Verunsicherungen in der Pubertät, die den Körper in bis dahin ungekannter Weise in den Vordergrund rücken und die Balance des bisherigen Körper-Selbst-Verhältnisses erschüttern[244], ist die Abhängigkeit und Vulnerabilität durch Außeneinflüsse sehr hoch. Daher greift die gesellschaftliche Wertung besonders intensiv und beeinflusst das Körper-Selbst-Verhältnis. Obwohl Frauen wie Frau T. und Frau D. ihre Konflikte und Anklagen nicht direkt an gesellschaftliche Strukturen adressieren, kann mit ihnen darauf aufmerksam gemacht werden, dass der in ihnen repräsentierte Entwurf von Mutterschaft mit traditionellen Weiblichkeitsvorstellungen einhergeht und in den Dienst der heterosexuellen Matrix gestellt bleibt.

VIII.1.8.1. Körperliche Metaphorik in der Adoleszenz

Wenn das Mädchen während der Pubertät mit dem Körperinneren konfrontiert ein Element ihrer Weiblichkeit vorfindet, das gleichzeitig hinter gesellschaftlichen Kodierungen verschwindet, dann zeigt ein erneuter Blick auf das ‚diffuse Innere' auch einen deutlichen strukturellen Zusammenhang mit soziokulturellen Verhinderungen. Auf der subjektiven Verarbeitungs- und Erfahrungsebene hinterlassen diese Spaltungen in jeder subjektiven Körpergeschichte vielfache Spuren, denen frau mit jedem Zyklus begegnet; selbst wenn sie diesen via Pille unterbindet, wird sie durch die tägliche Einnahme der Kontrazeptiva an ihn erinnert und muss eine Haltung dazu finden. Psychodynamisch bedingen spaltende Verarbeitungsmodi, dass die in bewertende Polaritäten eingespannten Anteile abgelehnt, unterdrückt und nach außen projiziert werden. Durch soziokulturelle Zuschreibungen als normal und richtig vali-

244 Vgl. Flaake & King (1992), die ein Gemisch aus Neugier, Faszination, Entsetzen und Abwehr beschreiben, die durch die körperliche Reife und die zu erwartenden sexuellen Gefühle ausgelöst werden.

diert, werden diese Spaltungen assoziativ mit weiteren Lebensbereichen verknüpft. Dann tritt die ursächliche Tabuisierung – hier des Menstruationsblutes – in eine Beziehung mit einem Bedeutungshof, der weit über die konkrete Bedeutung hinausgeht. Dieser Bedeutungshof kreiert imaginäre Gleichsetzungen, wie das Beispiel des französischen Wortes „*propre*" zeigt: Es steht zugleich für „sauber" und für „eigen"; dem steht als Gegenteil „schmutzig" und „fremd" gegenüber.[245] Wie sehr diese Codierungen auf die weibliche Körperlichkeit abzielen und deren Verwerfung intendieren, wurde mit Frau T. beispielhaft aufgezeigt. Da Symbolisieren heißt, Körperempfindungen und Organe denken und differenzieren zu können, spiegeln die mangelnde und zugleich tabuisierende Repräsentanz weiblicher Körperlichkeit und die psychische Situation, sich mit den eigenen Gefühlen, Wünschen und Gedanken schuldig zu machen, nicht nur einen strukturellen psychischen Konflikt wieder, sondern einen soziokulturell-gesellschaftlichen.

Gegenüber der Position, bestimmte Körpererfahrungen auszublenden, bleibt trotz der Tabuisierungen und kulturell induzierten Verwerfungen der Wunsch nach einem Raum bestehen, den Körper zu be-achten und sich mit dem geschlechtlichen Körper und den damit verbundenen Vorstellungen, Sehnsüchten und Ängsten auseinanderzusetzen, wenn auch verdeckt oder in Schmerzen verhüllt. Die Frauen versuchen, die drohende Spaltung zwischen Körper und Psyche zu überwinden und die vorgestellte Konflikthaftigkeit der somato-psychischen Verwobenheit in das subjektive Selbstverhältnis zu integrieren, also über eine subjektive Aneignung und symbolisierbare Realität den geschlechtlichen Körper in einen geschlechtlichen subjektiven Leib zu transformieren.

Der Zugang zum eigenen Inneren, um sich die eigene Innenwelt anzueignen, wird auf vielfältige Weise gesucht. Im Zusammenhang mit symbolisierenden Aneignungsmöglichkeiten gewinnt das Malen von Körperbildern neben Träumen und aktiven Körperpraktiken (vgl. Kap. VIII.1.8.1.) zentrale Bedeutung. Immer wieder tauchen im untersuchten Fallmaterial Berichte von Frauen auf, die über Malversuche eine Annäherung an ihren Körper suchen.[246] Dabei geht es um eine subjektive Validierung von inneren Unsicherheiten, Fragen und Unheimlichkeiten (vgl. Kap. VIII.1.7.). Hier lassen sich Parallelen aufspannen zwischen Malversuchen, Tagebuchschreiben und den von Rentdorff (1997) referierten Beobachtungen über das kindliche Rollenspielverhalten von Mädchen, die sich über die spielerische Gestaltung von Wohn-

245 Diesen Hinweis verdanke ich Uwe Langendorf: Call for papers zur 25.Tagung der GPPP in Berlin vom 25.-27.3.2011.

246 Vermutlich wird das Malen zunehmend von Anwendungen wie dem Schönheitschirurgie-Simulator für Windows oder entsprechende Apps abgelöst.

räumen den eigenen Körperräumen annähern und versuchen, diese zu symbolisieren. Auch die besondere Bedeutung von gleichgeschlechtlichen Freundschaften in der Adoleszenz weist in dieselbe Richtung. Hier gewinnen besonders die symmetrische und reziproke Beziehungsdynamik und der gleichgeschlechtliche Austausch mit der Freundin über die sich verändernde Körperlichkeit stabilisierende Bedeutung (Flaake & John, 1998b; Seiffge-Krenke, 2004) und bieten zumindest für eine kurze Entwicklungsspanne einen Raum, in dem die Dominanz hetero- und homosexueller Codierungen nicht so stark ist.[247] Das Eigene im Blick des anderen produktiv zu entdecken, wird in der Regel von homosexuellen Tabus überlagert und etabliert eine Spannung, die vor dem Hintergrund der heterosexuell strukturierten Geschlechterordnung (vgl. Butler, 1991) nicht individuell zu lösen ist. Dennoch schlummert der Wunsch nach Anerkennung des geschlechtlichen Körpers im Verborgenen, der Wunsch nach dem Glanz im Auge der Freundin/Mutter, und die erotisch-sinnliche Dimension, welche in die Körpererfahrungen und Identifikationsprozesse einfließen, taucht – wie das empirische Material zeigt – dann auf, wenn ein Raum zur Verfügung steht, wie ihn bspw. der therapeutische Raum darstellt. In Bezug auf den Modus des Körper-Selbst-Bezugs bleibt erneut festhalten, dass er – verortet im gesellschaftlichen und diskursiven Kontext – äußerst ambivalenten Spannungen zwischen auto- und homoerotischen Gefühlen und Sehnsüchten sowie deren Abwehr unterliegt. Damit ist eine Vielschichtigkeit der weiblichen Entwicklungsaufgaben angedeutet, die die besondere Bedeutung und Vulnerabilität der Pubertät unterstreicht. Das adoleszente Ringen um eine Aneignung der weiblichen Geschlechtsorgane bzw. des weiblichen Körpers und dem Potential zur Mutterschaft ist erklärtermaßen bis heute eine Leerstelle im gesellschaftlichen Diskurs, aber auch den entwicklungspsychologischen und psychoanalytischen Theorien, und verweist auf eine fehlende Theorie hinsichtlich der Geschlechterdifferenz (vgl. Schlesier, 1981, Flaake, 1998a; King, 1996).

VIII.1.8.2. Adoleszenz und soziokulturelle Weiblichkeitsbilder

An der Tabuisierung weiblicher Innergenitalität kann beispielhaft gezeigt werden, dass eine mangelnde Repräsentanz weiblicher Körperlichkeit nicht nur zu Sprachlosigkeit (vgl. Lerner, 1980), sondern auch zu einer mystischen Verknüpfung mit Unkontrollierbarem führen kann. Unbewusst verhindert die damit einhergehende entsprechende Beschämung, dass das darin verborgene Begehren und der Eigensinn verstanden werden, die sich in dem Wunsch, „*da*

247 Grundsätzlich wurden in der Psychoanalyse neben der Mutter die Einflüsse und Ressourcen durch andere nahestehende Personen lange Zeit enorm unterschätzt (vgl. Heenen-Wolf, 2007). Besonders für den Umgang mit Konflikten sowie die Konturierung des Körperkonzepts und des Selbstkonzepts, aber auch für die Annäherung an das andere Geschlecht sind Freundschaftsbeziehungen von besonderer Bedeutung (vgl. Seiffge-Krenke, 2004, S. 121ff.).

rauszukommen", andeuten. So war es auch Frau T. und Frau D. bis dato nicht möglich, über ihr Begehren ohne Ängste nachzudenken und es von unbewussten Projektionen zu befreien.

Ein kritischer Blick auf tabuisierte Körperaspekte im Gesamtbild von weiblicher Körperlichkeit offenbart ideologische Spaltungen und Zerrbilder, die quer durch den Körper der Frau gehen und bis heute bestimmte Formen von Weiblichkeit fixieren. Wie in den Sequenzen deutlich wurde, ist eine narzisstische Identifizierung mit dem eigenen geschlechtlichen Körper oder bestimmten Körperteilen umso stärker beeinträchtigt oder sogar verunmöglicht, je mehr den soziokulturellen Weiblichkeitsbildern kollektive Spaltungen zugrunde liegen – wie z.B. derjenigen zwischen ‚sauber' und ‚schmutzig'. Die enge Verknüpfung zwischen Menstruation und Sexualität und damit verbundene Bewertungen fungieren als latente Botschaften dem eigenen Körper gegenüber. Obwohl die Menstruation die Generativität als zentrale Potenz der Weiblichkeit repräsentiert, ist die Blutung in der soziokulturellen Symbolik mit Schmutzigem assoziiert.[248] Die Reduzierung der Menstruation auf ein Hygieneproblem mündet in eine Tabuisierung, die nicht nur den weiblichen Körper einschließlich seiner körperlichen Eigenlogik der Zyklizität betrifft, sondern implizit auch die sexuellen Empfindungen; in der Pubertät werden sexuelle Phantasien und Wünsche auch mit den physischen Möglichkeiten der Fortpflanzung verbunden. Eine derartige Ausblendung weiblicher Körperlichkeit unterdrückt in elementarer Weise nicht nur eine Lust, die sich auf den eigenen Körper und die Sexualität bezieht, sondern auch die existentielle Tatsache des Körper-Habens**.** Unweigerlich geht eine Desexualisierung der weiblichen Innergenitalität mit einer bestimmten Unwissenheit über den eigenen Körper und einer Leugnung der aktiven Seiten einher und trägt dazu bei, dass traditionelle Spaltungen greifen, in denen weibliches Begehren mit Passivität legiert ist. Dies hat wiederum eine einseitig symbolische Verflechtung von Begehren mit Männlichkeit und männlichen Genitalien zur Folge. Es liegt in der Dynamik von Spaltungen, dass sie eine Ausgrenzung etablieren. Legieren sich Spaltungstendenzen auf der psychischen Ebene mit frühkindlichen Abwehrmechanismen von Spaltung und Idealisierung, wie dies entwicklungspsychologisch in der Regel der Fall ist und insbesondere libidinös- sinnliche wie aggressive Gefühle betrifft, dann drohen die mit dem geschlechtlichen Körper einhergehenden Tabuisierungen diese Spaltungen zu verfestigen. Auf diese Weise verknüpfen sich etablierte Spaltungen mit der Gegenwart; sie verweisen zwar auf das Vergangenheitsunbewusste, kön-

248 Vgl. hierzu die historische Verankerung dieser Reduktion der Menstruation, die einen Bogen von den Menstruationshütten bis zu der hygienisch reinen Unsichtbarmachung unserer Zeit aufspannt. In einer kulturgeschichtlichen Perspektive mit Schmutz verknüpft (vgl. Mary Douglas, 1966) wird es als unrein verworfen und ausgeblendet (siehe auch Kap.VII.6.)

nen aber erst wirklich wirksam werden, wenn die Gegenwart entsprechende Validierungen bereitstellt (vgl. Kap. II.1.2.)

Menstruationsblut gilt seit der griechischen Antike als Quelle von Unreinheit; in alttestamentarischen Schriften steht es als Synonym für den Sündenfall des Weibes, abgeleitet aus dem Sündenfall im Paradies, der Eva angelastet wird. Die – weiblich konnotierte – Schlange symbolisiert die Bedrohlichkeit der weiblich sexuellen Verführungskraft. Im Judentum, Christentum und Islam wird die Frau, die menstruiert oder geboren hat, als unrein beschrieben. Das Phantasma der Gefährlichkeit und Giftigkeit des Menstrums und der Nachgeburt wird durch die Auffassung belegt, dass diese der Reinigung des weiblichen Körpers dienen (vgl. Moré, 2003).

Grundsätzlich scheint eine wesentliche Funktion offener und verborgener Rituale darin zu bestehen, Frauenkörperlichkeit und Sexualität nicht als Quelle von Potenz und Kraft zugänglich werden zu lassen, sondern der jeweiligen patriarchalen Kultur anzupassen (vgl. Friebertshäuser, 1995). Doris Bernstein (1993) betont darüber hinaus, dass sich die mit der Tabuisierung einhergehende Unterdrückung der weiblichen Lust und Potenz bis in kleinste Interaktionen niederschlägt. Während mit Bernstein noch eine – wenn auch von Unterdrückung geprägte – Verkörperung denkbar bleibt, spricht Gambaroff mit Blick auf den weiblichen Innenraum sogar von einem Hohlraum, dessen Tiefensensibilität durch die kulturelle Behinderung unerkannt und stumm bleibt (Gambaroff, 1984, S. 92).

Diese Ausführungen verdeutlichen, dass eine Aneignung der Innergenitalität als weibliche Potenz unter diesen Voraussetzungen nur schwerlich erfolgen und im metaphorischen Sinne als Etablierung schöpferischer Potenzen kaum gedacht werden kann. Eine mangelnde und von tabuisierenden Spaltungen geprägte Repräsentanz der für die Adoleszenz bedeutsamen Entwicklungsaufgabe der Aneignung des geschlechtsreifen und fruchtbaren Körpers in der symbolischen Ordnung der Geschlechter verhindert einen positiven Selbstbezug zum eigenen Körper und eine Integration in Hinblick auf die prokreativen Fähigkeiten (vgl. King, 2002, 2006). Bis heute stehen im hegemonialen Körperdiskurs kaum Bilder zur Verfügung, die es frau ermöglichen, sich die menstruierende Gebärmutter frei von Angst und Tabus anzueignen, geschweige denn bewusst mit Lust und Potenz zu verknüpfen. Kollektive Vorurteile haben auf eine libidinöse Besetzung und psychische Aneignung der inneren Genitalität einen gravierenden hemmenden Einfluss. Das entsexualisierte Körper- und Mutterbild führt zu einer paradoxen Situation, in der einem sexuell erwachenden Körper ein kulturell entsexualisierter Raum gegenüber steht. Vor dem Hintergrund der symbolischen Repräsentation der Ge-

schlechter und einer gesellschaftlichen Entwertung des Weiblichen kann sich die Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht ausgesprochen konflikthaft gestalten und wie bei Frau T. als Ausdruck der Kränkung verstanden werden.

Sollte dieser Diskurs überhaupt soziokulturell verankert sein, so finden wir im gesellschaftlichen Unbewussten den Persephone-Mythos als Vorlage für eine selbstbewusste Aneignung des eigenen Genitales als Ort der reproduktiven und prokreativen weiblichen Potenz.[249] Hier gilt die Menstruation als Symbol für die weibliche Fruchtbarkeit, ihre Fähigkeit zur Regeneration und damit für das Versprechen auf neue Mutterschaft. Doch dominieren im gesellschaftlichen Unbewussten weiterhin jene religiösen Mythologien, die eine Ausgrenzung einer zutiefst weiblichen Körpererfahrung begründen.[250]

Bisher wurde der Kinderwunsch innerhalb der Matrix der frühkindlichen und adoleszenten weiblichen Entwicklung und der Mutter-Tochter-Beziehung diskutiert. Dabei zeigte die Analyse des empirischen Materials, dass der Kinderwunsch von unbewussten phantasmatischen Bindungen und Bildern durchsetzt ist. Darüber hinaus wurde das Begehren der Frauen deutlich, den eigenen Körper aus den inneren Bindungen an andere (Mutter, soziokulturelle Zuschreibungen) zu lösen und zu einem selbstbestimmten Körper-Selbst-Verhältnis zu gelangen. Der Kinderwunsch wurde aus imaginären kindlichen Vorstellungen in die Realität eines potenten, fortpflanzungsfähigen Körper gestellt, dessen Aneignung und Selbstbestimmung mit immer neuen Herausforderungen einhergeht. Im Folgenden wird das Begehren nach Selbstbestimmung in Bezug auf den eigenen Körper und den Kinderwunsch im Kontext der partnerschaftlichen Beziehung betrachtet. Veränderte gesellschaftliche Bedingungen ermöglichen heute zwar vielfältigere Lebensentwürfe, doch besonders im Zuge des Kinderwunsches scheinen tradierte normativ wirksame Überzeugungen wieder zutage zu treten. Dementsprechend wundert es nicht, wenn Ungleichzeitigkeiten zwischen emanzipatorischen und traditionellen Mutterschaftsentwürfen auftreten, die quer zu emanzipatorischen und geschlechterübergreifenden Vorstellungen liegen. Im folgenden Beitrag berichtet Frau N. von ihrer Panik vor einer Schwangerschaft/Mutterschaft, als die geplant letzte Pillenpackung zur Neige geht; diesen Zeitpunkt hatte sie mit ihrem Partner für die Verwirklichung des gemeinsamen Kinderwunsches verabredet. Sie veranschaulicht ihre Panik mit folgendem Traum:

249 Demeter trauert um ihre in die Unterwelt entführte Tochter Persephone und wird von ihrer Dienerin Baubo getröstet, indem diese Demeter ihr entblößtes Geschlecht zeigt. Demeters Lachen wird daraufhin im Sinne der Hoffnung auf Erneuerung und Fruchtbarkeit bzw. Wiedergeburt und Wandlungsfähigkeit des Weiblichen gedeutet (vgl. Devereux, 1981).

250 Die Notwendigkeit, dass die Leidenschaften der Frauen zum Schutze der Kinder gezügelt werden müssen, geht auf die griechische Philosophie und Tragödiengeschichte sowie biblische Texte zurück.

VIII.1.9. „Ich will keine Marionette sein“

Stundenausschnitt 7: Frau N., 37 Jahre, Erzieherin, verheiratet

N.: Irgendwer hat versucht, meine Grenze zu überschreiten, hat versucht, immer wieder etwas zu machen, was unverschämt war, mir etwas zu stehlen oder so. Ich hab ihn angeschrien, was es eigentlich soll, war laut, so wie ich es eigentlich nie bin […]. Ich habe Angst, D. zu verlieren, er wünscht sich unbedingt ein Kind. Ich fühle mich unter Druck gesetzt. Aber ich will keine Marionette sein.

Die Ambivalenz zwischen dem Wunsch nach und der Angst vor einer Schwangerschaft gestaltet sich bei Frau N. als Frage nach ihrer Selbstbestimmung und ihren Durchsetzungskompetenzen. Ihre Formulierung: *„Aber ich will keine Marionette sein“*, richtet sich offensichtlich auf eine imaginäre Auseinandersetzung mit ihrem Partner, in der Frau N.s Befürchtung, fremdbestimmt zu werden, zum Ausdruck kommt. Diese Angst bezieht sich auch im Traumtext zunächst auf ihren Mann, legt aber mit eindrücklichen Körperbildern implizit auch eine eigene Angst vor einer Schwangerschaft nahe, wenn Frau N. äußert, dass *„irgendwer versucht, meine Grenze zu überschreiten, […] mir etwas zu stehlen oder so“.* Hier wird Schwangerschaft als eine Überschreitung der Körpergrenzen, als ein Eindringen in das eigene Körperinnere bebildert und mit Aspekten von Ausgeliefertsein und Phantasien von innerer Zerstörung assoziiert. Auf die Angst vor Fremdbestimmung wird durch das Bild der Marionette in doppelter Hinsicht angespielt. Einerseits lässt es daran denken, dass eine Marionette keinen eigenen Willen hat und von anderen abhängig ist; der Aspekt der Ohnmacht dem Anderen gegenüber bezieht sich im Traumbild auf den Ehemann und den Körper gleichermaßen. So einleuchtend dieser Bedeutungszusammenhang ist, geht mit dem Bild der Marionette neben der Angst vor Fremdbestimmung auch der spielerische und kreative Aspekt von Verwandlung einher. Dann tritt uns die Marionette als beliebtes Spielzeug entgegen, mit dem verschiedene Rollen und Empfindungen ausprobiert werden können. Durch ein Verknüpfen dieser beiden Assoziationsbereiche spannt sich ein Bogen zwischen Phantasie und Realität auf, doch das Potential des Ausprobierens von Rollen und Geschlechtsidentitäten ist in Bezug auf ein Raum-Zeit-Kontinuum begrenzt und im Hinblick auf eine Schwangerschaft völlig unmöglich. Gerade mit Blick auf den Kinderwunsch wird deutlich, dass eine Schwangerschaft den Körper ganz leibhaftig betrifft und für eine bestimmte Zeit festlegt. In dieser Zeit kann nicht mehr beliebig mit den vielfältigen Aspekten des Körpers ‚gespielt‘ werden. Die somatische Präsenz des Körpers lässt sich nicht länger ohne weiteres ausblenden oder als Objekt vielfältig gestal-

ten und inszenieren. Die in diesem Zusammenhang prominenten Strategien einer Spaltung zwischen innerem und äußerem Körperbezug können in der Schwangerschaft nicht mehr praktiziert werden (von schweren Formen der Dissoziation abgesehen), und der Modus des Körper-Selbst-Bezugs ist begrenzt. Der Doppelaspekt von Körper-Haben und Leib-Sein ist im Zustand der Schwangerschaft auf eine Art und Weise körperlich-leiblich verwoben, die kaum eine Distanzierung zulässt; die somatische Präsenz des Körper-Habens dominiert und bestimmt das Leib-Sein. Natürlich kann dem Körper gegenüber weiterhin eine selbstreflexive Position eingenommen werden, doch die Grenzen zwischen Körper-Haben und Leib-Sein verschieben sich und verlagern sich weiter in den Körper hinein.

Die Besonderheiten dieser körperlichen Erfahrungen werden im nächsten Abschnitt vertieft. Hier werden zunächst weitere Einflussfaktoren verfolgt, die dazu beitragen, dass frau ihren Kinderwunsch als Verdinglichung der reproduktiven Potentiale des weiblichen Körpers erlebt. Wie sehr soziokulturelle Mutterbilder die imaginierten Körpervorstellungen in der Schwangerschaft beeinflussen, wird besonders eindrücklich virulent.

N.: Einer wird dick und fett, einer geht; die Männer sind so vital, machen ihr Ding, meine Mutter war passiv und wurde dick. Es wäre einfacher, ein Mann zu sein. Männer kommen und gehen, wie sie wollen, sind unabhängig, können sich fortpflanzen, ohne die Konsequenzen wirklich tragen zu müssen. Eine Frau ist die, die „die A-Karte" gezogen hat.

Frau N. bringt hier ihre feste Überzeugung zum Ausdruck, dass, wenn frau Mutter wird, unweigerlich Geschlechterhierarchien zum Tragen kommen, die von klassischen Familienvorstellungen geprägt sind und frau ein Leben lang festlegen. In ihrer Vorstellung treten mit dem Kinderwunsch gesellschaftliche Mutter- und Weiblichkeitsbilder zutage, die sehr traditionell anmuten. Folglich ist sie der Überzeugung, Mutterschaft und Liebesbeziehung seien zusammen nicht möglich. Auch die tradierte Spaltung der Frau in Mutter und Liebhaberin (Hure, Lolita) realisiert sich unbewusst. Wie in dieser Arbeit im Begründungszusammenhang von Spaltung und Tabuisierung bereits mehrfach angeführt, wird auch bei Frau N. der Einfluss auf ihren Körper-Selbst-Bezug sehr deutlich: Mutterliebe fordert eine selbstlose Hingabe an das Kind und ist mit eigenen Interessen, unabhängig ob sexueller oder beruflicher Art, unvereinbar.

Demgegenüber verkörpern Männer die Freiheit. Sie können lieben und sich fortpflanzen, ohne festgelegt oder verantwortlich zu sein. Miteinander unvereinbare Lebensentwürfe scheinen Frauen dazu zu zwingen, sich entweder aufopfern oder der eigenen Vervollkommnung zu widmen.

Frausein und Muttersein stehen sich in Frau N.s Vorstellung konkurrierend und gegenseitig ausschließend gegenüber. Frau muss sich, um es mit Simone de Beauvoir zu sagen, zwischen „écrire ou enfanter“ entscheiden.[251] Obwohl diese Spaltungen heute nicht mehr in aller Eindeutigkeit den öffentlichen Diskurs bestimmen, charakterisiert doch eine bislang fehlende Integration von Erotik und Sexualität in den Mutterkörper das Bild der Mutter. Auf diese Weise inszenieren sich die beschriebenen Spaltungen weiterhin unterschwellig und schaffen in den individuellen Beziehungsstrukturen konflikthafte Diskrepanzen zwischen Wunsch und Wirklichkeit (vgl. Villa, 2009, Krüger-Kirn, 2013c). So gesehen wundert es nicht, wenn bis heute Ungleichzeitigkeiten zwischen emanzipatorischen und traditionellen Mutterschaftsentwürfen auftreten.

Obwohl Kinderwunschvorstellungen, in denen Weiblichkeit auf Mutterschaft festgelegt ist, bis heute unbewusst existieren, haben sich vor dem Hintergrund emanzipatorischer und gesellschaftspolitischer Errungenschaften diesbezüglich gravierende Veränderungen entwickelt. Eine Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe ermöglicht heutzutage verschiedene Modelle von Selbstverwirklichung und Mutterschaft. Im Zuge dessen gewinnt auch der Kinderwunsch einen neuen Stellenwert. Gegenüber traditionellen Mutterschafts- und Weiblichkeitsentwürfen begründet er zwar weiterhin eine Form der weiblichen Subjektivierung, kann aber weitere Funktionen übernehmen und Wunsch und Anforderung gleichzeitig repräsentieren (vgl. Beck-Gernsheim, 2006; Höhn et al., 2006). Im Kontext des gegenwärtigen Frauenbildes kann der Kinderwunsch auch den Charakter eines Gegenentwurfs zu einem als fremdbestimmt erlebten beruflichen Alltag darstellen und ein Bedürfnis nach Selbstbezug und die Sehnsucht nach Nähe zum eigenen Körper repräsentieren.

Grundsätzlich gehen mit dem Kinderwunsch auf der körperlichen Ebene Phantasien der Überschreitung der Körpergrenzen ein. Bisher wurden Aspekte von Ausgeliefertsein und Phantasien von innerer Zerstörung beleuchtet. Bebildert über ein Eindringen in das eigene Körperinnere traten die bedrohlichen und ängstigen Seiten einer Schwangerschaft in den Vordergrund. Dass mit dem Kinderwunsch auch positive und integrative Körperphantasien verbunden sind, wird mit Frau Ch. in den Blick genommen.

251 De Beauvoir meint Schreiben oder Kinderhaben. Zit. nach Eliacheff & Heinrich, 2004, S.17.

VIII.1.10. Kinderwunsch und beruflicher Entwicklungskonflikt

Stundenausschnitt 8: Frau Ch., promovierte Juristin, verheiratet, zwei Söhne (6 und 10 Jahre)

Ch.: Ich weiß nicht, wie ich beruflich weitermachen will. Schwanger sein und ein Baby zu haben, macht mich als Frau zu etwas Besonderem, ich wäre etwas wert, würde mich von anderen Frauen unterscheiden und vor einigen Identitätsaufgaben im Sinne der notwendigen Klärung, was ich will, schützen.

A.: Der Kinderwunsch könnte Ihre berufliche Entscheidungsfindung hinauszögern.

Ch.: Das Kind gäbe mir eine Richtung vor. Ich könnte wie mein Baby einfach da sein, ohne etwas leisten zu müssen.

Frau Ch. hat bereits zwei Kinder und ist berufstätig; im Rahmen einer anstehenden beruflichen Weiterentwicklung beschäftigt sie sich erneut mit ihrem Kinderwunsch. Dabei rückt ihr Blick auf den Körper und motiviert einen Modus des Körper-Selbst-Bezugs, der hier in besonderer Weise handlungsleitend wird. Frau Ch.s Sehnsucht, aus beruflichen Arbeitszwängen auszusteigen, führt zu ihrem Kinderwunsch. Gegenüber der beruflichen Verantwortung und Aufgabe, sich weiter zu entwickeln, imaginiert sie mit einer erneuten Mutterschaft eine Veränderung ihrer bisherigen Lebenssituation und hofft auf einen Zugewinn an Freiheit. Der affirmative Charakter ihres Kinderwunsches ist Frau Ch. durchaus bewusst, wenn sie erklärt, das Kind erfülle auch eine Funktion und schütze sie „*vor der notwendigen Klärung, was ich will"*. Auch die Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit scheinen Frau Ch. durchaus klar zu sein; als Mutter von zwei Kindern kennt sie die Problemfelder und Konflikte um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Vermutlich gerade deshalb imaginiert sie den Ausstieg aus dem Berufsalltag als Zugewinn an Freiheit. Sie hofft, verschiedene Aspekte des eigenen Lebens, besonders bisher zu kurz gekommene Selbstaspekte, verwirklichen zu können. Indem Frau Ch. auf leibliche Erfahrungen Bezug nimmt, die im beruflichen Alltag zu kurz kamen oder gänzlich ausgeblendet werden mussten, treten über den Modus des Körper-Selbst-Bezugs Erfahrungen und Überzeugungen hervor, denen zufolge berufliche Anforderungen und Arbeitszwänge selbstbestimmte Lebens- und Gestaltungsmöglichkeiten einengen und zu Entfremdungserfahrungen beitragen. Auf die vermeintlichen Leistungsanforderungen reagiert Frau Ch. nicht mit Depressionen, wie es aktuelle Studien, bspw. von Alain Ehrenberg, belegen, sondern mit einem Kinderwunsch.[252]

252 Vgl. Ehrenberg, 2008. In seinem Buch „Das erschöpfte Selbst" charakterisiert Ehrenberg die Depression als „Krankheit der Verantwortlichkeit, in der das Gefühl der Minderwertigkeit vorherrscht" (Ehrenberg, 2008, S. 15), und stellt eine enge Verbindung mit gesellschaftlichen Anforderungen und Verhältnissen her. Da Ehrenbergs Untersuchung keine geschlechtsspezifische Differenzierung vornimmt, konnte im Umgang mit Unzulänglichkeiten kein Unterschied zwischen den Geschlechtern festgestellt werden. Dadurch bleibt aller-

Mit einem Baby – so hofft sie – könne sie zu ihrer sinnlichen Leiblichkeit zurückfinden und *„wie mein Baby einfach da sein, ohne etwas leisten zu müssen"*. Den fremdbestimmten Zeitstrukturen des Arbeitsalltags tritt die Sehnsucht nach einem Alltag gegenüber, der von körperlich-sinnlichen Rhythmen und Bedürftigkeiten geprägt ist. Obwohl Frau Ch. – so ist zu vermuten – als erfahrene Mutter weiß, dass gerade diese Hoffnung ein Trugschluss ist, beeindruckt in ihrem Wunsch die Sehnsucht nach einem anderen Leben. Es wird deutlich, dass sie eine weitere Mutterschaft mit dem Versprechen auf eine Veränderung und Erweiterung ihrer Identität und ihres eigenen Selbstentwurfs verknüpft. Sie hofft zudem auf eine narzisstische Aufwertung, die sie *„als Frau zu etwas Besonderem macht"*. Dass sie diese Aufwertung nicht nur auf ihren subjektiven Selbstwert bezieht, sondern sich darüber einen besonderen Stellenwert in der Gesellschaft verspricht, wird deutlich, wenn sie davon ausgeht, sich *„von anderen Frauen [zu] unterscheiden"*.

Wir werden hier mit ‚bedürfnisorientierten' Motiven für einen Kinderwunsch konfrontiert, die in einer Sehnsucht nach Körperlichkeit gründen. Werden diese Motive vor dem soziokulturellen Kontext analysiert, kann der Kinderwunsch als Gegenentwurf zu hegemonialen postmodernen Weiblichkeitsentwürfen gelesen werden, der den entsprechenden leistungs- und körperoptimierenden Anforderungen zu widersprechen scheint. Während mit Frau Ch. die Hoffnung auf ein Zusammenfügen getrennter Lebens- und Erfahrungsbereiche zum Ausdruck gebracht wird, treffen wir im soziologischen Diskurs an dieser Stelle häufig auf Unverständnis und sorgenvolle Stimmen, die einen weiblichen Backlash diagnostizieren.

Da innerhalb des feministischen Diskurses – ausgehend von Shulamith Firestone und Simone de Beauvoir – die Fähigkeit zur Mutterschaft als Wurzel der weiblichen Unterdrückung gesehen und sie von einem Großteil der Frauenbewegung als Verhinderung der Selbstbestimmung betrachtet wird, ist es besonders schwierig, Kinderwunsch und Mutterschaft in die subjekttheoretischen Überlegungen zu weiblicher Subjektivität aufzunehmen.

Gerade die Emanzipationsdebatte hat parallel zur gesellschaftlichen Aufwertung und Gleichstellung der Frau zu einer Abwertung der Mutterschaft beigetragen, indem sie Mutterschaft ausschließlich auf der Ebene der Verbindung mit Berufstätigkeit verhandelt.[253] Mit dieser Auslegung von Emanzipation haben sich neue Formen der Tabuisierung etabliert, die dazu

---

dings ungeklärt, ob es geschlechterdifferente Strategien gibt, wie die Ergebnisse im Zusammenhang mit den Körperpraktiken in Kapitel VII. und diesem Empirie-Abschnitt nahe legen.

253 Differenzfeministische und gleichheitsorientierte Ansätze beziehen sich in unterschiedlicher Weise auf Mutterschaft: entweder affirmativ positivierend (z.B. Irigaray, 1979 oder negativ, insofern als die „Natur der Frau" als Schicksal gilt, das zu überwinden ist (z.B. de Beauvoir, 1968; Firestone, 1975).

beitragen, die Verschränkung von körperlichen, kognitiven und emotionalen Zusammenhängen aufzulösen (vgl. Schön, 1989, S. 19). Damit geht eine Einschränkung einher; Emanzipation wird in spezifischer Weise nur für bestimmte weibliche Identitätsentwürfe als Fortschritt charakterisiert. Auf diese Weise wird nicht nur erneut die geschlechtliche Differenz ausgeblendet, sondern eine moderne Form der Geschlechterhierarchie etabliert. Zu dieser gehört auch die Verkörperung eines postmodernen Frauenbildes, in dem eine Frau nur dann selbstbestimmt ist, wenn sie Beruf und Familie vereinbart. Bezogen auf den Gesellschaftsvertrag der Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Mutterschaft gilt jede andere Form von Mutterschaft – wie jene, die hier von Frau Ch. angestrebt wird – als Ausdruck einer gescheiterten Weiblichkeit (McRobbie, 2010, S.124). Daher stellt sich vor dem Hintergrund neoliberaler Gesellschaftsverhältnisse erneut die Frage, ob es sich hier nicht auch um eine Anpassungsleistung handelt, die sich unbewusst mit der kollektiven Abwehr einer über Jahrhunderte erfolgreich verdrängten Marginalisierung und Funktionalisierung des weiblichen Körpers in Bezug auf Mutterschaft verbindet.

Infolge feministischer Errungenschaften scheint eine kritische Position gesellschaftlichen Geschlechtervorstelllungen gegenüber schwerlich gleichzeitig mit einem Kinderwunsch vorstellbar. Demgegenüber wird gerade mit Frau Ch. eine Parallelität verschiedener Weiblichkeitsentwürfe deutlich, die sich weder gegenseitig ausschließen noch per se gesellschaftskonform sein müssen. Andererseits kann mit Blick auf die postmoderne Instrumentalisierung des Körpers gerade der Kinderwunsch als eine zunächst paradox anmutende Form von Protest gegen kulturell etablierte Anerkennungsstrukturen von Mutterschaft gelesen werden. Der Verweigerungsgestus besteht dann darin, den Kinderwunsch leistungsfixierten Anerkennungsstrukturen gegenüberzustellen und artikuliert sich als Protest gegen erneut einengende und ideologisch aufgeladene Weiblichkeitsbilder. Das Motiv des hier artikulierten Kinderwunsch intendiert zwar eine Öffnung der bisherigen Mutterbilder, indem der Kampf um subjektive Gestaltungsspielräume (auf der Körper-Selbst-Ebene als emanzipatorischer Prozess erlebt) eine Integration bisher abgewehrter Bedeutungsdimensionen des weiblichen Körpererlebens anstrebt; allerdings bleibt in dieser Deutungsperspektive die Spaltung von reproduktiver (ideeller) und produktiver (ökonomischer) Arbeit erhalten und schränkt die Anerkennungspraxis von Mutterschaft als produktiver Tätigkeit und „als Form menschlicher Praxis und Arbeitserfahrung“ (Schön, 1989, S. 19) weiterhin ein.

VIII.1.11. Zusammenfassung der Ergebnisse: Kinderwunsch und weiblicher Körper-Selbst-Bezug

In diesem Untersuchungsabschnitt wurden subjektive Körper- und Mutterschaftsvorstellungen untersucht, die dem Kinderwunsch zugrunde liegen können. Geleitet von der Frage, wie das Verhältnis zwischen gesellschaftlichen bzw. soziokulturellen Vorstellungen und weiblichem Körper-Selbst-Erleben aufzuspannen ist, zeigen die Sequenzen, dass der Kinderwunsch der vorgestellten Frauen mehrfach determiniert ist. Dabei zeichnet sich eine Sinnstruktur ab, in der die subjektiven Vorstellungen und Wünsche nach einem Kind eng mit verinnerlichten Mutterbildern zusammenhängen, die sich bewusst und unbewusst aus der biographischen Mutter-Tochter-Beziehung sowie kulturellen Dimensionen von Mutterschaft speisen. Insofern spielen sowohl unbewusste phantasmatische Vorstellungen eine Rolle – die bei vertiefter Analyse allerdings ihrerseits soziokulturell tradierte und etablierte Mutterschaftsvorstellungen repräsentieren – wie auch zeitgenössische Weiblichkeitsvorstellungen einschließlich gesellschaftlicher Lebens- und Arbeitsbedingungen.

Bei allen Frauen nimmt der Körper als Ort des Geschehens im Zusammenhang mit dem Kinderwunsch einen großen Raum ein. Damit gewinnt der Modus des Körper-Selbst-Bezugs auf vielfältige Weise an Bedeutung. Zudem kommt es über das phantasierte, in die Zukunft entworfene eigene Muttersein zu einer erneuten Auseinandersetzung mit den verinnerlichten Beziehungserfahrungen mit der Mutter, wodurch implizite und explizite Beziehungserfahrungen mit der eigenen Mutter reaktiviert werden. Auf diese Weise rückt mit der Kinderfrage auch das Thema Autonomie und Autonomieverlust in den Fokus und bezieht sich nicht nur im übertragenen Sinn auf Beziehungserfahrungen und -vorstellungen, sondern ganz konkret auf den eigenen Körper. Der Kinderwunsch mobilisiert in besonderer Weise den Bezug zum eigenen Körper als weiblichem Körper. Damit verbunden ist die grundsätzliche Frage, mit welchen Theorien der Modus des Körper-Selbst-Bezugs und die Semiotik des Körpers entschlüsselt und symbolisiert werden. Denn sowohl der Modus des Körper-Selbst-Bezugs wie auch der Kinderwunsch sprechen nicht aus sich heraus, sondern sind von unterschiedlichen Motiven geleitet.

VIII.1.11.1. Kinderwunsch und Mutterkörper

Im ersten Teil dieses Untersuchungsabschnitt wurde herausgearbeitet, dass der Kinderwunsch im Rahmen der subjektiven Individuationsprozesse sowohl eine Abwehr der psychodynamisch wichtigen Ablösungs- und Entwicklungsschritte repräsentiert (Frau Ca.) als auch vor diesem Hintergrund die Illusion einer idealisierenden und Grenzen überschreitenden Symbio-

sevorstellung bewahren kann (Frau Ph.). Struktur und Qualität der Mutter-Tochter-Beziehung spielen in den vorgestellten Sequenzen eine zentrale Rolle; dabei konnten spezifische Konfliktkonstellationen ausgemacht werden, die in Bezug auf den Kinderwunsch besonders relevant sind. Es wurde deutlich, dass der Kinderwunsch in doppelter Weise mit dem Mutterkörper verknüpft sein kann und sich auf den psychischen Erlebnisraum ebenso bezieht wie auf die körperliche Erfahrungsebene mit dem Mutterkörper. Vor allem dort, wo psychodynamisch wichtige Entwicklungsschritte innerhalb des Ablösungsprozesses von der eigenen Mutter nicht stattfinden konnten und eine selbstbestimmte Subjekthaftigkeit gleichbedeutend mit Trennung und Verlust erlebt wurde, blieb das Ringen um Autonomie eng mit dem Mutterkörper verwoben. Es konnte dann kein von der Mutter differentes Körpergefühl und keine leibhaftig spürbare Vorstellung von Getrenntheit entwickelt werden.[254] In diesem Beziehungsmuster bleibt der Modus des Körper-Selbst-Bezugs an den Mutterkörper gebunden und fesselt die Bestrebungen nach Ablösung und Autonomie konkret und in der Phantasie an die Mutterfigur. Hier bleibt der Kinderwunsch in einer Identifikation mit der Tochterposition an die kindliche Position gebunden. Dem Kind wird die Funktion eines Bindeglieds für den phantasierten Objektverlust im Prozess der Ablösungs- und Abgrenzungsschwierigkeiten von der Mutter zugeschrieben oder es wird unbewusst als Wiedergutmachungsversuch im Rahmen der Ablösungs- und Autonomiebestrebungen besetzt, um den Objektverlust und die Trennungsängste zu kompensieren. Aus der Perspektive der Tochter symbolisiert der Kinderwunsch eine Nähe zur Mutter, die über die Phantasie der Gleichheit hergestellt wird. Die phantasierte Nähe über die Schwangerschaft bestätigt gleichzeitig den mütterlichen Selbstentwurf und bringt eine Identifizierung mit der mütterlichen Weiblichkeit zum Ausdruck.

In paradoxer Weise repräsentiert der Kinderwunsch dennoch Autonomiewünsche, die – noch nicht aus den mütterlichen Projektionen gelöst – nicht in ein subjektives Körper-Selbst-Verhältnis integriert werden konnten, sondern in die phantasierte Beziehung mit der Mutter gestellt bleiben. Der Widerspruch zwischen Autonomie und Abhängigkeit wird hier mit Hilfe des Kinderwunsches über den Körper agiert. Im Ergebnis verweisen diese Kinderwunschphantasien auf unverarbeitete Körpererfahrungen, die sich am und mit dem Körper als Kinderwunschphantasien inszenieren. Dieser Tatbestand zeigt auch hier in aller Deutlichkeit, wie und dass der Körper zum Austragungsort von Konflikten und Trennungstraumata werden kann.

254 Dies gelingt dann meist über eine Zurückweisung des eigenen Körpers und eine damit einhergehende Desidentifikation von den mit der Mutter assoziierten Körperaspekten und Verhaltensweisen.

Die von den Frauen dieser Untersuchung formulierten potentiellen Ängste im Zusammenhang mit ihrem Kinderwunsch repräsentieren in der hier zugrunde gelegten Lesart allerdings nicht nur einen frühkindlichen narzisstischen Verarbeitungsmodus: In der Problematik, ein vom Mutterkörper abgelöstes Begehren zu entwickeln, kommen kollektive Muster zum Tragen, die über die individuellen Besonderheiten der Mutter-Tochter-Beziehungen hinweg die Struktur dieser Beziehung beeinflussen. Als Matrix für die weiblichen Körpererfahrungen wurden eine die weibliche Körperlichkeit und Eigenaktivität einschränkende Kultur und damit verbundene strukturierende Mechanismen herausgearbeitet. Auf der Folie der soziokulturellen Strukturen bleiben die Abgrenzungsschwierigkeiten der Tochter daher nicht individuell an die Mutter-Tochter-Beziehung gebunden, sondern repräsentieren strukturelle Verstrickungen in gesellschaftliche Mutter-Tochter-Bilder. Die familiale Mutter-Tochter-Beziehung ist daher auch als Abbild symbolisch codierter Rollenvorstellungen im Rahmen struktureller Geschlechtervorstellungen und Geschlechterordnungen zu betrachten. In Verbindung mit biographischen Erziehungsidealen und heutigen normativen Wertvorstellungen können die untersuchten Kinderwunschphantasien als Symbolisierung eines weiblichen Identitätsaspekt verstanden werden, der intersubjektiv erworben ebenso sozial hergestellt ist, wie es im vorangegangenen Kapitel hinsichtlich der Körperpraktiken deutlich wurde.

VIII.1.11.2. Kinderwunschphantasien als Metapher für Körperphantasien

Demgegenüber konnte im weiteren Verlauf dieses Kapitels im Hintergrund dieser Lösungsstrategien ein Begehren der Frauen herausgearbeitet werden, den eigenen Körper aus den Besetzungen und den inneren Bindungen an die Mutter (oder den Partner) herauszulösen und zu einem selbstbestimmten Körper-Selbst-Verhältnis zu gelangen. Mit Hilfe des Modus des Körper-Selbst-Bezugs versuchten die Frauen (vgl. z. B. Frau R. oder Frau D.) den Kinderwunsch auf der Basis einer Subjekt/Objekt-Differenzierung als Ausdruck einer selbstbestimmten Aneignung des eigenen Körpers, des eigenen Begehrens und der eigenen psychischen Körper-Repräsentanz zu etablieren. Entlang einer sinnlichen Referenz auf ihren Körper erforschten sie ihre körperliche Metaphorik nach bisher verunmöglichten Artikulationsmöglichkeiten. Dazu wandten sie sich ihrem Körper in besonderer Weise zu und versuchten, ihn nicht mehr ausschließlich mit äußeren Augen zu betrachten, sondern auch nach inneren Empfindungen und Erfahrungen zu suchen. Parallel zur Erforschung ihres Körperinneren setzten sie sich mit ihren Weiblichkeitsvorstellungen auseinander und hofften – wie bspw. Frau R. – eine stimmige Antwort auf ihre Frage nach dem Kinderwunsch zu finden.

Doch begegnete frau hierbei erneut Grenzen, die zu der Frage führten, wie frau sich überhaupt ihrem eigenen Körper zuwenden und ihre Potenz und Lust entdecken und aktiv in ein handlungsgenerierendes Begehren transformieren darf. Wenn es in der Gegenwart zu erforschen gilt, *„was weiblich für mich heißt“* (vgl. Kap. VIII.1.7.), sind die damit verbundenen Fragen spürbar mit der Vergangenheit verwoben. Hier wurde deutlich, wie sehr der individuelle Vorstellungsraum von sich selbst von tradierten und normativen Weiblichkeitsvorstellungen durchwoben ist, geprägt von ideologischen Spaltungen und Zerrbildern, die in und quer durch den Körper der Frau gehen.

Scham und Schuldgefühle, die den Weg hin zu einem ‚authentischen' Fühlen und Sprechen über das eigene Begehren begleiten, verorteten die Angst vor Selbsterkundung auch hier im intersubjektiven/kulturellen Raum. Die eigenen Bedürfnisse/Empfindungen konnten nicht in eine libidinöse Besetzung des Körpers aufgenommen und auf einen Körper als weiblicher Körper bezogen werden. Sie mussten schambesetzt im Verborgenen bleiben und abgewehrt werden. Dieser Zusammenhang kennzeichnet die adoleszente Körperentwicklung in besonderem Maße. Mit Blick auf die adoleszenten Körpererfahrungen wurde gezeigt, dass im gesellschaftlichen Diskurs bisher kaum Bilder zur Verfügung stehen, die frau darin unterstützen, sich den geschlechtsreifen weiblichen Körper als potenten und kreativen Körper anzueignen. Im Gegenteil: Ein konflikthafter und abwehrender Umgang mit dem weiblichen Körper im Allgemeinen und dem Mutterkörper im Besonderen sowie eine Abwehr des weiblichen Begehrens kennzeichnen die gesellschaftliche Praxis bis heute. Das Aufbrechen des traditionellen Geschlechterverhältnisses und die Fortschritte in emanzipatorischen Bemühungen im Hinblick auf Weiblichkeitsentwürfe bleiben daher insofern begrenzt, als sie bisher keine Verbindung von Innergenitalität und weiblicher Potenz in der symbolischen Ordnung der Geschlechter repräsentieren.[255] Dies macht es schwer, den Wunsch der Frau nach einem Kind als selbstbestimmten und lustvollen, über hegemoniale Weiblichkeitsentwürfe hinausgehenden Gestaltungswunsch zu denken (vgl. King, 2002).

Am Schnittpunkt von subjektiver Erfahrungswelt und historischem Zugang zeigt sich deutlich, dass der Kinderwunsch nur dann als identitätsstiftende Selbstpraktik in der Ablösung von der Mutter und als Suche nach Selbstbestimmung besetzt werden kann, wenn er mit wirksamen Subjektivierungsentwürfen von Weiblichkeit verbunden werden kann. Im Rahmen der

255 Eine Anerkennung der Trennung und des Getrenntseins auf der Grundlage des körperlichen Unterschieden-Seins hingegen fordert eine Theorie der Differenz. Weshalb dieser Erkenntnisstand, obwohl von feministischen Autorinnen seit langem erarbeitet (vgl. Irigaray, 1979; Copjec, 2004, sowie Kap. III.), nicht in das gesellschaftliche Bewusstsein sowie den psychoanalytischen Diskurs aufgenommen wird, kann an dieser Stelle nicht vertieft werden.

bisher gezeigten Formen des Kinderwunsches kann auf der Grundlage von Foucaults Sexualitätsdispositiv auch in Bezug auf Mutterschaft ein Zusammenhang zwischen wirkungsvollem Diskurs und vielfältigen Ausgestaltungen des Kinderwunsches gezeigt werden (vgl. Foucault, 1977, S. 34). Der Diskurs über Mutterschaft, der Mutterschaft als intelligible Form der weiblichen Subjektivierung konstituiert, konnte über die Struktur der Mutter-Tochter-Beziehung implizit als zentraler Einflussfaktor herausgearbeitet werden.[256] Erst vor diesem Hintergrund wird nachvollziehbar, wie das unbestimmte Begehren der Frauen – in intelligible Subjektivierungsweisen transformiert – Sinn bekommt und sich über den Kinderwunsch als weibliche Subjekthaftigkeit konstituiert.

Die darüber hinausweisenden Erfahrungsbereiche, die vor dem Hintergrund der normierenden Kraft des Diskurses nicht in diesem Dispositiv aufgehen, markieren mit Foucault demgegenüber auch dessen Kehrseite. So können die im Hintergrund der subjektiven Lösungsstrategien herausgearbeiteten Begehrensweisen der Frauen, den eigenen Körper aus den Besetzungen und den inneren Bindungen an die Mutter zu lösen, im übertragenen Sinne auch als Versuch übersetzt werden, sich vom herrschenden Diskurs zu emanzipieren. Im Bestreben, zu einem selbstbestimmten Körper-Selbst-Verhältnis zu gelangen und die gefühlten Erfahrungen als mögliche Überschreitungen der mit dem Diskurs verbundenen Grenzen zu erkennen, gewann der Modus des Körper-Selbst-Bezugs eine zentrale Bedeutung. Mit Hilfe dieser sinnlichen Referenz auf den Körper suchten die Frauen nach bisher verunmöglichten Artikulationsformen und selbstbestimmten Positionen gegenüber tradierten Vater- und Mutterbildern. Daran anschlussfähig sind auch die Auseinandersetzungen mit der heteronormativen Arbeitsteilung in Bezug auf Mutterschaft (vgl. Frau N., Kap. VIII.1.9.) sowie den gegenwärtigen Weiblichkeitsentwürfen der Postmoderne (vgl. Frau Ch., Kap. VIII.1.10.). Vor diesem Hintergrund stellt der Kinderwunsch einen Gegenentwurf zu beruflichen Arbeitszwängen und damit in Verbindung gebrachten Entfremdungserfahrungen dar. Auf der anderen Seite blieb der Kin-

256 Vgl. Kap.IV.1. sowie IV.2.3., wo auf Foucaults Band 1 von „Sexualität und Wahrheit“ Bezug genommen wurde. Dort legt er dar, dass Macht, Wissen und Sexualität nicht länger als voneinander getrennte Elemente zu betrachten sind. Er beschreibt die diskursiven Praktiken und institutionellen Mechanismen und dass die Macht den sexuellen Körper ergreift und umschlingt, um der sozialen Kontrolle Ausdruck zu verleihen. Damit stellt die individuelle sexuelle Strukturierung sowohl eine Wirkung als auch Bedingung der gesellschaftlichen Konstruktion von Sexualität (Diskurs) dar. Für Foucault ist Sexualität als menschliches Charakteristikum prädestiniert, beherrscht zu werden. Die Nutzbarmachung des Sexus als Stützpunkt der Machthierarchien spielt in allen Lebensbereichen der Gesellschaft eine Rolle und wird durch vielfältige Diskurse (wie medizinische und pädagogische) gesteuert. Diese gehen mit bestimmten Vorstellungen zu geschlechtsspezifischen Eigenheiten aus (Frau: Hysterie, Mutter; Kind: kindliche Masturbation; Mann: polygame Sexualität, die seinen Platz auch außer Haus sichert), daher betrifft Sexus nie nur die Sexualität, sondern greift in andere Lebensbereiche über. Die Inhalte und Mechanismen stehen immer im Verhältnis zu den jeweiligen gesellschaftlichen und ökonomischen Strukturen und in deren Dienst (vgl. Foucault, 1977, sowie FN 172).

derwunsch – wie in Kapitel VIII.1.9. – auch weiterhin in den Zusammenhang einer unabwendbaren Unterordnung unter als unumstößlich erlebte Geschlechterverhältnisse gestellt und wurde in erster Linie körperlich begründet. Hier begegnen wir sehr eindrücklich der Wirkmacht der Diskurse, in diesem Fall der Körper- und Mutterschaftsdiskurse, die, ideologisch untermauert, eine bis heute etablierte Undifferenziertheit zwischen Mutterschaft und mütterlich versorgender Tätigkeit formulieren und zur Natur und Bestimmung der Frau erklären. Mit einer individuellen Subjektivierung, die der Frau als Mutter über die Geburt eines Kindes eine geschlechtliche Verortung und damit Position in der Gesellschaft verspricht, gehen Normalisierungs- und Stabilisierungsprozesse gesellschaftlicher Strukturen einher.

VIII.1.11.3. Fazit und Anschluss

Mit dem Kinderwunsch sind nicht nur unterschiedliche Phantasien und Lebensentwürfe verbunden, sondern auch geschlechtliche Identifizierungen hinsichtlich Weiblichkeit. Dabei werden Identifizierungen mit imaginären und symbolischen Muttervorstellungen deutlich, in denen bestimmte Deutungsperspektiven und Stereotypien (Reglementierungen, Tabuisierungen, Funktionalisierungen) im Hinblick auf Mutterschaft wirkmächtig sind und perpetuiert werden.

Bisher wurde gezeigt, dass Frauen über den Modus des Körper-Selbst-Bezugs Selbstfindungsbemühungen anstreben, um einen Dialog zwischen ihrem Körper und ihrem subjektiven Leib-Sein herzustellen. Dabei tritt mittels der Hinwendung zum Körper die spezifische Doppelbedeutung des Körper-Habens und Körper-Seins hervor. Mit dem Bemühen um ein vertieftes Körper-Selbst-Verhältnis war und ist die Frage verbunden, ob eine Abkehr von fremdbestimmten Körperbildern möglich ist. Können die Zeichen, die im Körper spürbar werden, als Ausdruck des ‚wahren Selbst' im Sinne eines eigenem Seins und Eigensinns gelesen werden? Diese Fragen spielen auch im folgenden Untersuchungsabschnitt eine zentrale Rolle, wenn es um das Empfinden des Körperzustands der Schwangerschaft geht. Auch hier kristallisiert sich die Problematik heraus, zwischen fremdbestimmten und selbstermächtigenden affektiv-leiblichen Wahrnehmungen zu unterscheiden. Dies ist nicht nur im Hinblick auf reproduktive Techniken und Abtreibung relevant, sondern spielt bei allen Frauen, die nun zu Wort kommen, eine Rolle.

VIII.2. Kind im Bauch

VIII.2.1. Weiblicher Körper und Schwangerschaft

Während im letzten Untersuchungsabschnitt verschiedene Motive für den Kinderwunsch beleuchtet wurden, wird im folgenden Abschnitt entlang ausgewählter Erfahrungen untersucht, wie das Schwanger-Sein körperlich und psychisch erlebt wird. Die körperlichen Erfahrungen der Frauen üben einen besonderen Einfluss auf den Modus des Körper-Selbst-Bezugs aus und beeinflussen das leibliche sowie das emotionale Erleben der Schwangerschaft. Die organisch-somatische Dimension, die kollektiv und ubiquitär erscheint, legt nahe, Schwangerschaft als natürlichen Körperprozess zu verstehen und aus dem kulturellen Zusammenhang herauszulösen. Demgegenüber belegen zahlreiche anthropologische Studien über Mutterkulte, dass Schwangerschaft eng mit kulturell-symbolischen Dimensionen verknüpft ist.[257] Trotz der Faktizität des Körpers zeigt eine historische Perspektive, dass die subjektiven Körperwahrnehmungen in der Schwangerschaft auf komplexe Weise mit der diskursiven medizinisch-wissenschaftlichen und geschlechtlichen Matrix in Bezug stehen (vgl. Duden, 2002, S. 109; 1991). Diese Dimensionen scheinen die Körpererfahrungen und emotionalen Erlebnisweisen während der Schwangerschaft zu ordnen. Da jedoch bisher kaum Studien vorliegen[258], die das Erleben der Schwangerschaft als verkörperte Realität explizit aus der Perspektive der Frau selbst untersuchen, wird hier die Frage im Mittelpunkt stehen, wie der Diskurs (das medizinische Wissen und das Körper- und Geschlechterwissen) und das subjektive Erleben zueinander in Bezug stehen. Entlang des Modus des Körper-Selbst-Bezugs wird der Zusammenhang zwischen der diskursiven Wirkmacht und der subjektiven Aneignungs- und Erfahrungsebene im Spannungsverhältnis von Körper-Haben und Leib-Sein untersucht. Da erst der Diskurs der subjektiven Erfahrung Bedeutung verleiht, stellt sich auch hier die Frage nach dem Verhältnis von Körper, Diskurs und Subjektivierung. Treffen wir im Umkehrschluss auf Erfahrungen, die nicht im Diskurs repräsentiert sind?

Eingeleitet wird dieser Untersuchungsabschnitt, der sich verschiedenen Erlebnisweisen hinsichtlich des verkörperten Zustands von Schwangerschaft, Befruchtung, Schwangerschaftsabbruch sowie den heutigen Reproduktionstechnologien widmet, mit Frau St.; sie thematisiert

257 Mythen fungieren als quasi wissenschaftliche Legitimierung der Mutterideologien und bestimmen unser Denken und Handeln mit, ohne dass uns dies unbedingt bewusst ist. Inwiefern sie latenten geschlechtsspezifischen Regeln folgen und das Denken und Handeln mitbestimmen, hat Rohde-Dachser anhand von Fallvignetten aus psychoanalytischen Fachzeitschriften untersucht (vgl. Rohde-Dachser et al., 1989).

258 Bisher liegen wenige psychoanalytische Einzelfallstudien (vgl. Bergmann, 1991; Tubert, 1994) vor. In der soziologischen Erforschung von Mutterschaft und Schwangerschaft steht nicht das „Erleben", sondern die Codierung der verkörperten Erfahrungen im Fokus (vgl. Sontowski, 2010; Sänger, 2010).

die psychischen Auseinandersetzungen und Bedenken, die mit ihrem Schwangerschaftsabbruch einhergehen.

VIII.2.2. Schwangerschaft und Abtreibung

Stundenausschnitt 9: Frau St., 32 Jahre, Bauingenieurin, ledig

St.: Ich habe die ganzen Jahre nie Kinder haben wollen, doch ich habe mir auch gesagt, abtreiben will ich nie. Aber leben mit Kind möchte ich nicht. Vielleicht gibt es ja so etwas wie einen Urmutterinstinkt. Es wird keine saubere Lösung, keine schwarz-weiße Lösung, eher ein Graubereich. […] Ich, als große Schwester musste ich immer Kinder großziehen, jetzt bin ich dran! Ich will keine Rücksicht mehr nehmen. […] mein Leben hat auch Wert. Mal, ich darf es denken, mal, ich muss mich meinem Schicksal ergeben, eingreifen darf ich nicht.

Frau St. ringt sichtlich um eine Position gegenüber ihrer Schwangerschaft und dem Wunsch abzutreiben. Dabei nimmt ihr Bedürfnis, über ihren Körper und damit über sich selbst zu bestimmen, einen großen und konflikthaften Raum ein. Auch hier werden biographische Erfahrungen virulent und beeinflussen das Körpererleben, doch die Art und Weise, wie Frau St. ihren Körper zum Ort der Auseinandersetzung macht, verweist auf weitere Einflüsse. Wie Frau St. den Zustand der Schwangerschaft körperlich erlebt und bewertet, geht mit einer Vorstellung von Schwangerschaft und Abtreibung einher, in der das ungeborene Kind bereits als autonomes, von ihr getrenntes Wesen gedacht wird. Von dieser Ebene aus nimmt Frau St. Bezug zu ihrem Körpererleben und Handeln und tritt innerlich hin und her gerissen zwischen dem Wunsch nach Selbstbestimmung und moralischen Idealen mit dem werdenden Kind in Beziehung. Sie kämpft gegen die Überzeugung an, ihr Körper sei ebenso wie die Schwangerschaft ein Schicksal, dem sie sich fügen muss, denn *„eingreifen darf ich nicht“*. In dieser Perspektive gehört ihr der schwangere Körper nicht alleine. Er ist nicht nur zu einem Ort für das werdende Kind geworden, sondern scheint auch dem *„Schicksal ergeben“* einem übergeordneten Naturprinzip verpflichtet. Auf diese Weise fühlt sich Frau St. ihrem schwangeren Köperzustand existentiell ausgeliefert. Konfrontiert mit einem Verantwortungsgefühl, das sie ein Leben lang verpflichtet, erlebt sie das werdende Kind als Konkurrenz und als Zerstörung ihres eigenen Lebensentwurfs.

Dabei konfrontiert die unumstößliche körperliche Präsenz ihrer Schwangerschaft Frau St. in einer Weise mit ihrem Körper, die sie in einen hochgradig emotional besetzten Konflikt zwischen Ohnmacht und dem Wunsch nach Selbstbestimmung stürzt. Im Sinne von „Ich oder Du“ stellt sie dem werdenden Kind die Bedeutung ihres eigenen Lebens gegenüber: *„Ich will keine Rücksicht mehr nehmen. […] mein Leben hat auch Wert.“* In Identifikation mit dem ungeborenen Kind stellt Frau St. Bezüge zu sich selbst her und erlebt das Kind als Konkur-

renz zu sich selbst und ihrem eigenen Lebensentwurf. Ihr leiblich-affektives Erleben der Schwangerschaft löst ein tief verwurzeltes Gefühl von Ausgeliefertsein und ohnmächtiger Fremdbestimmung aus. In ihrem Erleben verbindet sich dieser Körperzustand mit ihren eigenen Erfahrungen als Kind. Es sieht so aus, dass sie als Kind nicht genug Platz für sich und ihre Wünsche hatte. Erst die somatische Gleichsetzung dieses mangelnden Raums, der sie mit dem Schmerz der Bedeutungslosigkeit konfrontiert, mit der unumstößlichen Präsenz ihres Körpers macht die existentielle Dimension ihres Erlebens und ihres Wunsches nach einer Abtreibung verstehbar. In unerträglicher Weise werden durch die Schwangerschaft Traumata ihrer Kindheit reaktiviert, die ihr ähnlich unter die Haut gingen wie jetzt die Schwangerschaft. Der Angst vor dem Kind, das sich in ihrem Körper einnistet, scheint sie nur durch aktives Handeln begegnen zu können. In dieser Körpermetaphorik werden somatische und psychische Ebenen parallelisiert und die Schwangerschaft psycho-somatisch im Assoziationsraum mit der Mutter verortet (Gambaroff, 1984, S. 34). Vor dem Hintergrund von Frau St.s subjektiven Erfahrungen stellt die Abtreibung eine sinnhafte Konsequenz dar, um sich psychisch von der kindlichen Ohnmacht gegenüber der Abhängigkeit von der Mutter zu befreien. So verstanden ist nachvollziehbar, dass Frau St. ihre eigene Wirkmächtigkeit in Bezug auf ihr Leben im Sinne von „Ich bestimme, also lebe ich“ nur über eine Abtreibung erfahren kann. Wie bereits in Kapitel VIII.1.4. thematisiert, ist auch für Frau St. eine wirkmächtige, selbstbestimmte Einflussnahme nur über ihren Körper vorstellbar. Der Schwangerschaftsabbruch bedeutet in diesem Kontext eine Wendung des passiven Ausgeliefertseins während der Kindheit in eine aktive Handlung. Es geht nicht nur darum, ein lebendiges Kind zu gebären oder abzutreiben, sondern konkret um eine Erfahrung der Selbstbestimmung und freien Verfügung über den eigenen Körper. Frau St.s Modus des Körper-Selbst-Bezugs ist derart von den bisher schmerzlich verleugneten Erfahrungen der Kindheit bestimmt, dass Schwangerschaft mit Fremdbestimmung und Abtreibung mit Befreiung synonym gesetzt werden und kein weiterer Raum für ein Erforschen des verkörperten Zustands der Schwangerschaft besteht. Mit der Abtreibung wird zwar eine Möglichkeit aufgezeigt, auf die Frauen zurückgreifen können, um den Körper als Austragungsort von Konflikten und psychischen Konflikten zu nutzen (vgl. Kap. VIII.1.3. und VIII.1.4.), doch dieser Modus zeigt auch in aller Deutlichkeit, dass Wertungen jeglicher Couleur – von Befreiung bis zu moralischen Verwerfungen – zu kurz greifen und das Körpergeschehen ausblenden. Obwohl eine Abtreibung vornehmlich die reproduktiven Organe des weiblichen Körpers betrifft, ist doch der gesamte Körper betroffen. Der Fokus ist allerdings auf das werdende Kind gerichtet und in moralische und ethische Diskurse eingebunden; er ignoriert den Körper der Frau. Dies scheint mit ein Grund dafür zu sein, dass es so schwer ist,

Abtreibung aus der Perspektive der Frau in den Blick zu nehmen und sich dem Erleben und der subjektiven Besetzung des schwangeren und abtreibenden Körpers zuzuwenden. Hinzu kommt, dass Abtreibung – wie bei Frau St. deutlich wird – psychisch auch mit einer Loslösung von der Mutter verbunden werden kann und auf komplexe Weise von Schuldgefühlen begleitet ist (vgl. hierzu Kap. VIII.1.5.) Geht es auf der psychodynamischen Ebene auch um eine Zerstörung der Mutterimago, kommen Körpervorstellungen zum Tragen, die die weiblich-reproduktiven Körperteile in besonderer Weise an die Mutter binden. Diese bevorzugte psychische Besetzung wurde bereits in Kapitel VIII.1. im Rahmen der Schwangerschaftsphantasien herausgearbeitet. Dort wurde entlang psychoanalytischer Entwicklungstheorien (vgl. Kestenberg, 1975; Bergmann, 1987) eine töchterliche Identifizierung mit den mütterlich besetzten Organen als Kennzeichen einer normalen und gesunden weiblichen Entwicklung diskutiert (vgl. Kap. VIII.1.5.1.) und gezeigt, dass einer Besetzung der reproduktiven Körperorgane mit ausschließlich mütterlichen Aspekten eine kulturell induzierte Einschränkung und Verhinderung einer selbstreflexiven Aneignung der geschlechtlichen Körperlichkeit zugrunde liegt. Psychoanalytisch sprechen wir von einer somatischen Inkorporierung, in der kein Raum zu selbstreflexiver symbolisierender Identifizierung oder Gegenidentifizierung möglich ist. Damit geht einher, dass Frau St. besonders ihren gebärmütterlichen Innenraum mit dem negativen Introjekt der frühen Mutter gleichsetzt und den Abtreibungswunsch „als Verkörperung des Bösen und Destruktiven erlebt“ (Hühn, 1997, S. 67).

Frau St. visualisiert die Abtreibung in Bildern von Dali und Magritte:

St.: Das kleine Wesen, der Zellhaufen wird herausgeholt, so realistische Bilder von Dali und Magritte drängen sich mir auf. Der Abbruch ist für mich wichtig gewesen, um mich von der Mutter abzugrenzen, einen anderen Weg zu gehen als die Mutter. [Pause] *Ich bekomme eine Ahnung davon, etwas in mir zu entdecken, auch wovor ich Angst habe.*

Mit Hilfe „*so realistische[r] Bilder von Dali und Magritte“* bebildert Frau St. den Abbruch als Schlachtfeld. Vermutlich aufgrund der oben dargelegten somatischen und psychischen Gleichsetzung wird die Gewalt weniger auf den eigenen Körper als auf den Embryo und des Weiteren auf den Beziehungskontext mit der Mutter bezogen: *„…der Abbruch ist für mich wichtig gewesen, um mich von der Mutter abzugrenzen, einen anderen Weg zu gehen als die Mutter*.“ Frau St. rechtfertigt die vorgenommene Abtreibung, indem sie mit dem Embryo identifiziert ist. In dieser Ambivalenz erlebt sie sich mehr als Kind denn als erwachsenes, handlungsfähiges Subjekt und droht im Bild der destruktiven Mutter zu verharren. Damit geht verloren, dass mit der Abtreibung ein Eingriff in ihren Körper verbunden ist, der ebenfalls Spuren hinterlässt. Inwiefern das emotionale Erleben der Abtreibung überhaupt auf den in-

nergenitalen Körperraum und damit auf den Körper selbst bezogen werden kann, soll nun mit Frau E. weiter thematisiert werden.

Stundenausschnitt 10: Frau E., Journalistin, 38 Jahre, eine Tochter (8 Jahre)

E.: Ich habe nach sorgfältiger Recherche eine Lärche in unserem Garten zurückgeschnitten; erst war ich stolz, dann hatte ich ein komisches Gefühl im Bauch und musste den Baum umarmen und trösten.

A.: So als hätten Sie ihm wehgetan.

E.: So als würde mir schlecht und ich hätte einen großen Fehler gemacht.

A.: Was könnte der Fehler sein?

E.: Erinnert mich an meine Abtreibung. Das Kind ist unwiederbringlich weg und kann nicht mehr ins Leben gebracht werden.

Ausgelöst durch ihre affektiv-leiblichen Körperempfindungen – *„[...] dann hatte ich ein komisches Gefühl im Bauch“* – während der Baumbeschneidung, erinnert Frau E. eine zurückliegende Abtreibung. Ihre leiblich-körperlichen Empfindungen sind so intensiv, dass sie handlungsleitend werden und sie „*den Baum umarmen und trösten [muss]“*. Es scheint, dass Frau E. sich unbewusst mit dem Baum identifiziert und sich selbst umarmt. Unbewusst hat sie eine metaphorische Verbindung zwischen Beschneidung und Abtreibung hergestellt und darüber den Blick auf den eigenen Schmerz gelenkt. Während auf der bewussten Ebene Frau E.s Trauer über die Abtreibung den Verlust des Kindes meint – „*das Kind ist unwiederbringlich weg und kann nicht mehr ins Leben gebracht werden“ –,* tritt auf der inszenierenden Handlungsebene – „*ich [hatte] ein komisches Gefühl im Bauch“* – die Abtreibung als Verlust des schwangeren Körpers und der eigenen Potenz in den Vordergrund. So stellt sich die Frage, ob die Trauer um das Kind im psychischen Erleben auch einen unbewussten Deckaffekt darstellt, um den Schmerz über den körperlichen Verlust – oder, mit Blick auf Frau St., die invasive Ebene der Abtreibung – zu verdecken und damit als Frau ‚normal‘ zu sein und eine soziokulturelle Übereinkunft zu erfüllen.

Mit zwei Träumen lassen sich die angedeuteten Vermutungen untermauern. Hier wendet sich Frau E. inneren Körperbereichen zu, die bedrohlich wirken und vielleicht auch deshalb lange Zeit abgelehnt wurden.

E.: Ich war nackt, stand vor dem Spiegel, aus der Brustwarze kam Wasser heraus, dann aus dem Bauchnabel, dort kam eine Biene heraus, ekelig, dick, nass, feucht. In mir ist, was da nicht hineingehört.

Während die Beschreibung, *„nackt [...] vor dem Spiegel“* zu stehen, zunächst einen sinnlich zugewandten und interessierten Blick hervorruft, vollzieht sich mit dem Hervortreten der Bie-

ne aus dem Bauchnabel ein Wendepunkt, ja, eine Zerstörung der sinnlichen Körpersymbolik. Aus dem Körperinneren bricht etwas hervor, was dort nicht hingehört und sich fremd anfühlt. Ein von Fremdkörpern bewohnter Körper tritt in Erscheinung: „*In mir ist, was da nicht hineingehört.“* Damit wendet sich die sinnliche Körperbetrachtung in eine abstoßende, und assoziativ drängen sich Bilder eines schwangeren Körpers auf, dessen Sinnlichkeit sich nun in Ekel verkehrt und sich „*ekelig, dick, nass, feucht“* anfühlt. Dabei irritiert der Begriff „*hineingehört“*; er kreiert eine Ambivalenz, die gegenüber den abstoßenden Szenarien eine Kehrseite auftauchen lässt und auch einladend anmutet. So wird der Betrachter gleichsam dazu verführt, den Blick auf den Körper zu richten. Doch bleibt auch eine Ambivalenz zwischen Ablehnung und Begehren, die schnell in eine Grenzüberschreitung umschlagen kann. Im Zusammenspiel von Phantasie und Realität nähert sich Frau E. ihren Innenräumen/geheimen Gemächern, die sich auf Schwangerschaft, Abtreibung und Sexualität gleichermaßen beziehen lassen. Auch im folgenden Traum beeindruckt eine spezifische räumliche Metaphorik.

E.: In meinem Zimmer war ein Orientale, der durfte da sein. Unter einer Kommode bewegt sich ein Tierchen mit rötlich-braunem Fell und ganz vielen, verschieden langen, giftigen Zähnen. Vielleicht ein Eichhörnchen, vielleicht eine Ratte. Das hat spielerisch auf meiner Hand rumgebissen. Als ich mich bücke und nachgucke, ist es in einem Loch verschwunden. Das Tier hatte lange Krallen, die es nach Bedarf ein- und ausfahren kann. Ich freunde mich mit ihm an. Ich habe etwas, was zu mir gehört, gefunden.

Auch in diesem Traum spannt die Ambivalenz der gewählten Symbolik einen Bogen zwischen angstbesetztem Befremden und lustvoller Annäherung auf. Hier bezieht sich Ambivalenz sowohl auf die Symbolik des weiblichen Schoßes – „*ich habe etwas, was zu mir gehört, gefunden“* – als auch auf das eindringende Objekt: „*In meinem Zimmer war ein Orientale, der durfte da sein.“* Einerseits kann die Ambivalenz sowohl auf die Symbolik des weiblichen Schoßes bezogen werden – „*ich habe etwas, was zu mir gehört, gefunden“* – als auch assoziativ auf das eindringende Objekt: „*In meinem Zimmer war ein Orientale, der durfte da sein.“* Damit gewinnt das eindringe Objekt gegenüber der ambivalenten Formulierung *„hineingehört“* eine eindeutige semiotische Färbung; wirkt weniger bedrohlich und passiv als im ersten Traum, sondern betont eher lustvolle und aktiv entdeckende Anteile. Während die Potenz von Frau E. bisher im Geheimen zu liegen und eher angstbesetzt sowie invasiv-destruktiv assoziiert schien, wird in diesem Traum der innergenitale Raum in eine Verbindung mit ihrem sexuellen Begehren gestellt: „*Ich freunde mich mit ihm an. Ich habe etwas, was zu mir gehört, gefunden.“* Die Symbolik des „*Tierchen mit rötlich-braunem Fell und ganz vielen, verschieden langen, giftigen Zähnen“* stellt eine Verbindung zwischen den komplexen und widersprüchlichen Aspekten der Sexualität her. Auch die Ambivalenz dem Objekt gegenüber zeigt,

dass sich eine Schwangerschaft durchaus ambivalent zwischen *„zu mir gehörend“* und der Angst vor Zerstörung – *„mit [...] ganz vielen, verschieden langen, giftigen Zähnen“* – hin und her bewegen kann.

VIII.2.3. Zwischenreflexion: Abtreibung

Auch im Rahmen einer Abtreibung ist die verkörperte Realität der Schwangerschaft in einen vielschichtigen Bogen von Körpererfahrungen, Diskursen und Normen eingespannt. Nicht nur Schwangerschaft – auch Abtreibung ist mit bestimmten Vorstellungen und Rollenklischees verbunden, die bewusst und unbewusst auf jede Frau einwirken und mit gesellschaftlichen Sanktionen verbunden sind. Trotz aller Emanzipationsbestrebungen und Veränderungen finden sich nach wie vor tradierte Anteile, in denen Mutterschaft weiblich stereotyp durch Eigenschaften wie passiv-haltend etc. charakterisiert wird. Wie die körperlichen und psychischen Erfahrungen einer Abtreibung erlebt und verarbeitet werden, steht folglich in einem engen Zusammenhang mit Theorien zu Weiblichkeit, Schwangerschaft und Mutterschaft.

In den ambivalenten und konflikthaften Auseinandersetzungen der vorgestellten Frauen spiegelt sich das spezifische Ineinandergreifen von körperlichen Erfahrungen und hegemonialen Diskursen wider. Mit Frau E.s Traum wird die Ambivalenz zwischen Leben und Tod bzw. Sexualität und Destruktion hautnah spürbar. Eine Abtreibung macht unübersehbar deutlich, dass frau die Möglichkeit und Fähigkeit des aktiven Aufnehmens oder Ab- und Ausstoßens hat (vgl. Hühn, 1997, S. 65).

Grundsätzlich ist eine Schwangerschaft im Selbsterleben der Frau mit der Erfahrung von Grenzüberschreitungen verbunden. Die Überschreitung von Körpergrenzen und psychischen Grenzen geht mit unterschiedlichen subjektiven Erfahrungen und Verarbeitungsweisen einher. So nimmt es nicht wunder, dass biographische Erfahrungen von Ohnmacht reaktiviert und auf den körperlichen Zustand projiziert werden können. Vor allem die Identifizierung entlang der Achse Mutter-Tochter-Beziehung sowie entlang der soziokulturellen Matrix rückt dominant in den Vordergrund. Abtreibung stellt dabei eine Form dar, sich von erlebten Grenzüberschreitungen zu befreien und selbst über den Körper und den eigenen Lebensentwurf zu bestimmen. Wir begegnen hier einer spezifisch weiblichen Lebenswirklichkeit, die frau einerseits total auf die somatische Präsenz ihres Körpers verweist, andererseits nicht von hegemonialen Weiblichkeitsbildern zu lösen ist. Im subjektiven Erleben werden dadurch Bedeutungszuschreibungen virulent, die den Einfluss gesellschaftlicher Mythen und Ideologien

auf diese Form des Körperhandelns zeigen. Bei einer Abtreibung tritt die starke soziale Kontrolle durch kulturell festgelegte Rollenerwartungen besonders deutlich hervor.

Mit Frau St. wurde nachvollziehbar gezeigt, dass Abtreibung im Kontext von biographischen Erfahrungen als Befreiung aus (mütterlicher) Fremdbestimmung und mangelnder Wertschätzung der eigenen Interessen und Bedürfnisse besetzt werden kann. In einen historischen Zusammenhang gestellt kann Abtreibung synonym für Emanzipation gelesen werden und einen Ausdruck der Selbstbefreiung aus Lebensbedingungen präsentieren, welche Frauen kein Selbstbestimmungsrecht über ihren Körper und ihre Lebensbedingungen einräumen. Vor diesem Hintergrund rücken Herrschaftsinteressen in den Blick, in denen Schwangerschaft eine schicksalhafte Erfahrung für Frauen darstellt, der sie sich unterwerfen müssen. Bis heute wirken unterschwellige Bedeutungszuschreibungen auf den weiblichen/ mütterlichen Körper, die einer sozialen Legitimierung der Entmachtung und Funktionalisierung des weiblichen Körpers dienen. Das Thema der körperlichen Selbstbestimmung zeigt sich in Bezug auf Abtreibung in besonderer Weise nicht nur ideologisch, sondern auch mythologisch aufgeladen. Die bereits vielfach erwähnten mythologischen Zerrbilder üben unbewusst eine besondere normative Wirkung aus. Alle unsere gegenwärtigen Vorstellungen von Mutterschaft und Mutterliebe sind bis heute von Mythen und tradierten Ideologien durchwoben, die auch in modernen medialen Mutterbildern verborgen liegen und erst durch den dominanten christlichen Einfluss zu verstehen sind.

Ein Blick auf die Figur Lilith zeigt – ohne diesen Mythos hier in aller Ausführlichkeit zu diskutieren – die enge Verwobenheit von Selbstbestimmung und körperlicher Verfügungsgewalt in Bezug auf Mutterschaft. Im Talmud ist Lilith Adams erste Frau; sie verstand sich als frei und ihrem Manne ebenbürtig und weigerte sich, Adam zu dienen. Gott bestrafte sie und ließ jeden Tag 100 ihrer Kinder töten, so dass Lilith vor Schmerz darüber selbst zur kindermordenden Dämonin wird.[259] Lilith wurde in verschiedenen religiösen Fassungen als verruchte Verführerin und Kindermörderin dargestellt und ging im neuen Testament entlang der Spaltung der Frau in Eva und Maria in die Figur der Eva ein. Entlang der Theorie von Evas Sündenfall finden wir ähnliche Zuschreibungen wieder, die mit Vorstellungsbildern einhergehen, in denen weibliche Sexualität und Körperlichkeit mit Hexe und Gift assoziiert werden. So vollzieht sich eine Assoziationslinie vom Bild der Frau als Hexe und der Verkörperung einer instinktgeleiteten, niederen Sexualität hin zur guten Mutter mit entsinnlichter Mutterliebe

259 http://www.museum-frieder-burda.de/Lehrmaterialien.775.0.html, letzter Zugriff 11.08.2014

(vgl. Fischer-Homberger, 1988, S. 92f.); mit der entsinnlichen Mutterliebe ist auch der Körper verschwunden.

Hinsichtlich der gesellschaftlichen Rezeption stehen bei der Abtreibung ebenso wenig wie bei der Schwangerschaft der weibliche Körper (Leib) und das, was mit ihm geschieht, im Fokus, sondern ganz offensichtlich der Zusammenhang mit geschlechtsrollenbezogenen Ausgestaltungen von Mutterschaft, die eine Nähe zu Leben und Tod heraufbeschwören und frau als Täterin erscheinen lassen. Auch Frau St. scheint sich in Bezug auf ihre Abtreibung nicht davon befreien zu können, wenn sie Bilder von Dali und Magritte heraufbeschwört, die Zerstörung und Tod assoziieren. Demgegenüber lässt ein von diesen Bildern befreiter Blick auf den abtreibenden Körper deutlich werden, dass mit einer Abtreibung nicht nur erhebliche körperliche Veränderungen verbunden sind, sondern auch körperliche Kontrollverlusterfahrungen. Da bisher kein symbolischer Raum für diese Erfahrungen und die begleitenden Gefühle wie Angst, Scham, Wut und Trauer vorhanden ist, können sie kaum mit der gefühlten und erlebten Wirklichkeit verbunden werden und müssen abgewehrt werden. Infolge bezieht sich die Trauerverarbeitung auf den (vermeintlichen) Verlust des Kindes und versperrt den Blick auf die körperliche Erfahrung der Abtreibung.[260]

Bezieht man die von Frau St. und Frau E. eingebrachten Bilder direkt auf den Körper, dann zeigen sie eine offene, blutende Wunde, mit der leibliche Schmerzerfahrungen thematisiert werden, die nach versorgender Zuwendung rufen. Im gegenwärtigen Diskurs ist Abtreibung jedoch ein politisches und ethisches Thema, in dessen Fokus das werdende Kind steht, nicht die schwangere Frau und ihr Körper. Da eine Abtreibung in der Regel im ersten Drittel der Schwangerschaft erfolgt, wo der Embryo noch nicht als eigenständiges Wesen spürbar ist, wird dieser von der Frau als integraler Teil des Körpers erlebt, auch wenn er via Ultraschall visualisiert werden kann. Der Aspekt, dass Abtreibung zwar eine Körpererfahrung ist, die viele Frauen teilen, aber in der Regel im Verborgenen stattfindet, spricht dafür, dass eine notwendige Transformation der körperlichen Verlusterfahrung in psychische Verarbeitungs- und Symbolisierungsprozesse nicht erfolgt. Daher ist anzunehmen, dass mit einer Abtreibung ähnliche Körpererfahrungen einhergehen, wie sie in Kapitel VII. bezüglich des Körperagierens diskutiert wurden. Entsprechend nimmt es nicht wunder, dass die mit einer Abtreibung einhergehenden Erfahrungen in der Regel unverstanden bleiben und depressiv verarbeitet

260 Vgl. hierzu die hochbrisante ethische Frage, ab welchem Zeitpunkt der Befruchtung von Leben gesprochen werden kann, die in dieser Arbeit nicht diskutiert, aber auch nicht ausgeblendet werden kann, da sie als dominanter Diskurs im Hintergrund Einfluss auf das Erleben der Frauen (und die Wahrnehmung der Autorin) hat.

werden. Eine für weniger schuldbeladene Verarbeitung von Abtreibung bleibt schwierig, solange die imaginären Vorstellungen der leiblich schwangeren Körpererfahrungen in symbolischen Repräsentanzen aufgehoben und validiert werden, die passiv strukturiert sind. Dementsprechend können Erfahrungen – sinnlich begehrende und destruktive – nur schwer und bruchstückhaft in das subjektive Körperbild integriert werden. Eine depressive Verarbeitung wird im medizinischen und psychotherapeutischen Diskurs zwar als Ausdruck unverarbeiteter Trauer behandelt, aber wiederum auf das Kind projiziert und nicht auf die körperlichen Verlusterfahrungen der Frau (vgl. Springer-Kremser et. al., 2006).

Abtreibung als weibliche Körpererfahrung ist bis heute eine Leerstelle im Diskurs um Mutterschaft und Schwangerschaft; dieser Tatbestand führt dazu, dass die damit verbundenen Erfahrungen im Dunkeln bleiben. Codiert als Destruktion von Leben muss Abtreibung schuldhaft verarbeitet, abgewehrt oder ausgeblendet werden. Es stellt sich jedoch die Frage, ob dies auch der Fall wäre, wenn ein Schwangerschaftsabbruch nicht dergestalt stigmatisiert wäre. Zur Stabilisierung des hegemonialen Diskurses und der kollektiven Abwehr läuft frau Gefahr, sich mit ihren Erfahrungen nicht als selbstbewusstes, handelndes Subjekt zu erleben.

Um sich die Verlusterfahrungen und im weiteren Sinne die bedrohlichen Seiten einer Abtreibung, aber auch einer Schwangerschaft leibhaftig zu eigen zu machen, damit diese den Schrecken verlieren und im Freud'schen Sinne nicht unheimlich bleiben, bedarf es des Blickes auf das Bedrohliche und der Aneignung des bisher Heimlichen. Mit Freud kann unheimlich als „das Heimliche-Heimische […], das eine Verdrängung erfahren hat und aus ihr wiedergekehrt ist" (Freud, 1919h, S. 259), nicht nur auf eine Verdrängung der Abtreibung, sondern auch des geschlechtlichen Körpers und der damit einhergehenden Erfahrungen bezogen werden. Psychosomatisch verklammert betreffen diese damit eine Abtreibung und die vielfältigen Aspekte der Potenz des eigenen, weiblichen Körpers gleichermaßen.

Wenn wir davon ausgehen, dass sich die im gesellschaftlichen Unbewussten repräsentierten Spaltungen und Bewertungen in Bezug auf die weibliche Körperlichkeit – einschließlich der Innergenitalität – in jeder weiblichen subjektiven Körperaneignung wiederholen, dann führen sie zwangsläufig zu einer tief verwurzelten Ambivalenz dem eigenen gefühlten Begehren gegenüber. Wie tiefgreifend diese Erfahrungen in das eigene Körpererleben eingehen und den Entwurf eines Selbstbildes von Mutterschaft prägen, kann mit Frau O., die nun zu Wort

kommt, weiter aufgefächert werden[261] Frau O.s Hauptanliegen für die Aufnahme einer psychoanalytischen Behandlung war ihr unerfüllter Kinderwunsch.

VIII.2.4. Ich bin schwanger

Stundenausschnitt 11: Frau O., 37 Jahre, Museologin, schwanger

O.: Ich bin schwanger! Das hätten Sie doch nicht gedacht, oder?
A.: Wir freuen uns beide über das Wunder. (Frau O. hatte bereits zwei Fehlgeburten und drei erfolglose IVF-Versuche hinter sich.)
O.: Ich habe sein Genöle und seine Forderungen satt, habe mich daraufhin schick angezogen und bin, ohne mich zu verabschieden, in die Stadt gegangen. Ich hatte plötzlich eine unheimliche Lust, alte Stätten meines bisherigen Lebens aufzusuchen, und bin in die Oper gegangen. Ich habe mich so frei wie noch nie gefühlt und bin erst nachts um vier Uhr nachhause gekommen. Sie werden es nicht glauben, aber dann ist es passiert.

Frau O. begibt sich auf die Spuren ihrer eigenen Sehnsüchte. Ihr Ausbruch in das Nachtleben wird von ihr wie ein magischer Sprung ins Leben erlebt. In der Tat führt ihr Sprung in die Selbstbestimmung zu einer geglückten Schwangerschaft. Es bedurfte anscheinend erst der Wut auf den Ehemann, um die darin gebundene Kraft zu spüren und bislang latent vorhandene Sehnsüchte selbst in die Hand zu nehmen. Indem Frau O. ‚vergessene' Interessen wieder aufnimmt, entbindet sie sich gleichsam von selbst auferlegten Beschränkungen.

Überrascht und noch ganz ungläubig stellt Frau O. einen Zusammenhang her zwischen ihrer in dieser Nacht gelebten Sexualität und ihrer Schwangerschaft. Mit dem appellativen Unterton ihres Berichts – *„das hätten Sie doch nicht gedacht, oder?"* – sucht sie nach Bestätigung der tiefgreifenden Wirkung selbstbestimmten (regelüberschreitenden) Verhaltens, das sie authentischer, offener und intensiver erleben lässt. Kann es sein, dass ihre erotischen und lustvollen Sehnsüchte dazu beigetragen haben, dass sie schwanger wurde? Hieße dies im Umkehrschluss, dass ihr Kinderwunsch bisher von Ambivalenzen gekennzeichnet war, die ihr nicht bewusst waren?

Auf der Suche nach den Gründen für das Gelingen ihrer Schwangerschaft nimmt Frau O. innerlich auch Kontakt zu ihrer Mutter auf und stellt einen Zusammenhang zu ihrer Abwehr von Aggressionen und Schuldgefühlen her, die sie sowohl auf den Ehemann wie auch auf den Beziehungsort der Mutter bezieht.

261 Ein unerfüllter Kinderwunsch ist als Diagnose mit Krankheitswert anerkannt. Dem liegt zugrunde, dass man davon ausgeht, dass die Psyche einen starken Einfluss auf den Körper/die Empfängnis hat. Im Rahmen der Gesundheitsreform 2004 wurde die Kostenübernahme bei ungewollter Kinderlosigkeit neu geregelt.

O.: Wissen Sie, ich glaube, ich bin einfach viel lockerer geworden, und darum konnte es passieren […]. Vielleicht war es gut, meiner Mutter endlich mal zu sagen, was los ist, ich fühle mich irgendwie besser, habe nicht mehr so eine wahnsinnige Wut auf sie und kann besser zulassen, wie sie ist und wie ich bin.
O.: Ich kann immer mehr Ähnlichkeiten zulassen. […] Ich erinnere mich, dass meine Mutter erzählt hat, wie gerne sie früher zum Tanzen gegangen ist.

Frau O.s Ablösung aus dem Bann der Mutter scheint ihre Einstellung zu sich und ihrem Körper verändert zu haben. Im Zuge einer zunehmenden inneren Auseinandersetzung mit der Mutter gelingt es ihr, sich von deren Wünschen und Wertvorstellungen zu lösen und sich aus den Fesseln des Hinnehmens zu befreien. Es scheint, als habe die mit Vorwürfen verbundene Wut auf die Mutter bisher auch Frau O.s Selbstbezug zu ihrem Körper eingeschränkt und an die Beziehung zur Mutter gebunden. Man könnte ihre Aussage: „*Ich fühle mich irgendwie besser, habe nicht mehr so eine wahnsinnige Wut auf sie und kann besser zulassen, wie sie ist und wie ich bin"*, auch wie folgt verstehen: „Mein Körpergefühl hat sich verändert. Bisher war ich in einer kindlich passiv, vorwurfsvollen Haltung gefangen, in der ich die Mutter für mein Leben – mein Gelingen und Misslingen – verantwortlich gemacht habe. Damit bleibe ich als Tochter an die Mutter gebunden und kann meinen Körper nicht losgelöst von ihr erleben."

Im Zuge dieser Auseinandersetzung tauchen weitere Erinnerungen an die Mutter auf. Frau O. erinnert ihre Mutter nun auch als attraktive junge Frau, die Freude am Tanzen hatte. Der grauen Maus, die brav ihre Hausmütterchen-Rolle erfüllt, wird eine lebendige und selbstbewusste Facette an die Seite gestellt. Frau O.s Entdeckung, dass die Mutter auch lustvolle Seiten hat, wirkt wie eine befreiende Erlaubnis, sich den eigenen Wünschen zuzuwenden. Es ist naheliegend, dass sich die Phantasien über die weibliche und vital libidinöse Seite der Mutter auf Frau O.s Identifikations- und Körperthemen auswirken und einen Zugang zu ihrer abgewehrten Lust unterstützen, die in der traditionellen Position der Frau nicht sichtbar werden durfte. Frau O. stellt selbst einen identifikatorischen Zusammenhang zu ihrer unterdrückten Wut her, die Frauen eine unterwürfige und selbstmitleidige Vorwurfs- und Opferhaltung zuweist. Anstatt sich wie bislang anzupassen und sich darüber zu beklagen, macht sie sich auf den Weg und beginnt, ihre Wünsche und Partnerschaftsprobleme selbst in die Hand zu nehmen. Dies hat auch einen entscheidenden Einfluss auf ihren Körper-Selbst-Bezug, der nun aktiver und selbstbestimmter eigene Bedürfnisse und Erfahrungen aufnehmen kann.

Mit Frau O. wird erneut auf ein Grundmuster zwischen Mutter und Tochter aufmerksam gemacht, in dem das töchterliche Begehren im Auge der Mutter eine Leerstelle zu bleiben droht.

Frau O.s Drängen nach einem symbolisierenden Verstehen – hier mit der Analytikerin reinszeniert – richtet sich primär an die Mutter als Frau. Solange vonseiten der Mutter als Frau das Bild einer Mutter als sexuelles Subjekt abgewehrt bleiben muss, zeigt Frau O.s Ringen um die Anerkennung ihrer Empfindungen Leerstellen auf. Auf der Folie von Körper-Haben und Leib-Sein drängen sich in das bewusste Leib-Empfinden unbewusste Aspekte, verkörpert durch die Unterdrückung des eigenen Erlebens, und rücken Frau O.s affektiv-körperliches Erleben ihrer Wut spürbar in den Vordergrund. Das spezifische Ineinandergreifen von körperlichen und symbolisch-kulturellen Repräsentationsformen dekonstruiert die soziokulturellen Einflüsse als eine Unterdrückung des weiblichen Begehrens und der Selbstbestimmung der Frauen über ihren Körper. Dass sich das Begehren auf vielfältige Weise auf den Körper bezieht und mit Blick auf die Mutterschaft nach Artikulations- und Möglichkeitsräumen sucht, soll nun mit Frau F. weiter in Augenschein genommen werden. Sie berichtet von ihren tiefen Empfindungen im sexuellen Zusammensein mit ihrem Partner und einem dabei spürbar empfundenen Begehren, Mutter zu werden.

VIII.2.5. Sexuelles Begehren und Schwangerschaft

Stundenausschnitt 12: Frau F., 35 Jahre, promovierte Religionswissenschaftlerin

F.: Mein ganzes Fühlen liegt zwischen Herz und Bauch. Ich fühle eine Verbindung von Sexualität mit einer tiefen Herzensbindung... da dringt jemand ganz tief in mir vor... ich weine von ganz tief unten... Es hat eine Weile gedauert, bis ich zulassen konnte, dass er meinen inneren Raum berührt, und jetzt ist er in mir. Es ist ein Raum des totalen Angenommen-Seins.

Frau F. beschreibt eine Verbindung zwischen ihrem sexuellen Begehren und ihren innergenitalen Körpersensationen, die auf spürbare Weise ihr bewusst werdendes Begehren, Mutter zu werden, mit dem Wunsch, schwanger zu werden, verknüpft. Im Zusammensein mit ihrem Partner erlebt sie das sinnlich-affektive Begehren, ihren innergenitalen Raum hin zum anderen zu öffnen, und bezieht ihn mit ein. Frau F.s Schwangerschaftswunsch, ihr sexuelles Begehren und ihre Liebe zu ihrem Partner sind derart ineinander verwoben, dass auf der narrativen Beschreibungsebene keine Differenzierung zwischen Kind und Partner vollzogen wird.

In diesem Beispiel entfaltet sich der Kinderwunsch in einem gemeinsamen intersubjektiven Raum und bezieht sich auf den anderen. Eindrücklich begegnen wir hier einer interaktiven Dimension des Begehrens, in der auch der Kinderwunsch verortet wird. Darin entfaltet sich ein transitorischer Raum, der eine Grenze zwischen zwei Körpern und zwei Geschlechtern zu überschreiten scheint.

Es bleibt festzuhalten, dass die hier eingebrachten leiblichen Körpererfahrungen, in denen frau ein Begehren nach Schwangerschaft und einem Kind spürt, nicht in der vielbeschworenen weiblich-natürlichen Fruchtbarkeitslogik aufgehen, auch wenn immer wieder Aussagen wie die der kanadischen Journalistin Pascale Pontoreau diese Naturhaftigkeit zu bestätigen scheinen und als Beleg für eine Essentialisierung des weiblichen Kinderwunsches gelesen werden. Pontoreau beschreibt ihren Kinderwunsch als unumstößliches Verlangen; bei näherer Betrachtung zeigt sich hingegen ein weitaus komplexerer Zusammenhang:

Ich habe sehr schnell gespürt, dass der Wunsch nach einem Kind ein Traumbild ist, ein vollkommen irrationales, irgendwo verstecktes Gefühl, das sich nur schwer erklären lässt. […] Der klare Verstand trat in den Hintergrund, um Platz für die Schwangerschaft zu schaffen und später für das Entzücken über die Geburt eines wundervollen kleinen Mädchens […]. Einzig und allein dieses große, mächtige, beinahe unerbittliche Verlangen hat mich zu meiner ersten Schwangerschaft geführt. Es war einseitig, unumstößlich […]. Ich erkannte, dass dieser erste Wunsch nach einem Kind kein Ergebnis rationaler Erwägungen war. (Pascale Pontoreau, zit. nach Badinter, 2010, S. 133).

Pontoreau stellt sich als eine Frau vor, die ‚besessen' ist von ihrem Kinderwunsch, ohne erklären zu können, woher dieser kommt. So scheint er – bisher versteckt – aus der Welt des Irrationalen in ihr Bewusstsein zu dringen. Diese Darstellung entspricht ganz dem Alltags-, aber auch dem gängigen wissenschaftlichen Verständnis, das diese Repräsentationsform des Kinderwunsches auf weibliche Instinkte bezieht. Im Kontrast zu Frau F. tritt Pontoreaus Kinderwunsch unabhängig von einem Partner auf. Doch reicht dies als Beweis für die Naturhaftigkeit des Kinderwunsches? Ein vertiefter Blick auf Pontoreaus archaischen Kinderwunsch enthüllt verschiedene Aspekte. Der Text selbst bietet dezidierte Hinweise auf biografische und soziale Wirkmechanismen, die uns ermöglichen, den Raum des Irrationalen und Phantasmatischen weiter zu öffnen und nach den Motiven des Kinderwunsches zu fragen. Besonders beeindruckt „*das Entzücken über die Geburt eines wundervollen kleinen Mädchens"*; es erinnert sehr an die Metaphorik einer Selbstgeburt, die uns bereits bei Frau D. in Kapitel VIII.1.7. eindrücklich begegnet ist: Geht es hier nicht eher um eine Delegation an die ungeborene Tochter, die narzisstisch aufgewertet ihren Glanz auf die Mutter zurückwirft, als um die Tochter selbst? Hier werden unbewusste Wünsche deutlich, die frau in der Identifikation mit normativen Weiblichkeitsvorstellungen nicht zeigen darf. In diesem Lichte betrachtet repräsentiert Pontoreaus Kinderwunsch nicht mehr ein „*irrationales, irgendwo verstecktes Gefühl, das sich nur schwer erklären lässt",* sondern eine bislang abgewehrte Sehnsucht nach narzisstischer und gesellschaftlicher Anerkennung ihrer eigenen Schönheit und weiblichen Potenz. Erinnern wir uns mit Freud daran, dass sich das Unbewusste vor allem körperlich äußert, dann entpuppt sich der leibliche Imperativ nach einem Kind – oder, präziser formuliert – die impe-

rative Leiblichkeit als verkörpertes Unbewusstes. Damit wird diese Repräsentanz des Kinderwunsches keineswegs geschmälert, sondern zeigt im Gegenteil dessen Geschichte auf und dekonstruiert den naturhaften Begründungskontext. Sellschopp identifizierte diese Dynamik besonders oft bei Akademikerinnen und Mitgliedern der Frauenbewegung, für die „die Geburt einer Tochter eine besondere identifikatorische weibliche Zukunft bedeute und über die Töchter eine identifikatorische Übernahme mütterlicher Forderungen evoziere […]“ (Sellschopp, 2008, S. 86ff.).

VIII.2.6. Zwischenreflexion: Schwangerschaft und phantasmatische Beziehung zum eigenen und dem Mutterkörper

Im bisherigen empirischen Material zeigen sich vielfältige Spannungsfelder zwischen subjektiven Weiblichkeits- und Mutterschaftsvorstellungen und den hegemonialen Diskursen, die in jeder weiblichen Biographie einen bedeutsamen Einfluss auf geschlechtertypische Identifizierungen ausüben. In allen Beispielen wird ein Ringen um eine Hinwendung und eine Anerkennung der eigenen Körperlichkeit und Potenz deutlich. Gegenüber kulturellen geschlechtlichen Zuweisungen an Schwangerschaft und Mutterschaft, welche das Körperinnere auf ein Beherbergen und Umhüllen festlegen, wird neben destruktiven Fantasien ein lustvolles Begehren und Körpererleben deutlich. Damit muss der Blick abermals auf den konflikthaften Zusammenhang zwischen sexuellem Körpererleben und weiblichen Identitätsvorstellungen gerichtet werden. Erneut steht der Bezug zu traditionellen Deutungsmustern, die Weiblichkeit auf Mutterschaft reduzieren, zur Disposition. Zwar wird auch vonseiten der Frau als werdender Mutter das Bild einer Mutter als sexuelles Subjekt abgewehrt bzw. ambivalent bis schuldhaft besetzt, doch das Bemühen um Worte und Bilder, mit denen Frau E. und Frau O. ihre Empfindungen zum Ausdruck zu bringen suchen, zeigt Ambivalenzen und grenzüberschreitende Bestrebungen auf. In dieser Lesart hat das Begehren, das in Frau E.s Traum und in Frau O.s und Frau F.s Kinderwunscherleben aufscheint, auch Komponenten eines Aufbegehrens gegen die Identifikation mit hegemonialen Mutterbildern, die durch die Unterdrückung des eigenen Erlebens verkörpert und subjektiv in der Beziehung mit der Mutter verortet ist. Auf der Körperebene werden mit Zeugung, Schwangerschaft und Abtreibung ambivalente Phantasien bezüglich grenzüberschreitenden Körpererfahrungen aufgerufen. Weniger passiv hinnehmende, wie es die dominanten Mutterbilder nahelegen, sondern lustvolle bis ablehnende, in jedem Fall aktive Aspekte werden deutlich. Gerade der (bisher abgewehrte oder unentdeckte) Raum im Modus des Körper-Selbst-Bezugs, der sich öffnet, wenn Verbote und Tabuisierungen überschritten werden, ermöglicht einen anderen Zugang zum Körpererleben. Auch auf der Ebene des Körper-Habens treten bisher unterdrückte, weil tabuisierte Körpererfahrungen stärker in

den Vordergrund und rücken die Gebärmutter als Ort vielfältiger Erfahrungen in den Blick: seien es die Destruktion und der Schmerz der Abtreibung oder das sinnlich-sexuelle Begehren im Kinderwunsch und der Schwangerschaft. Wie sehr kulturelle Mutterschaftscodierungen auf die gesamte Spannbreite weiblichen Begehrens abzielen und dessen ‚Verwerfung' intendieren, tritt uns in Bezug auf den Kinderwunsch in vollem Ausmaß deutlich entgegen.

Bekanntlich verknüpfen sich mit dieser Spaltung Weiblichkeitsbilder, die mit basalen Gegensätzen wie ‚Heilige' und ‚Hure' legiert sind und die weibliche Körperlichkeit, insbesondere die Innergenitalität, einseitig festlegen. Trotz einer kritischen Reflexion der imaginären und projektiven Zuschreibungen, die spätestens seit der zweiten Frauenbewegung in das gesellschaftliche Bewusstsein eingegangen sind, infiltrieren unbewusste Geschlechtertradierungen bis heute das weibliche Denken, Fühlen und Handeln. Auf subtile Weise etabliert sich eine Vermischung von Bewertetem und Bewertung, die eine Differenzierung (und gar eine lustvolle) am eigenen Körper nahezu unmöglich macht und ein Licht auf die besondere Aufgabe und Schwierigkeit der Frau wirft, im Verborgenen stattfindende und widersprüchliche Körpererfahrungen und -bedeutungen in ihr Selbstbild zu integrieren.

In der Auseinandersetzung mit tradierten Zuschreibungen hinsichtlich ihrer Rolle als Frau und Mutter formulieren die hier zu Wort gekommenen Frauen Widersprüche in Bezug auf hegemoniale Vorstellungen von einem passiven Kinderwunsch und passiver Mutterschaft und artikulieren ein Begehren, das Kinderwunsch, Schwangerschaft und Abtreibung in einen libidinös besetzten Körperraum stellt. Auf diese Weise zeichnet sich ein Gegenbild ab, das eine passive Haltung der Frauen, die sich auf sexuelles Begehren wie Aggressionen gleichermaßen bezieht, und die mit Mutterschaft verknüpften Geschlechterrollen demaskiert. Um die Unterdrückung und Abspaltung von Begehren sowohl im Inneren des Subjektes wie auch gesellschaftlich zu denken (vgl. Butler, 1991, S. 141) werden mit einer tiefenhermeneutisch-diskursanalytischen Perspektive die abgewehrten Anteile als psychischer Rest im Unbewussten mit dem aus dem Diskurs verdrängten und unsichtbar gemachten Wissen in Bezug gesetzt. Da jede Identifizierung mit einer Abwehr derjenigen Aspekte einhergeht, die nicht in diese Identifizierung passen, gilt das Unbewusste nicht nur als Ort abgewehrter Wünsche und Impulse, sondern ist als das Nichtidentische gleichsam immer mit thematisiert (vgl. Bohleber, 1997). Mit diesem subjekttheoretischen Verständnis repräsentiert das Auftauchen des Begehrens die Kehrseite des Diskurses und kann als widerständiges Potential verstanden werden. Dieses ist mit der Psychoanalyse und ebenso mit Foucault nicht außerhalb des Diskurses zu verorten, sondern verweist auf den Diskurs zurück und wird durch ihn selbst erst erschaffen.

Denn der Diskurs, der immer auch begrenzt, indem das Sagbare und Sichtbare die Grenze zwischen Vorstellbarem und Nicht–Vorstellbarem markiert, weist wiederum auf den Körper als Ort der verkörperten Verdrängungen und bewussten Identifizierungen zurück.[262] Der Kinderwunsch erscheint auf diesem Hintergrund nicht mehr nur normativ gesetzt, sondern wird mit dem sexuellen Begehren der Frau und ihrer Beziehung zum Partner in Zusammenhang gebracht. Aus weiblicher Sicht werden hier Erfahrungsbereiche angesprochen, die mit sinn- und identitätsstiftenden Aspekten im schöpferischen Sinne erlebt werden (vgl. King, 2004, S. 253ff.). Dies könnte mit Bezug auf Sigusch (1984) mit der grenzüberschreitenden, verschmelzenden Qualität der Liebe zusammenhängen, die die körperliche Grenzüberschreitung in der genitalen Sexualität in einer Weise erfahrbar macht, die auch den vielbeschworenen Unterschied von männlichem und weiblichem Erleben im Sinne von ‚aktiv' versus ‚passiv' obsolet werden lässt. Eine ähnliche Perspektive auf Zeugung und Schwangerschaft nimmt auch Gambaroff ein, wenn sie eine sich im anderen verankernde Qualität beschreibt, eine Bereitschaft, das Kind als etwas Gemeinsames zu besetzen, als den tiefen Wunsch der Verankerung zwischen Mann und Frau (vgl. Gambaroff, 1984, S. 182). Das Kind/den Kinderwunsch als etwas Gemeinsames zu besetzen, als einen Wunsch, bei dem Körperliches und Seelisches nicht länger zu trennen sind, verortet den Kinderwunsch nicht mehr in hegemonialen Mutterschafts- und Weiblichkeitsvorstellungen, sondern im konkreten Körpererleben. Damit symbolisieren der Kinderwunsch und der körperliche Schwangerschaftszustand ein weibliches Begehren und körperbasierte Erfahrungen, die sowohl traditionelle wie auch feministische Sichtweisen, in denen eine Unterwerfung unter traditionelle Weiblichkeitsentwürfe betont wird, in Frage stellen. In beiden Entwürfen, die ein ER-füllt-Sein der Frau unterstreichen, wird eine Passivität betont, die von den Frauen in einem harten Ringen um Selbstbestimmung zurückgewiesen wird.

Der Entwurf eines Körper-Selbst-Bezugs, in dem sexuelles Begehren und Mutterschaft in einem Zusammenhang stehen und als „dialektische Beziehung zwischen Liebe und Identifikation sowie dem Gleichgewicht zwischen Narzissmus und Triebspiel" beschrieben werden können, stellt nach Faure-Pragier eine „Voraussetzung für eine glückliche Mischung aus Mutterschaft und Weiblichkeit" dar (Faure-Pragier, 2000, S. 50). Wie sehr ein Ringen um eine narzisstische Bestätigung des verkörperten Zustands in der Schwangerschaft das Körper-Selbst-Erleben durchzieht, wird im Folgenden noch einmal mit Frau O. thematisiert.

262 Vgl. hierzu Kap. IV.1.4. zu Butler und die Debatte um die Verortung des widerständigen Potentials bei Foucault.

VIII.2.7. Verwandlung und narzisstische Potenz während der Schwangerschaft

Stundenausschnitt 13: Frau O. (aus Kap. VIII.2.4.)

O.: Ich könnte vor Freude tanzen, bin ganz von meiner Schwangerschaft erfüllt, ich stehe morgens mit ihr auf und gehe abends mit ihr ins Bett.

Frau O. ist ganz erfüllt von ihrer Schwangerschaft und präsentiert sich als eine Frau, die vollkommen beglückt ist und ihre Schwangerschaft als Erweiterung ihres Selbst erlebt. Der Begriff *„erfüllt“* beschreibt in treffendem Sinne ihren Körperzustand. Die Schwangerschaft stellt ihren Körper als Körper für zwei vor. Frau O.s Körper und ihr weiblicher Innenraum haben nun eine doppelte Bedeutung: Sie sind Schutzraum für ein lebendiges Wesen und repräsentieren einen bedeutsamen Ort für die gelebte Sexualität und Liebe zum anderen.

O.: Ich fühle mein Baby in mir als etwas Hartes, Abgegrenztes – und gebe ihm seinen Arbeitstitel „Murmelchen“.

Mit fortschreitender Schwangerschaft spürt Frau O. den Fötus als ein von ihrem Körper abgegrenztes, eigenständiges Wesen. Sie entwickelt innere Differenzierungen, die sie mit ihren imaginären und, so ist zu vermuten, Ultraschall-Visualisierungen in Bezug setzt. Sie gibt dem Kind einen Namen und gestaltet damit ihre Kommunikation zwischen sich und dem Kind. Trotz der bislang dargelegten einschränkenden Zuschreibungen erlebt Frau O. eine Kraft, die sie bisher bei sich nicht kannte und mit der sie über sich selbst hinauswachsen und „*vor Freude tanzen“* könnte. Es ist ihr ein Anliegen, diese Körpererfahrungen mitzuteilen. Dabei geht es ihr nicht nur darum zu zeigen, dass sie über eine Potenz verfügt, die Leben hervorbringen und in sich tragen kann; sie scheint vielmehr nach Ausdrucksmöglichkeiten für ihre bisher unbekannten Erfahrungen zu suchen. Als sie während der Behandlung ihren Bauch entblößt, diesen streichelt und dabei in Zwiesprache mit ihrem Kind tritt, entsteht peinliches Schweigen.

O.: Na, was meinst du dazu?
A.: ….[peinlich berührtes Schweigen]...[263]

Mit ihrer Entblößung lenkt Frau O. den Blick auf ihren Bauch, um die sinnliche Erfahrung der Schwangerschaft zu kommunizieren und in einen intersubjektiven Raum zu stellen. Die Analytikerin nimmt den appellativen Gehalt der Handlungsinszenierung zwar wahr, da sie die Szene nicht aus dem interaktiven Geschehen ausblendet, stellt aber ein peinliches Berührtsein in ihrem Erleben fest. Sowohl Frau O.s Drängen nach einem Austausch über die Erfahrungen, die sie mit ihrem schwangeren Körper macht, wie auch die wahrgenommene Hemmung der

263 Die Wertung wird von der Kollegin, die den Bericht verfasst hat, selbst vorgenommen.

Analytikerin innerhalb der Therapiestunde deuten auf Tabuisierungen hin. Wenn Frau O. ihren schwangeren Bauch hervorstreckt, entkleidet und zeigt, fordert der bisher nicht artikulierbare Wunsch nach narzisstischer Bestätigung der körperlichen Veränderungen die Analytikerin dazu auf, die Szene im zutiefst psychoanalytischen Sinne als eine Entwicklung vom Körper zur Sprache aufzunehmen. Dass die Schwierigkeit, weibliche Körpererfahrungen in die Sprache zu bringen, nicht nur individuell ist, sondern in unserer patriarchal geprägten symbolischen Ordnung eine Unter- und Nicht-Repräsentanz weiblicher Erfahrungsräume widerspiegelt, wurde vielfach und insbesondere durch die feministische Frauenforschung artikuliert (vgl. Kap. III.). Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich die hemmende und unterdrückende Wirkung gesellschaftlicher Tabuisierungen auch im analytischen Raum aufseiten der Analytikerin zeigt. Üblicherweise greifen auf beiden Seiten gängige Mutterschaftsbilder und verschließen das aufblitzende Begehren in einem sprachlosen Raum.

Bei Frau O. wird ein Begehren spürbar, das nicht nur darauf gerichtet ist, ihr narzisstisches Bedürfnis zu befriedigen und ihren schwangeren Bauch zu zeigen, sondern das v.a. ihre Körpererfahrungen zu validieren sucht. Die Körpererfahrungen der Schwangerschaft sind ungewohnt und können zu bisherigen Erfahrungen nicht in Bezug gesetzt werden. Analog zu den adoleszenten Körperveränderungen kann Frau O. auf keine früheren Erfahrungen zurückgreifen, um sich zu verstehen, zu bestätigen und zu beruhigen. Obwohl sie durch ihre Schwangerschaft mit einer Grunderfahrung ihres weiblichen Körpers in Kontakt kommt, die – trotz kulturell überformter Formate – für alle Frauen in der Schwangerschaft gilt, bleibt diese in doppelter Weise befremdlich, da sie bisher weder im Kontakt noch mit einer symbolischen Repräsentanz schwangerer Körperlichkeit validiert werden kann.

Frau O. knüpft an ein basales, menschliches Bedürfnis an, Körpererfahrungen im Kontakt mit dem Anderen zu verstehen und zu symbolisieren (vgl. Kap. V.1). Grundsätzlich gilt dies als wesentliches Kennzeichen psychischer Gesundheit.[264] Doch für die weiblichen Körpererfahrungen von Zeugung, Schwangerschaft, Abtreibung, Gebären und Stillen zeigen die Leerstellen in der symbolischen Ordnung unserer Sprache jene Leerstellen an, die als Unterdrückung und Tabuisierung subjektiv erfahrbar und theoretisch als fehlende Repräsentanz weiblicher Körperlichkeit und geschlechtlicher Differenz herausgearbeitet wurden (vgl. Kap. V.5.). Bereits 1959 setzte sich Balint dafür ein, elementare Lebenserfahrungen in unser Denken und unsere Behandlungen einzubeziehen, um das unendlich Beglückende wie das Schmerzliche

264 Vgl. stellvertretend für die Psychoanalyse: Freud (1905e), für die Psychosomatik: von Uexkuell (1979), und für die Kennzeichnung der Gegenwartssymptomatik: Kristeva (2007).

nicht auszugrenzen, sondern als sinnstiftende Körpererfahrungen aufzunehmen und als semantische Codes zu verstehen, die den Symbolisierungen vorausgehen und ihre Grundlage bilden.

In diesem Sinne ist Frau O.s Ansinnen, ihre körperlichen Erfahrungen zu verstehen, ein Versuch der Subjektivierung. Diese Hinwendung zum weiblichen Innenraum sucht einen weiblichen Blick, der die Beschäftigung mit dem Körper und den Körpererfahrungen anerkennt. Das Bedürfnis sich auszutauschen nimmt einen großen Raum ein und rückt die Sehnsucht nach einer Beziehung zu einer Frau in den Vordergrund. Ähnlich wie in der Pubertät wird nach einem Ort gesucht, in dem der Austausch mit anderen Frauen, die auch schwanger sind oder waren, möglich ist. Dies kann zu einer Etablierung eines weiblichen Raums beitragen, in dem frau einen Zugang zu ihrem Körpererleben und Verständnis erfahren kann.

Während mit Frau O. explizit eine weibliche Subjektivierung der Mutterschaft in den Blick genommen wurde, begegnen wir mit Frau Y. einem Begehren, die eigenen Körpererfahrungen in der Schwangerschaft als potent zu empfinden (und als dem Mann gleichwertig): ein Begehren, das jenseits von Polarisierungen und Wertungen nach einer Verbindung von weiblich und männlich codierten Identifizierungen strebt und diese binären Kategorisierungen zu transformieren sucht.

VIII.2.8. Verschwimmen der Körper- und der Geschlechtergrenzen

Stundenausschnitt 14: Frau Y., 28 Jahre, Cellistin, eine Tochter

Frau Y. berichtet, dass sie während ihrer Schwangerschaft den Anspruch an sich hatte, alles so weiterzumachen wie bisher:

Y.: Fühlte mich auch total fit, eigentlich gar nicht schwanger. Ich ging weiter joggen und schaffte genauso viele Kilometer wie vorher. Mir war viel daran gelegen, meinen Bauch soweit wie möglich zu verstecken und nicht dick und fett zu werden.

Frau Y. ist stolz auf ihre Leistungsfähigkeit und bezieht diese nicht nur auf ihre sportlichen Leistungen, sondern auch darauf, schwanger zu sein. Während Schwangerschaft und Mutterschaft auch in ihrem Körperverständnis als Beweis für einen gesunden und fortpflanzungsfähigen Körper gelten, wehrt sie sich gleichzeitig gegen die Auffassung, der Körperprozess ihrer Schwangerschaft solle ein schonungsbedürftiger Zustand sein. Sie fühlte sich *„total fit“,* was im Anschluss mit *„eigentlich gar nicht schwanger“* sogar ins Gegenteil zu kippen droht. Hier scheinen hegemonial-weibliche Körpercodes und festgelegte normative Körper- und Wahrnehmungsweisen in Bezug auf Schwangerschaft auf, mit denen Frau Y. sich auseinan-

dersetzt. Sie versucht, eine Gegenposition einzunehmen und den Gegenbeweis anzutreten, indem sie „*weiter joggen [geht] und genauso viele Kilometer [schafft] wie vorher*". Frau Y. legt großen Wert darauf, die Veränderungen ihrer Körpergrenzen in der Schwangerschaft zu kontrollieren; ihr ist wichtig, „*nicht dick und fett zu werden"*.

Eine schwangere Frau wird im Laufe ihrer Schwangerschaft dicker und behäbiger, wenn nicht sogar fett, wie Frau Y. befürchtet. Diese im Alltagsverständnis verbreitete Erwartung und Vorstellung passt nicht zu Frau Y.s Körper-Selbstbild, das bisher auf sportlicher und funktionsfähiger Aktivität gründet. Frau Y. möchte sich trotz schwangerem Körper nicht auf eine bestimmte Dimension ihrer Körperformen festlegen lassen und wehrt sich gegen die Eindimensionalität von Schwangerschaftszuschreibungen, die ihren Körper nicht nur eindeutig weiblich codieren, sondern auf bestimmte Eigenschaften und Befindlichkeiten festschreiben. Vielleicht deshalb versucht sie, ihren Bauch soweit wie möglich zu verstecken. Gegenüber den im Alltagsverständnis wirkmächtigen Bildern von Schwanger-Sein, die durch medizinische Diskurse gestützt werden und auf moderate Bewegung und sinnvolle Ernährung abzielen, macht Frau Y.s Umgang mit ihrer Schwangerschaft eher auf die medialen Bilder einer strahlenden, schlanken Schwangeren aufmerksam. Frau Y.s Umgang mit ihrem Körperzustand gründet daher vermutlich nicht nur auf persönlichen Motiven, sondern scheint von diskursiv und medial vermittelten Schwangerschaftsbildern durchwoben. Grundsätzlich erklären sich schwangere Körperformen nicht aus sich heraus; die Grundlage der Imaginationsformen von Mutterschaft ist erst im historischen und soziokulturellen Kontext zu verstehen. Für die Selbstperspektive der Frauen stellen diese Bilder eine zentrale Grundlage für die Bewertung ihrer körperlichen Erfahrung dar. Sie zeigen, dass das vorherrschende Schönheitsideal auch vor schwangeren Frauen nicht haltmacht. Hier wird eine paradoxe Doppeldeutigkeit entworfen: Während Bauch und Busen als Zeichen der Fruchtbarkeit Fülle aufweisen sollen/dürfen, muss der restliche Körper davon möglichst unberührt bleiben.

Trotz der auffälligen Nähe zu zeitgenössischen Vorstellungen eines schwangeren Körpers stellen Frau Y.s Bemühungen traditionelle Schwangerschaftsvorstellungen in Frage und können als Versuch gelesen werden, den weiblichen Potenzraum narzisstisch zu erweitern. Indem Frau Y. in ihrem schwangeren Körperzustand männlich codierte Anteile (leistungsfähig, schnell, sportlich, durchtrainiert) mit weiblich gebärfähigen verbindet, entwirft sie eine geschlechterübergreifende transformative Geschlechtlichkeit, in der männlich und weiblich nicht voneinander getrennt sind, sondern phantasmatisch ineinander fließen. Der schwangere Körper zeigt sich hier als ein Ort, an dem die neuen körperlichen Erfahrungen der Schwanger-

schaft die bisherigen binären Körperzuschreibungen zu überwinden suchen. Frau Y.s Formulierungen greifen die bisherigen Markierungen der Geschlechterdifferenz an und durchbrechen dabei ein gesellschaftliches Tabu: Während der Zustand einer Schwangerschaft einem jahrhundertealten Mythos folgend die alleinige Potenz des Phallus adressierte und der Frau demgegenüber die Passivität eines auszufüllenden Gefäßes zuschreibt, zeigt Frau Y. ein verändertes Bild der Potenz der Frau. Sie knüpft damit auch an die geschlechterübergreifenden Vorstellungen an, die Frau F. in Bezug auf die Befruchtung zum Ausdruck gebracht hat. Frau Y. entwirft eine Vorstellung, die sich nicht in Geschlechtslosigkeit auflöst, sondern sich erst durch eine Spannung zwischen gleichwertigen geschlechtlichen Polen konstellieren kann. In einer geschlechterkritischen Lesart können ihre Bestrebungen daher als Gegenbewegung zu traditionellen Schwangerschaftsentwürfen gelesen werden.

Demgegenüber weist Frau Y.s Art, ihre Schwangerschaft zu leben, auch Ambivalenzen auf, die auf Anpassungen verweisen, die innerhalb der heterosexuellen Ordnung der Geschlechter notwendig scheinen. Wenden wir uns ihrer Formulierung: „*Mir war viel daran gelegen, meinen Bauch soweit wie möglich zu verstecken*“, aus dieser Perspektive zu, dann entdecken wir neben Frau Y.s optimistischem Umgang mit ihrem schwangeren Zustand eine ambivalente und fragile Kehrseite. Hier zeigen sich Widersprüche und Ambivalenzen, die zu identitätsinhärenten strukturellen Spannungen führen und es Frau Y. schwer machen, den potenten Selbstbezug zu ihrem schwangeren Körper aufrechtzuerhalten. Damit sind auch geschlechterhierarchische Spaltungen in Männlichkeit und Weiblichkeit angesprochen, die solange schwer in geschlechterübergreifende psychische Strukturen transformiert werden können, solange die gesellschaftlichen Strukturen diese Spaltungen institutionalisieren. Obwohl die Identitätsentwicklung heute als lebenslanger dialektischer Prozess konzeptualisiert wird und auch die Zuschreibung der Geschlechtszugehörigkeit durch die Geburt kein abgeschlossener Prozess ist (vgl. Bohleber, 1997, S. 112), macht das Erleben von Frau Y. darauf aufmerksam, dass entsprechend der binären Geschlechterstruktur in unserer Kultur geschlechterübergreifende Identifizierungen und Veränderungen des eigenen Selbst begrenzt sind und v.a. im Verborgenen oder in politisch motivierten Subjektivierungen wie der Queer-Bewegung stattfinden.

Entsprechende Spaltungen adressieren heute ebenso wie früher den weiblichen Körper, nur die Inhalte haben sich verändert. Besonders die veränderten gesellschaftlichen Bedingungen, verbunden mit dem Aufbrechen patriarchal geprägter Weiblichkeitsvorstellungen, gehen mit widersprüchlichen Anforderungen und Verheißungen an das weibliche Geschlecht einher und lassen auch den verkörperten Zustand einer Schwangerschaft nicht unberührt. Heute wird der

schwangere Körper im medialen Diskurs mit Rollenklischees verbunden, die ihn als begehrenswerte, mit Sexualattributen hochstilisierte Ikone darstellen (vgl. Kaiser, 2004). Der Mutterkörper ist mit besonders wirksamen Zuschreibungen beladen und soll Attraktivität, Sexualität und Mütterlichkeit zugleich symbolisieren – und frau soll die damit verbundenen Widersprüche am Körper möglichst stillschweigend und ohne eigenes Auf-Begehren austragen. In einer weiteren, neoliberale (Weiblichkeits-) Vorstellungen betrachtenden Lesart kann Frau Y.s Bemühen, den schwangeren Bauch nicht zum Vorschein kommen zu lassen, auch als Bemühen interpretiert werden, beruflichen und reproduktiven Vereinbarkeitsanforderungen zu entsprechen (vgl. McRobbie, 2010). Dass die hier wirksamen postmodernen Geschlechterbilder weiterhin eng von der herrschenden Geschlechterpolarisierung durchwoben sind, in der Männlichkeit als aktiv und handlungsfähig idealisiert und aufgewertet erscheint, was mit – den Körper betreffenden – Entwertungen des Weiblichen einhergeht, wodurch vor allem eine weibliche Potenz nicht bzw., wie wir mit Frau Y. gesehen haben, nur verdeckt vorkommen kann, macht es schwer, stabile geschlechterübergreifende Verbindungen im Psychischen zu etablieren. Dennoch wird deutlich, dass es sich bei Frau Y.s Auseinandersetzung mit konventionellen Mutterschaftsvorstellungen eher um eine psychosoziale Konflikthaftigkeit handelt. Dies legt auch der folgende Traum nahe:

Y.: Ich habe geträumt, dass meine Tochter mit meinem Kind schwanger ist, und denke im Traum: Ich hab‘ die Arbeit und sie den tollen Bauch.

Die narzisstische Besetzung des schwangeren Bauchs, der mit Stolz in die Welt getragen werden kann, wird im Traum auf die Tochter verschoben. Dabei findet eine Überschreitung der Generationengrenzen statt und ein Mutter-Tochter-Bild wird entworfen, in dem die Unterschiede aufgehoben sind und wie Schatten ineinander verschmelzen. Nun ist nicht mehr klar abgrenzbar, was zu wem gehört. Aus der Position der Träumerin als Autorin der Trauminszenierung symbolisiert der mütterliche Schatten eine Angst vor der eigenen Potenz, welche die Träumerin nicht selbst tragen kann/darf und auf die Tochter projiziert. Über die Verschiebung auf die Tochter tritt die Mutter projektiv als positive Identifikationsfigur auf, mit der die eigene Sexualität und Fähigkeit zur Prokreativität nicht mehr als trennend, sondern als von Frau zu Frau verbindend erlebt werden kann. Wiewohl im Traum eine paradoxe Beziehungssituation inszeniert wird, in der über die Tochter eine hoffnungsvolle weibliche Zukunft entworfen wird, imponiert auch eine Sehnsucht nach einer weiblich-matrilinearen Verbindung. Die beiden Schatten entwerfen dabei eine matrilineare Genealogie, die zweiseitig wirkt. Diese Lesart der Verschiebung auf die Tochter kreiert einen imaginären Raum, in dem Schwangerschaft als produktive Potenz des weiblichen Körpers in Erscheinung tritt. Auf dieser Folie wird die

Spaltung zwischen dem Verstecken der Schwangerschaft und einem stolzen Zeigen überwunden und der Blick auf die weiblich prokreativen Potenzen als Zeichen von Begehren und gelebter Sexualität gerichtet. Damit kann die Schwangerschaft aus dem Schatten eines passiven, somatischen Zustands befreit werden und die bisher dominanten Mutterschaftsbilder in Frage stellen.[265]

Nun hat sich in den westlichen Gesellschaften die Darstellung des schwangeren Körpers in der Öffentlichkeit in den letzten Jahren radikal gewandelt. Gegenüber der Nachkriegszeit, in der schwangere Frauen ihre Schwangerschaft möglichst verhüllen mussten, vollzog sich in der öffentlichen Darstellung schwangerer Körper ein Paradigmenwechsel. Nicht nur die mediale Präsentation betont den schwangeren Körper, auch im Alltag kleiden sich Frauen auf eine Weise, die den Bauch sichtbar darstellt. Zeugt dies nun von einer öffentlichen Anerkennung der Schwangerschaft und der Wertschätzung eines weiblich-körperlichen Zustandes, der nicht mehr nur heimlich oder verschoben auf andere gelebt werden muss? Kann eine bislang tabuisierte Form von Vitalität und Potenz Raum greifen oder *„muss der Bauch soweit wie möglich versteckt“* werden? Obwohl sie widersprüchlich erscheinen, beleuchten die Aspekte, die in dieser Frage zum Ausdruck kommen, doch zwei Seiten einer Medaille als eine Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit, in der normative Bilder traditioneller Mutterschaftsvorstellungen und ein potentes subjektives Körpererleben umeinander ringen. Vor diesem Hintergrund werden mit Frau Y. zentrale Fragen formuliert, die für alle Frauen gelten, wenn es darum geht, Mutterschaft als wirkmächtige Körpererfahrung in das subjektive Körper-Selbst-Verhältnis zu integrieren.

VIII.2.9. Zwischenreflexion: Der bewohnte Körper und die Ordnung der Geschlechter

Das Erleben der leiblichen Körpererfahrungen während der Schwangerschaft zeigt den Einfluss komplexer Faktoren auf. Mit Bezug auf die Ausgangsfrage nach dem Verhältnis zwischen hegemonialen Körperdiskursen und den subjektiven Aneignungsformen des Körpers zeigt die Aneignung des weiblich-geschlechtlichen Körpers in der Schwangerschaft, dass mit den reproduktiven Körperorganen auch geschlechtlich codierte Eigenschaften einhergehen. Wie die körperlichen und psychischen Erfahrungen der Schwangerschaft erlebt und bewertet werden, steht folglich in einem engen Zusammenhang mit Theorien über Schwangerschaft und Mutterschaft. Neben aktuellen Mutter-Körper-Bildern üben auch die bereits erwähnten mythologischen Zerrbilder weiterhin unbewusst eine normative Wirkung aus. Vor diesem

265 Die klinische Praxis kennt auch die Kehrseite, in der eine Delegation nicht gelebter Anteile der Mutter an die Tochter erfolgt, welche die Tochter als Hoffnungsträgerin funktionalisiert, die alles besser machen soll (vgl. auch Kap. VIII.2.4.)

Hintergrund nimmt es nicht wunder, dass zentrale Körpererfahrungen in der Schwangerschaft, die auch Grenzüberschreitungen markieren, einseitig symbolisiert werden. Obwohl eine schwangere Frau selbst und andere ist, richtet sich der Fokus kaum auf ihr Erleben. Einem Behältnis gleich wird ihr Körperraum zunehmend als reproduktive Materialität denn als leibhaftiger subjektiver Körperraum gedacht.

Der weibliche Innenraum hat ebenso wie die Brust eine doppelte Bedeutung: Er ist Schutzraum für ein lebendiges Wesen und markiert gleichzeitig den Ort der Sexualität. Auch die Brust repräsentiert diese beiden Aspekte: Sie ist Nahrung (Biologie) und gleichzeitig Pflege und Beziehung (vgl. Früh, 2003, S. 391f.). Bei beiden Körperteilen verschwimmt die Grenze zwischen Mutterschaft und Sexualität. Sie dokumentieren auf markante Weise, dass die bisherigen Grenzziehungen zwischen Mutterschaft und Sexualität konstruierte Grenzen sind, die der Erfahrungswirklichkeit der Frau nicht entsprechen, ihre Empfindungen allerdings bis heute gravierend einschränken.

Eine schwangere Frau steht vor der Aufgabe, die körperlichen Veränderungen in ihr Körperschema zu integrieren und das bisherige Körper-Selbst-Verhältnis neu zu organisieren. Der Verlust der bis dahin vertrauten Kontrolle über den Körper, die körperlichen Veränderungen sowie die Angst um das Kind führen nicht nur zu emotionaler Verunsicherung, sondern gleichzeitig in eine unausweichliche Ambivalenz. Die körperlichen Veränderungen und die mit der Schwangerschaft einhergehende Erfahrung, Kinder zu zeugen und auszutragen, konfrontiert frau in besonderer Weise mit ihrem Körper; sie fühlt sich ihm ausgeliefert und ist zugleich mit ihrer Potenz konfrontiert, welche sie zwar narzisstisch aufwertet, aber doch ambivalent besetzt bleibt. Wie die neuen Körpererfahrungen der Schwangerschaft sinnstiftend in das eigene Körper- und Selbstverhältnis integriert werden können, hängt im Anschluss an die empirischen Ergebnisse nicht nur damit zusammen, wie gut es frau in ihrem bisherigen Leben gelingen konnte, ihr Begehren und ihre Gefühle auf ihren Körper zu beziehen; dieser Prozess wird untergründig immer auch von der Dominanz hegemonialer Körper- und Mutterschaftsbilder mitbestimmt, was – wie wir gesehen haben – zu konflikthaften Herausforderungen und ambivalenten Besetzungen führt.

Im Zusammenhang mit Kinderwunsch und Schwangerschaft wird die Bedeutung einer körperlichen Kontinuität relevant, die Erikson als ein „Gefühl der inneren Identität“ beschreibt. Um eine eigene leibliche Ganzheit zu erfahren, muss frau/der Mensch „[…] eine fortschreitende Kontinuität zwischen dem, was er während der langen Jahre der Kindheit geworden ist, und dem, was er in der antizipierten Zukunft zu werden verspricht, empfinden“ (Erikson,

1968, S. 87). Eben diese Kontinuität zu erfahren, wird vor allem dann erschwert, wenn soziokulturelle Repräsentationen von weiblicher, schwangerer Körperlichkeit sowie damit verbundene Werte und Normen einer narzisstischen Aneignung des schwangeren Körpers im Wege stehen. Gerade die Betonung der aufnehmenden Passivität in Bezug auf die Gebärmutter markiert bestimmte Deutungsmuster, die mit einer kastrierenden Einengung und einer Reduzierung im leiblichen Körpererleben einhergehen. Die Überzeugung von einem passiv tragenden Mutterkörper ist der Frau seit der Jungfrau Maria als Verkörperung der christlichen Nächstenliebe in den Leib eingeschrieben. Auch der anhaltende Mythos der Zeugung, der metaphorisch mit dem männlichen Samen begründet wird, verhindert es, den schwangeren Körper ebenfalls als zeugenden, produktiven und potenten Körper zu besetzen.[266]

Dass diese Begrenzungen auch in Frage gestellt und geöffnet werden können, wurde mit Frau Y., Frau O. und Frau F. beispielhaft deutlich. Mit der Gestaltung körperlicher Räume werden Erfahrungen und neue Bezüge zu den fruchtbaren Körperräumen zugänglich, mit denen scheinbar unvereinbare Gegensätze kulturell vermittelter Überzeugungen und Zuschreibungen in Frage gestellt, erschüttert und transzendiert werden. Neben all den depotenzierenden und tabuisierenden Zuschreibungen machen die subjektiven Erfahrungen einschließlich der Träume auf ein schwangeres Körpererleben aufmerksam, das zu Bruchstellen im Gefüge der hegemonialen Spaltungen führt. Auf kreative Weise setzt sich Frau Y. mit begrenzenden Zuschreibungen auseinander, indem sie der vermeintlichen Behäbigkeit ihres schwangeren Körperzustands nicht nur mit sportlichen Aktivitäten wie Joggen begegnet, sondern die raumgreifende Potenz eines schwangeren Körpers mit dem Körper ihrer Tochter imaginiert. Ob dieser Entwurf die binären Codierungen wirklich in Frage stellt und zu transformieren vermag oder auf einer weiteren Ebene gleichzeitig der postfordianischen Rhetorik einer Selbstverwirklichung das Wort redet, soll hier nicht entschieden werden. Es bleibt festzuhalten, dass die hier erfolgte Verknüpfung mit andersgeschlechtlichen Repräsentationen transitorische Möglichkeitsräume eröffnet, die Frau Y. ein spürbares Anliegen sind. Auf dieser Folie kann nicht nur eine subjektive Überwindung geschlechtlicher Dichotomien denkbar werden, sondern auch der hegemoniale Diskurs soziokultureller Weiblichkeitsbilder als Träger sozialer wie individueller Strukturen zur Disposition gestellt werden. Körperliche Veränderungen sind zwar un-

266 Kurzer Exkurs zur Biologie der Befruchtung: Die männliche Samenblase einen Dekapazitierungsfaktor, d.h. ohne die Aktivierung dieses Faktors, der durch ein Enzym der Schleimhäute der Frau geschieht, kann sie nicht fruchtbar sein (Stegner, 1986, S. 116). Schleim ist auch für die Fortbewegung der Spermazellen von großer Bedeutung. Die feministische Biologin Ruth Bleyer (1987) weist auf die Bedeutung des physiologischen Milieus im Leib der Mutter als wesentlichen Teil der embryonalen Entwicklung hin. Demnach sind weibliche Eier reproduktive Zellen, dennoch hält sich gesellschaftlich die etablierte Erklärung von den allein befruchtungsfähigen Samen. Auch hier wird Frauenmacht in Ohnmacht verkehrt, was auf eine patriarchalische Strategie der Besetzung weiblicher Schaffenskraft zurückgeht.

lösbar mit Bewertungen dieser Veränderungen verbunden, doch gerade vor dem Hintergrund des Erkennens hegemonialer Begrenzungen markiert das hier vorgestellte schwangere Körpererleben Überschreitungen, die als ‚anderes Wissen' über den Körper einen Diskurswandel begründen, um im öffentlichen Raum der Repräsentationen verändernd einzuwirken (vgl. Soiland, 2010, S. 237).

VIII.2.10. Schwangerschaft zwischen leiblicher Verkörperung und medizinischer Entkörperung

Wie wirkmächtig die organisch-materielle und kulturell-symbolische Ebene auf der Grundlage von Mutterschafts- und Weiblichkeitsnormen in der Schwangerschaft verknüpft sind, konnte bereits eindrücklich gezeigt werden. Neben dem Körper- und Geschlechterdiskurs spielt gegenwärtig der moderne biomedizinische Diskurs über die Entstehung menschlichen Lebens und den Verlauf einer Schwangerschaft eine zentrale Rolle. Insbesondere die Angst um das Kind während der Schwangerschaft und der Geburt führt zu emotionaler Verunsicherung und häufig zu einer Unterwerfung unter das medizinische Diktat. Dem bisherigen von Tabuisierungen und Spaltungen geprägten Diskurs der ‚guten Mutter' steht nun der medizinische Diskurs zur Seite und droht seinerseits, körperliche und leibliche Erfahrungen erneut einer Entkörperung preiszugeben. Gerade die Angst, schuldig zu werden, wenn frau ihren schwangeren Körperzustand nicht gänzlich dem (entstehenden) Kind unterordnet, erweist sich als wirkmächtiger Angriffspunkt einer Fremdkontrolle. Kann frau so überhaupt noch in guter Hoffnung auf ihren Körper vertrauen? In dem folgenden Stundenausschnitt beschäftigt sich Frau W. mit der Angstseite ihrer Schwangerschaft.

Stundenausschnitt 15: Frau W., 34 Jahre, Köchin, keine Kinder

W.: Ich bin sehr auf mich bezogen, sehr dünnhäutig, und schwanke zwischen Euphorie und Angst. Seitdem ich weiß, dass ich schwanger bin, habe ich extreme Befürchtungen, dem Kind schaden zu können.

A.: Es ist ja schlimm, immer die Angst zu haben bei allem, was ich tue, wenn ich lebe, esse, meinen Weg gehe, schade ich jemand anderem.

W.: […] dass ich auch mal genervt sein dürfte, wenn das Kind schreit. […] So was gestehe ich mir gar nicht zu […] das darf nicht sein, weil ich mich doch für ein Kind entschieden habe.

Frau W. ist bestrebt, als Schwangere und Mutter alles richtig zu machen, damit es dem Kind gut gehe. Im Gegensatz zu einem realen Kind als Subjekt, das Wünsche und Bedürfnisse äußert, geht es hier um Frau W.s Vorstellungen davon, was dem Kind gut tun oder schaden könnte. Die Befürchtung, durch eigenes Fehlverhalten die Ursache für Krankheit oder gar Fehlentwicklungen des Kindes zu sein, führt zu Ängsten, dem Kind zu schaden oder es zu

verlieren. Nur durch ein zwanghaft-selbstkontrollierendes Verhalten scheint Frau W. ihr psychisches Gleichgewicht aufrechterhalten zu können. Eine Verquickung von unbewussten Befürchtungen und Schwangerschafts- und Körperdiskursen bedingen eine Verunsicherung bezüglich ihrer körperlichen und leiblichen Erfahrungen. Da es Frau W. nicht vorstellbar ist, eigenen Bedürfnissen oder Befindlichkeiten zu folgen, unterwirft sie sich einem Perfektionsanspruch und versucht, alle Empfindungen zu unterdrücken, denn *„das darf nicht sein"*. Welche Ambivalenzen sich aus dem totalen Anspruch auf medizinische Kontrolle für das Erleben der Schwangerschaft und das Vertrauen in das eigene Fühlen ergeben, kann mit folgendem Traum gezeigt werden.

W.: Ich träume, dass ich im siebten Monat schwanger bin und meine Fruchtblase geplatzt ist. Ich rufe panisch nach H. [ihrem Ehemann] *und als er nicht antwortet, wähle ich die 112. Doch am anderen Ende meldet sich die McDonalds-Werbung.*

Was mögen die fehlgeleitete Verbindung und die McDonalds Werbung bedeuten? Die eindrücklichsten Affekte bei Frau W. sind Angst und Schuldgefühle. Hat sie die falsche Nummer gewählt? Irgendetwas scheint nicht richtig zu sein oder weist zumindest auf eine tiefe Widersprüchlichkeit hin. Die auf den ersten Blick falsche Verbindung zur McDonalds-Werbung gewährt uns in der Sprache des Traums und des Unbewussten Zutritt zu weiteren Bedeutungsebenen. Als Zeichen gelesen macht die unter der Notruf-Nummer aufgetauchte McDonalds-Werbung auf eine falsche Verbindung aufmerksam, hier zwischen einer subjektiv gefühlten Notlage und ihrer Versorgung. Anstatt mit ihren Ängsten Gehör zu finden, erfährt Frau W. eine Bagatellisierung und wird abgespeist. Eine Analogie zu Fast Food weckt Assoziationen zu standardisierten medizinischen Behandlungstechniken oder – geschlechterstereotyp gedacht – auch einem rational argumentierenden und handelnden Mann. Doch wie könnte Frau W. ihre Angst und Not zum Ausdruck bringen und *einer einseitig technokratischen Antwort ihr Begehren nach einer anderen Resonanz entgegensetzen?* Mit dem Traum wird eine Erfahrung angedeutet, die sich auch auf den gegenwärtigen Umgang mit Schwangeren im medizinischen Diskurs übertragen lässt. Dieser Diskurs hat sich des schwangeren Leibes der Frau bemächtigt und aus einem besonderen weiblichen Körperzustand einen medizinischen Ausnahmezustand hergestellt: Der Körper im Zustand der Schwangerschaft wird zu einem „Risikokörper", wie Barbara Duden es nennt (Duden, 2002a). Verunsichert und voller Angst kann die Schwangere nicht mehr auf ihre leiblichen Empfindungen vertrauen und aus dem Bezug zu ihrem Körper Orientierung und Kraft schöpfen. Die daraus resultierende Angst führt zu vermehrten Untersuchungen und geht unweigerlich mit einer Enteignung der Frau und ihrer körperlichen Potenzen und leiblichen Empfindungen einher.

VIII.2.10.1. Zwischenreflexion: Zum Risikoverständnis in der Schwangerschaft

Schwangerschaft und Geburt werden zunehmend als prinzipiell pathologische, d.h. von einem Normzustand abweichende körperliche Vorgänge gesehen und der medizinischen Kontrolle und Überwachung unterworfen (Duden, 2002a, 2002b, 2007). Durch eine Gleichsetzung von normal, gesund und funktionierend versus unnormal und krank wird der schwangere Körper zu einem mit Risiken behaften, unmündigen Körper.

Nach Duden stellt die gegenwärtige Auffassung von Risiko in gewisser Weise eine spätmoderne Denkform der Spaltung zwischen Natur und Kultur in Verbindung mit der Versicherungsgesellschaft dar (vgl. Duden, 2010, mündliche Mitteilung). Paradigmatisch an der Schwangerschaft aufgezeigt, kann dies insgesamt auf das Leben der Frau übertragen werden.[267] Mit dem Risikodenken entwickeln sich neue Mythen, deren Grundlage vor allem auf dem Misstrauen gegenüber den eigenen Sinnen beruht. Das Risiko wirkt sinnverwirrend; frau traut sich demnach nicht mehr, auf die eigenen Sinne zu vertrauen. Auf diese Weise wird eine Abhängigkeit von technisierter Fremdbestimmung geschaffen. Frau scheint in dieser Perspektive entsubjektiviert, und das Kinderkriegen wird in gewisser Weise aus ihrem Körper ausgelagert. Überspitzt gesagt hat Schwangerschaft nun keinen Körper mehr, sondern arbeitet mit Wahrscheinlichkeiten. Gleichzeitig suggeriert das Risiko Verantwortung und hat einen mächtigen Einfluss auf den Umgang mit dem schwangeren Körper. Pränatal-diagnostische Möglichkeiten, die insbesondere durch die Logik von Wahrscheinlichkeiten und Risiko geprägt sind, rücken in den individuellen Entscheidungsspielraum und verlagern die Verantwortung auf den Einzelnen (vgl. Lemke et al., 2000, S. 14). Das Beispiel von Frau W. zeigt eindrücklich, wie sehr Diskurse in das Selbsterleben eingreifen bzw. dieses in dieser bestimmten Weise erst herstellen.

Wenn wir den Blick erneut auf Frau W.s Traum und ihren schwangeren Körper richten, entdecken wir demgegenüber im Unbewussten auch lustvolle Aspekte, die verdichtet in den Bildern vom schwangeren Leib und dicken fetten Hamburgern gleichermaßen Lust und Appetit machen. Doch gegen die Wirkmacht eines diagnostizierten Anteils von 85% Risikoschwangerschaften können lustvolle Aspekte des Schwangerschaftserlebens kaum Raum gewinnen. In subtiler Weise verknüpfen sich mit der Medikalisierung der Schwangerschaft Regulierungsmechanismen, denen frau sich kaum entziehen kann. Gleichzeitig geht damit das Ver-

267 1965 wurde die Schwangerschaftsvorsorge eingerichtet. Sie verspricht ein hohes Maß an Sicherheit und ruft paradoxerweise ein hohes Ausmaß an Unsicherheit hervor. Anhand der in den Mutterpässen zugrunde gelegten Mutterschaftsrichtlinien steigt die Zahl der als Risikoschwangerschaften deklarierten Schwangerschaften (vgl. Schindele, 2002).

sprechen einer Sicherheit einher, so dass frau das Gefühl hat, sich mit dieser Hilfe eigenständig um sich und das Wohl des Kindes zu sorgen. Es kommt zu einer Verschiebung von disziplinierenden zu selbstfürsorglichen Formen der Fremdbestimmung, die einen direkten Einfluss auf den Modus des Körper-Selbst-Bezugs und das Verhältnis zum eigenen Körper und dem leiblichen Empfinden hat. Der Haupteffekt – neben ökonomischen Interessen, die hier nicht im Fokus stehen – liegt in der Fortsetzung einer über Jahrhunderte tradierten gesellschaftlichen Fremdbestimmung über Mutterschaft, die frau auf paradoxe Weise erneut von ihrem Körper entbindet.

Noch tiefgreifender als ideologische und mythologische Zuschreibungen wirken die modernen Reproduktionstechnologien auf leibliche Erfahrungen von Mutterschaft ein. Durch sie werden Zeugung und Mutterschaft nun nicht mehr wie bisher ideologisch, sondern technisch aufgespalten, und sie drohen, den weiblichen Körper als geschlossenen, integrierten Körper zu fragmentieren. Die Fortpflanzungsprozesse wurden zwar aus dem Dunklen des Körpers der Frau in das Licht des Lebens geholt (vgl. Schmid, 1995), dabei jedoch entsinnlicht und vom Körper ab- und in Funktionen aufgespalten. Mögliche Folgen können mit Frau G. in den Blick gerückt werden.

VIII.2.11. Kinderwunsch und Reproduktionsmedizin

Stundenausschnitt 16: Frau G., Juristin, 38 Jahre, nach dem dritten fehlgeschlagenen Versuch einer IVF-Behandlung

G.: Ich fühle mich wie von innen ausgeraubt – wie kann man das überwinden? Wozu diese ganzen Hormonbehandlungen und Einschränkungen?

Frau G. fühlt sich über die nicht geglückte Schwangerschaft in ihrem Selbstwert tief getroffen. Ihre Schwangerschaft geht nach einer IVF-Behandlung[268] so abrupt zu Ende, dass ihre Enttäuschung in das Gefühl eines erlittenen Raubes umschlägt und ihren Körper-Selbst-Bezug nachhaltig beeinträchtigt. Dabei mutet die Beschreibung: „*Ich fühle mich wie von innen ausgeraubt"*, nach Fremdeinwirkung und invasivem Eingriff an. Die klagend wirkende Anfrage: „*Wozu diese ganzen Hormonbehandlungen und Einschränkungen?"*, lässt vermuten, dass Frau G. sich mit den Hormonbehandlungen ganz auf ihren Körper und ihr Bemühen, schwanger zu werden, zurückgezogen hat. Die mit den Hormonbehandlungen einhergehenden körperlichen Belastungen und Einschränkungen schienen unter der Option einer Schwanger-

268 IFV: Abkürzung für In-vitro-Fertilisation. Darunter versteht man die künstliche Befruchtung der Eizelle außerhalb des weiblichen Körpers. Die befruchtungsfähigen Eizellen, deren Reifung mit Hilfe einer Hormontherapie unterstützt wurde, werden dem Körper der Frau entnommen und mit Sperma befruchtet. Dabei kann es sich um die eigenen Eizellen der Frau, die schwanger werden möchte, handeln oder um Spenderzellen.

schaft in einem erträglichen Verhältnis zu stehen. Auch mit ihrer Frage: *„Wie kann man das überwinden?“*, scheint Frau G. diese Ebenen anzusprechen und anzudeuten, dass es dabei um mehr geht als um den Verlust der Schwangerschaft. Vermutlich wird ihr erst jetzt in vollem Ausmaß spürbar, wie sehr sie alle anderen Befindlichkeiten während der Behandlung verdrängt und die Verantwortung für ein Gelingen und Misslingen einer Schwangerschaft an andere preisgegeben hat. Frau G. fühlt sich ausgeraubt und hinsichtlich ihres eigenen Körpers enteignet. So gesehen ist sie mit einem doppelten Verlust belastet: dem Verlust einer Schwangerschaft und dem Verlust einer selbstreflexiven und psychischen Auseinandersetzung und der Integration der eigenen Körpergrenzen. Auf der gefühlsmäßigen Ebene inszeniert sich in der Formulierung: *„Wie kann man das überwinden?“*, auch eine sachliche Distanzierung, die tiefe Gefühle erahnen lässt, ohne aber Affekte zuzulassen. Damit konstelliert sich eine Distanz, die zwischen Frau G.s Erleben und dem ihren Körper betreffenden Geschehen zu stehen scheint, als dürfte es keine Verbindung zwischen Körper und Leib geben. Der Versuch der Einflussnahme durch medizinische Maßnahmen mündete nicht nur in einen Entfremdungsprozess vom eigenen Körper und affektiven Leib, sondern geschah um den Preis einer subjektiven Selbsteinschränkung.

Nun, nach erfolgter Fehlgeburt, stellt Frau G. die Reduzierung ihres Körpers auf eine biologische Materialität der Fruchtbarkeit in Frage. Im Rückblick macht sie sich bewusst, wie sehr sie mit den Hormonbehandlungen und der IVF-Behandlung Eingriffe in ihren Körper zugelassen hat und wie entsprechend einer Gleichschaltung von weiblichem Körper = Mutterkörper ihr Körper und besonders der narzisstisch hoch besetzte Genital- und Innergenitalbereich zu einem Funktionsort degradiert wurde. Hier begegnen wir einer Form der Körperverwendung, die noch radikaler und existenzieller bestimmten Vorstellungen von Weiblichkeit und Mutterschaft folgt als die in Kapitel VII. untersuchten Schönheitspraktiken. Als eine Freundin nach einer künstlichen Befruchtung tatsächlich ein Kind erwartet und gesund zur Welt bringt, fühlt sich Frau G. nicht nur aus dem Kreis der Mütter und Frauen mit gebärfähigem Körper ausgeschlossen, sondern schämt sich gleichzeitig auch über ihren Neid.

G.: Ich bin tief beschämt, dass ich ihr neide, was sie sich so sehr gewünscht hat. Habe Schuldgefühle über so viele negative und auch niederträchtige Gedanken.

Angesichts der erfolgreichen Schwangerschaft ihrer Freundin erlebt Frau G. ihren Körper als noch defizitärer. Es ist nachvollziehbar, dass sie durch die geglückte Schwangerschaft ihrer Freundin neidisch und über ihren Körper enttäuscht ist. Da Fehlgeburten häufig im ersten Drittel der Schwangerschaft auftreten, wenn der Embryo noch als integraler Teil des eigenen

Körpers erlebt wird, richtet sich der Hass auf den eigenen Körper, der kein Kind austragen kann. Über den Vergleich mit anderen Frauen werden das Körper-Selbstbild und der Stolz auf den eigenen Körper tief erschüttert (vgl. Pines, 1997, S. 118).

Natürlich sind Frau G.s Enttäuschung, ihre Verzweiflung und auch ihr Neid nachvollziehbar. Doch ist eine Enttäuschung über eine Fehlgeburt gegenüber anderen Enttäuschungen tiefgreifender und existentieller? Gerade der Hinweis von Pines, dass es um einen Verlust geht, der den eigenen Körper betrifft, ist hier weiterführend. Damit kann die Argumentation in Bezug auf den Verlust auch auf die narzisstische Besetzung des eigenen Körpers und das damit verbundene Selbstwertgefühl bezogen werden. Frau G.s Scham über den Neid verdeckt die erlittenen Kränkungen, die sich auf ihre körperliche Potenz beziehen. Auf der Grundlage von eigenen Abwehrbedürfnissen sowie einer gesellschaftlich sanktionierten Loyalität erscheint dies zwar plausibel, doch verbunden mit dem eigenen Selbstwert geht eine Wertigkeit von weiblicher Körperlichkeit einher, die den erlittenen Verlust in den Kontext von Funktionsfähigkeit und Normalität stellt. Damit verschiebt sich die Kränkung über den erlittenen Verlust auf eine Unterscheidung zwischen einem funktionsfähigen versus nicht funktionsfähigen Körper, verbunden mit einer Wertigkeit von ‚richtiger' versus ‚falscher' Weiblichkeit, die Frau seit Jahrhunderten auf Mutterschaft reduziert. Im Behandlungsprozess von ungewollter Kinderlosigkeit rückt die Unterscheidung in ‚normale' und ‚unnormale' Körper in den Blickpunkt und konstituiert Frauen als Patientinnen. Die existenzielle Frage, wie frau mit einem tief mit dem eigenen Körper verbundenen Verlust und den Begrenzungen des eigenen Körpers umgehen kann, rückt nicht nur in den Hintergrund, sondern wird projektiv in die Verantwortung der medizinischen Technik gelegt. Mit der Fokussierung auf die Reproduktionsmedizin scheint frau zu regredieren, vergleichbar damit, wie kleine Kinder in der magischen Phase die Schuld für einen unbefriedigten Zustand auf die Mutter projizieren. Unbewusst verharrt frau damit in einer abhängigen Position und gibt die Verantwortung für ihren Körper und das Gelingen oder Misslingen einer Schwangerschaft bzw. die Verzweiflung über das Misslingen der künstlichen Befruchtung an die Reproduktionsmedizin ab. Die Verzweiflung, nicht Herrin im eigenen Haus zu sein (vgl. Freud, 1917a, S. 11), kann auf diese Weise nicht auf den eigenen Körper bezogen und selbstreflexiv angeeignet werden. Damit gehen auch Möglichkeiten verloren, nach Faktoren und Wirkzusammenhängen in Bezug auf den Verlust zu forschen und emanzipatorisch zu wenden.

Bleibt der Fokus ausschließlich auf die individuelle Ebene gerichtet, droht im Dunkeln zu bleiben, dass mit der Reproduktionsmedizin grundsätzliche Dimensionen in Bezug auf den

weiblichen Körper verhandelt und abgewehrt werden. Die von der Reproduktionstechnologie versprochenen Wahlfreiheiten (Zeitpunkt der Generativität jenseits der biologischen Einschränkung durch das Alter sowie eine tendenzielle Ablösung der Schwangerschaft von Geschlecht und Mutterkörper) verschleiern den Blick dafür, dass hier eine Neuauflage des Eingriffs in die weibliche Körperlichkeit und eine Kontrolle über die Mutterschaft stattfindet.

Silvia Tubert (1994) wendet sich den Schattenseiten der Reproduktionsmedizin zu und untersucht in ihrem Aufsatz „Die Forderung nach einem Kind und der Wunsch, Mutter zu sein" Frauen, die an einem IVF-Programm teilnehmen. Auf dem theoretischen Hintergrund von Lacan argumentiert sie, dass die moderne Naturwissenschaft den weiblichen Körper entwertet, radikal naturalisiert und vom Körper der Libido trennt. An die Stelle des Symbolischen trete das Biologische und löse die soziale Position des Subjekts in einem naturalistischen Diskurs auf. Tubert zeigt, dass das Symbolische als „[…] Vehikel einer Ideologie, die die Gleichung Mutter = Frau herstellt […]" (Tubert, 1994, S. 658), zu einer Verwechslung des Symbolischen mit dem Imaginären beiträgt. Die von Tubert herausgearbeitete Entsubjektivierung der Frau kann nur über eine Desexualisierung des weiblichen Körpers gelingen. In der Tat realisiert sich hier eine Subjekt-Objekt-Spaltung, die die Funktionalisierung des weiblichen Körpers als Reproduktionskörper im öffentlichen Raum rechtfertigt. Unter dem Deckmantel medizinischer Unterstützung reorganisieren sich auf diese Weise Geschlechterverhältnisse, die historisch gesehen einen Zusammenhang von weiblicher Körperfunktionalisierung und Geschlechterhierarchien aufzeigen.

Die mit den Reproduktionstechniken einhergehenden Funktionalisierungen werfen erneut ein Licht auf die besondere Aufgabe und Schwierigkeit, die mit der Anerkennung der Differenz und dem Phantasma der Unabhängigkeit verbunden ist. Die Anerkennung der mit der körperlichen Verfasstheit einhergehenden *conditio humana* stellt jeden Menschen vor die Aufgabe, sich mit den Begrenzungen seines Körpers – sei es das Geschlecht, die Fruchtbarkeit oder das Alter – auseinanderzusetzen und in sein subjektives Körper-Selbst-Bild zu integrieren.

Bisher gibt es in der Literatur keine gesicherten Daten über die Gründe weiblicher Fruchtbarkeitsstörungen und die Bereitschaft, sich den Techniken der Reproduktionsmedizin zu unterziehen (vgl. Ullrich, 2008). Wenige psychoanalytische Untersuchungen zur psychischen Infertilität kristallisieren als eine Gemeinsamkeit heraus, dass es den betroffenen Frauen tendenziell schwer fällt, ihren Körper aus familialen und diskursiven Zuschreibungen zu emanzipieren. Allerdings werden diese Zusammenhänge meist mit unbewussten Konflikten in Bezug gesetzt, die frau daran hindern, Mutter zu werden. In dieser Deutungsperspektive wird dem

intensiven Wunsch, Mutter zu werden, eine ebenso starke Ablehnung gegenübergestellt und eine Verbindung zu ungelösten ödipalen Ängsten und Schuldgefühlen über die Intensivität der destruktiven Tendenzen erstellt. Hier wird eine bis heute nicht endgültig revidierte patriarchale Einfärbung des Ödipuskomplexes wiederholt, die von unbewussten Phantasien des kleinen Mädchens ausgehen, das Körperinnere der Mutter zu zerstören, um den Inhalt zu rauben. In dieser Lesart heißt es weiter, dass diese unbewussten Konflikte dem Mädchen Angst machen und ihm keine glückliche Identifizierung mit der Mutter erlauben; stattdessen fürchtet es ihre Rache. Um dieser Strafe zu entgehen, verstecke frau bis in die Gegenwart ihre Weiblichkeit. In der Konsequenz wird auf einer tieferen Ebene dann auch eine Anerkennung weiblicher Körperlichkeit und selbstbestimmten Begehrens verneint (vgl. Bergman, 1987).

Diese Ergebnisse sind allerdings nur dann weiterführend, wenn sie auch auf den soziokulturellen Kontext bezogen und reflektiert werden. Dann führt der Mangel einer narzisstischen Verankerung im eigenen Körper und dem eigenen Körperbild (vgl. Auhagen-Stefanos, 2005; Tubert, 1994; Bergman, 1987) zurück auf geschlechterhierarchische Anerkennungsstrukturen und eine mangelnde Repräsentanz weiblicher Körperpotenz in der symbolischen Ordnung der Geschlechter.

VIII.2.12. Zusammenfassung und Reflexion der Ergebnisse

Im Abschnitt „Kind im Bauch“ standen im Anschluss an mögliche Motive für einen Kinderwunsch Erfahrungen und Erlebnisweisen mit dem Körper im Zustand der Schwangerschaft, nach einer Abtreibung und im Zusammenhang mit reproduktionsmedizinischen Maßnahmen im Mittelpunkt. Wie in den bisherigen Untersuchungsabschnitten wurden die Modi des körperlichen und affektiv-leiblichen Selbstbezugs unter der Prämisse psychoanalytischer und diskursanalytischer Deutungs- und Rekonstruktionsperspektiven diskutiert. Besonderer Fokus lag auf den Fragen, wie frau ihren Körperzustand und die körperlichen Veränderungen erlebt, in welchem Verhältnis die inneren und äußeren Körperanforderungen in der Auseinandersetzung mit diskursiven und geschlechtlichen Imperativen stehen sowie ob und welchen Einfluss eine Schwangerschaft auf das Erleben von Geschlecht hat.

In dem empirischen Material zeigte sich eine große Spannbreite von Erfahrungen und Begehrensweisen. Mutterschaft wurde mit Glück, sich als ‚ganze Frau‘ zu erleben (vgl. Kap. VIII.2.4. und VIII.2.7.), oder einer tiefen Sehnsucht danach (vgl. Kap. VIII.2.5. und VIII.2.11.) bis hin zu einer invasiven körperlichen Grenzüberschreitung (vgl. Kap. VIII.2.2.) in Bezug gesetzt. Zu den Ängsten, die sich auf die körperlichen Veränderungen bezogen, ka-

men auch Ängste vor festlegenden Zuschreibungen hinsichtlich der Mutterrolle. Insgesamt wurde der schwangere Körper als ein Ort von Spannungsfeldern ausgemacht, der in einen Bogen von spezifisch biologisch-weiblichen Körperprozessen, subjektiven Erfahrungen und Diskursen eingespannt ist. Die subjektive Bewertung und Interpretation der verschiedenen Erfahrungen zeigte neben dem biographischen Kontext auch hier die Wirkmacht der Diskurse, einschließlich unbewusst tradierter Normen, und stellte die Reflexion der subjektiven Erfahrungsebenen in einen übergreifenden kontextabhängigen Zusammenhang. Wie also der weibliche Körper und die weibliche Subjektivierung in Bezug auf Mutterschaft verstanden werden, bindet den Körper in einen Wissensdiskurs ein, demnach körperlich-leibliches Spüren über das verfügbare Wissen vermittelt wird. Das bedeutet, dass die Modi des Körper-Selbst-Bezugs im verkörperten Zustand einer Schwangerschaft nicht universal und überhistorisch sind, sondern als naturgegeben angesehene Merkmale aus einer genealogischen Perspektive (vgl. Foucault, 1974, S. 94) zu hinterfragen sind. Mit dieser Perspektive wurde auch hier eine enge Verwobenheit der körperlichen und mit dem Körper in Verbindung stehenden Zuschreibungen rund um Mutterschaft und Schwangerschaft herausgearbeitet; es wurde deutlich, dass die Erfahrungen und Bewertungen des verkörperten Zustands einer Schwangerschaft nicht von soziokulturellen Kontexten und gesellschaftlichen Machtverhältnissen zu trennen sind. Demnach folgt das leibliche Empfinden einer Schwangerschaft nur bedingt biologisch-organischen Mustern; neben Veränderungen in physiologischen Gegebenheiten wie der Atmung oder Verdauung ist es aufgeladen mit sozio-kulturellen Idealen und Erwartungen und eingebunden in die relevanten Diskurse westlich geprägter Körper- und Schwangerschaftsvorstellungen. Für alle vorgestellten Beispiele kann geltend gemacht werden, dass die subjektiven leiblich-sinnlichen Körpererfahrungen in der Schwangerschaft mit bestimmten Eigenschaften assoziiert werden, die sozialen Formungen unterworfen sind und den leiblichen Erfahrungsraum und die innere Erlebniswelt der Frauen strukturieren. Welche Deutungsmuster zum Tragen kommen, d.h. mit welchen frau sich identifiziert und ihre körperlichen Veränderungen aneignet, hängt auch hier neben den vorherrschenden Diskursen mit den eigenen töchterlichen Erfahrungen mit der Mutter zusammen und lenkt den Blick auf den Beziehungskontext, in dem das Körperwissen angeeignet wurde. Unbewusste Identifikationen, eng an die Mutter gebunden und vermutlich in Familienideologien eingewoben, verweisen dabei auf übergreifende kollektive Einflussfaktoren.

Wiewohl also der Spielraum der Erfahrungen in eine komplexe diskursive medizinisch-wissenschaftliche und geschlechtliche Matrix eingebunden ist, hängt die Bewertung, inwiefern es sich bei den Arten und Weisen, die reproduktiven Körperprozesse zu erleben, um eine

Realisierung des transgenerationalen weiblichen Idealbildes als Mutter-Frau handelt oder um eine Überschreitung normativer Schwangerschaftsvorstellungen, von den subjektiven Erfahrungsprozessen ab und markiert den Modus des Körper-Selbst-Bezugs in bedeutsamer Weise. Konfliktfelder wurden deutlich, die an die in Kapitel VII. und Kapitel VIII.1. herausgearbeiteten Themen anknüpfen. Im Spannungsfeld von körperlich-leiblichen Erfahrungen (einschließlich Abtreibung und einem leiblich gefühlten Begehren nach Mutterschaft) und gesellschaftlichen Mutterschafts- und Schwangerschaftsvorstellungen entfaltete sich eine Konfliktmatrix, *die sich zwischen Unterwerfung bzw. Anpassung* an normative und medikalisierte Vorgaben und *selbstreflexivem Handeln bewegte. Auf der Folie der* bisher herausgearbeiteten konfliktthaften Anforderungen hinsichtlich der Aneignung weiblicher Körperlichkeit und der Auseinandersetzung mit hegemonialen Körper- und Weiblichkeitsbildern thematisiert der verkörperte Zustand einer Schwangerschaft die Herausforderungen, aber auch die Chancen der körperlichen Selbstbestimmung in zugespitzter Form. In der Dialektik von soziokulturell geprägten Mutterschaftsbildern und dem subjektiven Erleben und Verarbeiten von Schwangerschaft nehmen die affektiv-leiblichen Körpererfahrungen eine prominente Stellung ein.

VIII.2.12.1. Zum Verhältnis von Körper-Selbst-Bezug und Körperdiskurs in der Schwangerschaft

Unter der bisher herausgearbeiteten Voraussetzung, dass im gesellschaftlichen Geschlechterdiskurs bis heute weibliche Körpererfahrungen und Körperlichkeit nur unzureichend bzw. männlich projektiv repräsentiert sind, wurden auch im Rahmen der körperlichen Erfahrung einer Schwangerschaft Identifizierungen mit imaginären und symbolischen Muttervorstellungen deutlich, in denen bestimmte Deutungsperspektiven und Stereotypien (Reglementierungen, Tabuisierungen, Funktionalisierungen) im Hinblick auf Schwangerschaft wirkmächtig sind. Sie sind mit unterschiedlichen Selbstkonzepten sowie geschlechtlichen Identifizierungen hinsichtlich Mutterschaft verbunden. Neben bewusst zugänglichen Zuschreibungen und Codierungen begegneten wir in diesem Zusammenhang vor allem unbewussten verinnerlichten Weiblichkeitsbildern hinsichtlich Sexualität und Mutterschaft, die in den Körper eingeschrieben sind und zu tief verinnerlichten Körperfiguren beitrugen. Ganz offensichtlich zeichnet sich das verkörperte Erleben einer Schwangerschaft nicht nur in der Gegenwart durch eine Hierarchie zwischen weiblicher Körpererfahrung und Mutterschaftsdiskurs aus, sondern markiert in einer historischen Perspektive eine Traditionslinie, die frau von ihren körperlichen Erfahrungen entfremdet und fremdbestimmt. Hier muss auch der Einfluss der medizinischen Versorgung der schwangeren Frau eingereiht werden, die auf paradoxe Weise einerseits Sicherheit bietet und gleichzeitig mit Verpflichtungen einhergeht, die frau über eine medizi-

nisch-technologische Kontrolle auf bestimmte Formen der Unterwerfung und fremdbestimmter Kontrolle festlegen (vgl. Kap. VIII.2.10. und VIII.2.11.) und die Selbstbestimmung während der Schwangerschaft (und der Geburt) auszuhebeln drohen. Dies führt zu einem fortgesetzten Bruch in der weiblichen Selbstbestimmung und perpetuiert auf einer tieferen Ebene patriarchale Mutter- und Weiblichkeitsvorstellungen, die in die Praxen der subjektiven Aneignung des schwangeren Körpers und des individuellen Selbstentwurfs eingehen und das subjektive Verhältnis zu Mutterschaft bestimmen. In dieser Perspektive stehen gesellschaftliche Weiblichkeitsvorstellungen im Zentrum und konzeptualisieren eine Sicht auf den Mutterkörper, die den Wunsch nach einem Kind zu einem Ort potentieller Fremdbestimmung und einer Kontrolle über die Fruchtbarkeit macht.

Im Widerspruch dazu stehen jene Erfahrungen der Frauen, die mit ihrem verkörperten Zustand der Schwangerschaft normative Zuschreibungen und Erklärungsweisen in Frage stellen. Vor allem jene eingekörperten, historisch tradierten Einstellungen gegenüber Mutterschaft als biologischem Prozess und passivem Austragen geraten im Lichte der Sequenzen mit Erfahrungen in Konflikt, die eine Überschreitung der bisherigen Bewertungsmöglichkeiten anzeigen (vgl. Kap. VIII.2.5. und VIII.2.8.). Bereits im Kontext der empirischen Untersuchung der Körperpraktiken wurde gezeigt, dass ein Überschreiten von Grenzen und Zwängen erst möglich wird, wenn diese als Begrenzungen wahrgenommen und erlebt werden können. Diesem Zusammenhang begegneten wir auch hier. Gegenüber dem beschriebenen Spannungsfeld von Fremd- und Selbstbestimmung im Kontext der Körperpraktiken rückt der Modus des Körper-Selbst-Bezugs im Kontext einer Schwangerschaft die leiblich-affektiven Körpererfahrungen in ihrer differenzierenden Funktion noch deutlicher in den Vordergrund. Im Modus des Körper-Selbst-Bezugs entfalten die damit verbundenen Artikulationen einen Möglichkeitsraum, innerhalb dessen geschlechtliche Erfahrungen in wechselnden Formen ersichtlich wurden. Mit dem affektiv-leiblichen Erleben ging ein Begehren nach Autonomie und Selbstbestimmung einher, das auch die narzisstisch libidinösen Besetzungen des schwangeren Körpers sowie geschlechterübergreifende Identifizierungen zum Ausdruck brachte. Die Spannbreite von Körperempfindungen ging mit Verschiebungen im Erleben von männlich –weiblich einher und stellte mit hegemonialen Geschlechterbildern assoziierte Verhaltensweisen zur Disposition. Eine Analyse der Erfahrungen stellte heteronormative Zuschreibungen von männlich/weiblich in Verbindung mit passiv/aktiv und die daran gebundenen Fixierungen der Differenz in Frage (vgl. Kap. VIII.2.5. und VIII.2.8.). Demnach kann die Schlussfolgerung gezogen werden, dass die körperlichen Erfahrungen während einer Schwangerschaft sowohl die bewussten wie auch die unbewussten Ebenen der geschlechtlichen Identitätskonzepte und die

damit verbundenen Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit in Bewegung bringen. Auf diese Weise rücken körperliche Potenzerfahrungen in den Blick, die die Grenzen der heterosexuell konstruierten Körperbilder von Mutterschaft aufzeigen. Eine in diesem Zusammenhang stehende narzisstische Aufwertung des Körpers und des eigenen Selbst sowie eine Sehnsucht, sich mit Frauen über diese Körpererfahrungen auszutauschen, gehen über die bisherigen Vorstellungen hinaus. Die neuen Körpererfahrungen suchen nach einen weiblichen Blick, der eine libidinöse Hinwendung zum Körper erlaubt und einen Ort bietet, an dem ein Austausch und eine erkundende Wertschätzung und Etablierung eines weiblichen Begehrensraums möglich werden (vgl. Kap. VIII.2.4. und VIII.2.7.). Eingekörpert in das Spannungsverhältnis zwischen männlich codierten und für das weibliche Erleben tabuisierten Körpererfahrungen kann die Verknüpfung von männlichen und weiblichen Zuschreibungen als kreativer Kompromiss zwischen einem normativen, entsexualisierten Schwangerschaftserleben und einer narzisstisch libidinösen Besetzung des schwangeren Körpers gelesen werden. Daran schließt eine Lesart von Widerstand gegen die in der symbolischen Ordnung verankerten Leerstellen der schwangeren Körpererfahrungen und einer Potenz des schwangeren Körpers an. Sie dekonstruiert diese als Erfindungen des Patriarchats (von Braun, 1985), die der Etablierung und Aufrechterhaltung einer heterosexuellen Matrix dienen, und rückt in der Gegenwart insbesondere den medizinischen Diskurs ins Visier der Kritik.

Gleichwohl ist es vor dem Hintergrund der empirischen Ergebnisse nicht sinnvoll, sich hier nur auf eine Lesart der Körpererfahrungen zu beschränken. Dies würde die aufgezeigten Widersprüchlichkeiten verleugnen, die frau am eigenen Leib austrägt. Neben der oben vorgestellten Lesart geschlechtlicher Grenzüberschreitungen macht eine Lesart der Anpassung ebenso Sinn und kann am Modus des Körper-Selbst-Bezugs verdeutlicht werden, der sich durch das Bestreben nach einer Androgynisierung des schwangeren Körpers auszeichnet. Ein möglicher Erklärungsansatz ist hier der Bezug auf postmoderne Weiblichkeitsbilder, die den aktuellen Schönheits- und Schlankheitsdiskurs, der auch vor schwangeren Frauen nicht Halt macht, sowie berufliche und reproduktive Vereinbarkeitsanforderungen (vgl. McRobbie, 2010) adressieren. Diese Deutungsperspektive wird durch aktuelle Berichte untermauert, die auf einen zunehmenden Schlankheitstrend und Essstörungen im Zuge einer Schwangerschaft aufmerksam machen.[269] Unter diesem Blickwinkel zeigt gerade das Beispiel von Frau Y. aus Kapitel VIII.2.8. die widersprüchliche Gleichzeitigkeit von emanzipatorischen Grenzüberschreitungen und normativer Anpassung im subjektiven Selbstentwurf schwangerer Körperlichkeit.

269 Vgl. Mathieu, Jennifer, 2009;

VIII.2.12.2. Körper und Leib in der Schwangerschaft

Geht es um das Empfinden und Bewerten des Körperzustands der Schwangerschaft, kristallisiert sich auch hier die Problematik heraus, zwischen fremdbestimmten und selbstermächtigenden affektiv-leiblichen Wahrnehmungen zu unterscheiden. Dabei tritt mittels der Hinwendung zum Körper die spezifische Doppelbedeutung des Körper-Habens und Körper-Seins hervor. Besonders die aufdringliche Präsenz des Körper-Habens in der Schwangerschaft bestimmt die Spannung zwischen Körper-Haben und Leib-Sein und verknüpft die organisch-materielle Ebene des Körpers eng mit kulturell-symbolischen Dimensionen.[270] Mit dem Bemühen um ein vertieftes Körper-Selbst-Verhältnis ist auch hier die Frage verbunden, ob eine Abkehr von fremdbestimmten Körperbildern möglich ist. Es wurde deutlich, dass die Wirkmacht der hegemonialen Diskurse auf der subjektiven Erfahrungsebene in einen Dialog zwischen äußeren und inneren Einflüssen eingebunden ist. Darüber werden der subjektive Erfahrungsraum strukturiert und gleichzeitig dessen Grenzüberschreitungen markiert. In diesem Zusammenhang werden die Zeichen, die im Körper spürbar werden, mit kulturell vermittelten Überzeugungen und Erfahrungen in Bezug gestellt. Demgegenüber markiert der Punkt, an dem das Subjekt bzw. das Begehren nicht vollständig in diskursiven Formationen aufgeht, die Körpererfahrungen in besonderer Weise. In der Dialektik eines aufkeimenden Begehrens nach potentieller Selbstgestaltung und reglementierenden sowie fehlenden Repräsentationen weiblicher Körperlichkeit und Potenz weist eine Anerkennung der leiblichen Erfahrungen auf den Körper der Frau und deren erkenntnisgenerierende Qualität zurück. Auf der Grundlage des subjektiven Körpererlebens scheint sowohl ein Vordringen in bisher abgewehrte, unbewusste Körperräume möglich, die in den gesellschaftlichen Vorstellungen über Schwangerschaft und Weiblichkeit bisher nicht repräsentiert sind, sowie eine Anpassung an medial vermarktete und medizinisch abgesicherte Körperbilder.

Im Lichte traditioneller wie moderner Mutterschaftsdiskurse scheint es bis heute nur schwer möglich, das Erleben von Schwangerschaft als selbstbestimmten, über hegemoniale Weiblichkeitsentwürfe hinausgehenden Erfahrungsraum zu denken (vgl. Kap. VIII.2.9.). Es wurde deutlich, dass im schwangeren Körper unterschiedliche Diskurslinien zusammenfließen, die eine Differenzierung zwischen Selbstermächtigung und Fremdbestimmung erschweren. Neben den traditionellen Mutterschaftsdiskursen konterkariert gerade auch die Forderung nach geschlechterübergreifenden Eigenschaften auf subtile Weise die Differenz der körperlichen Verfasstheit und etabliert neue Formen der Tabuisierung weiblicher Leiblichkeit. Dies geht

270 Vgl. Kap. IV. und Plessner (1981), der in seiner philosophischen Anthropologie diesen Doppelaspekt von Körper und Leib beschreibt, der vielfach verflochten und eigentlich nicht trennbar ist.

im subjektiven Erleben mit paradoxen Widersprüchlichkeiten einher und führt dort zu konflikthaften Herausforderungen, wo es um die Berücksichtigung von weiblichen Körpererfahrungen geht. Besonders markant und im Widerspruch zu den Erfahrungen der Frauen ist das – bis heute anhaltende –vollkommene Ausblenden von Sexualität in der gesamten Diskussion um Schwangerschaft. Entlang der heterosexuellen Matrix der Mutterschaftsideologien ist der entsprechende Diskurs von einer Sexualfeindlichkeit gekennzeichnet, die frau ausschließlich auf eine reproduktive Mütterlichkeit reduziert (vgl. Kap. VIII.2.5. und Kap. VIII.2.9.). Die Entmachtung und Verleugnung eines selbstbestimmten weiblichen Begehrens in Bezug auf Mutterschaft und Sexualität durchziehen die gesamte Diskussion und Regelung von Schwangerschaft und Abtreibung (vgl. Hühn, 1997, S. 65). Damit wird auch die Verfügbarkeit von medizinischem Wissen als eine Reorganisation der Einflussnahme auf den weiblichen Körper sowie dessen Funktionalisierung entzaubert. Der reproduktive Diskurs nimmt in einer Weise Einfluss auf die Erfahrungen von Schwangerschaft, die selbstbestimmte Körpererfahrungen und Handlungsräume massiv einschränkt. Damit wird der weibliche Körper als Mutterkörper einer Praxis unterworfen, die von permanenter Beeinflussung und medizinisch-technischen Kontrollen gekennzeichnet ist. Im Wesentlichen wird frau mit ihrem verkörperten Zustand der Schwangerschaft auf einen Objektstatus reduziert und als Subjekt mit eigenem Begehren und eigener Entscheidungspotenz verleugnet (vgl. von Werlhof, 1993, S. 51). Dies bezieht sich auf das gesamte Spektrum des Schwangerschaftserlebens und zeigt sich – wie im Folgenden diskutiert wird – in zugespitzter und besonders konflikthafter Weise in Bezug auf Abtreibung.

VIII.2.12.3. Zum Objektstatus der Schwangerschaft am Beispiel der Abtreibung

Beispielhaft wird im Folgenden am Umgang mit Abtreibung gezeigt, wie über einen ethisch-moralischen Diskurs über den Beginn des Lebens das leiblich-affektive Erleben der Schwangerschaft ausgeblendet und rationalisiert wird.[271] Ohne hier die gesamte Debatte um den § 218 aufzurollen, wird im Rahmen des vorgestellten Beispiels diskutiert, dass eine Schwangerschaft nicht primär der Frau und ihrem Körper gehört.

Den Embryo/Fötus unabhängig vom Mutterkörper zu denken, ist für den Abtreibungsdiskurs und die Verleugnung weiblicher Subjektivität entscheidend. Schwangerschaft betrifft zwar den Körper der Frau, doch diese erscheint einem Nährboden gleich in erster Linie als Ort für den Embryo/Fötus und nicht als Subjekt ihres schwangeren Körpers. Erst das Wissen um die fötale Entwicklung und die Sichtbarmachung der Fortpflanzungsprozesse aus dem Dunklen des Körpers der Frau heraus ermöglichte es, zwischen dem verkörperten Zustand einer

271 Einige Literaturhinweise zum Abtreibungsdiskurs verdanke ich Albert, Monika, 2013.

Schwangerschaft und der Existenz eines Embryos/Fötus zu unterscheiden. Duden kennzeichnet diese medizinische Entwicklung daher als „[…] archimedischen Punkt zur Wendung auf ein neues Geschlechterverhältnis: zutiefst widersprüchlich, denn die Frau ist Mutter und doch ist der Fötus ein Eigenwesen […]“ (Duden, 2002b, S. 76 f., FN 9). Daran knüpft die ethische Debatte um die Definition des Beginns des menschlichen Lebens an und entscheidet über moralische und juristische Konsequenzen einer Abtreibung.

Dem Bundesverfassungsgericht zufolge kommt es ab dem Zeitpunkt der Vereinigung von Samen und Ei mit anschließender Einnistung in der Gebärmutterschleimhaut nicht darauf an, wie das als solches benannte Leben entstanden ist: ob im Reagenzglas, bei einem One-Night-Stand, einer Vergewaltigung oder in einer Liebesbeziehung (vgl. Amendt, 1988, S. 48). Ein Schwangerschaftsabbruch – in Deutschland nach § 218 des Strafgesetzbuches geregelt – bleibt straflos, wenn mindestens drei Tage vor dem Eingriff eine Beratung stattgefunden hat und der Eingriff in den ersten zwölf Wochen seit der Empfängnis von einem Arzt vorgenommen wird. Nach § 219 dient eine Beratung dem Schutz des ungeborenen Lebens: „[…]. Sie hat sich von dem Bemühen leiten zu lassen, die Frau zur Fortsetzung der Schwangerschaft zu ermutigen und ihr Perspektiven für ein Leben mit dem Kind zu eröffnen; sie soll ihr helfen, eine verantwortliche und gewissenhafte Entscheidung zu treffen.“[272]Die gesetzliche Verordnung der Pflichtberatung für jede Frau, die eine Schwangerschaft abbrechen will, erweist sich in diesem Licht betrachtet als gesellschaftliches Machtinstrument, das darauf abzielt, auf die Entscheidungsgewalt der Frau Einfluss zu nehmen und diese in Abhängigkeit von gesetzlichen Regelungen zu stellen. Akzeptierte Motive für eine Abtreibung sind ökonomische, physische, psychische oder soziale Gründe und fokussieren auf eine Notlage der Frau. Auf diese Weise erfolgt eine Umkehrung der Positionen von der Entscheidungsmacht der Frau hin zur Abhängigkeit einer Bittstellerin (vgl. Hühn, 1997, S.67). Die Zwangsberatung, euphemistisch als Konfliktberatung bezeichnet, stellt einen massiven Angriff auf die Freiheit und Selbstbestimmung der Frau dar (vgl. Beckmann, 2004, S. 149f). Dabei führt eine Gleichsetzung des Fötus mit einem lebendigen Kind zu einem Tötungsvorwurf an Frauen, die eine Schwangerschaft abbrechen wollen. Abtreibung geht in unserem Kulturkreis mit Stigmatisierungen einher, die das Selbstbestimmungsrecht der Frau auf moralische Weise sanktionieren. Die mit Schwangerschaft und Abtreibung verbundenen existentiellen Dimensionen des Lebens werden mit einem Mutter-Mythos verknüpft, der den Wunsch nach einer allumfassend guten Mutter auf die Frau projiziert. Obwohl ein historischer Blick auf Mutterschaft den Zusammenhang von Mutterschaft und Kulturell-Symbolischem zeigt (vgl. Badinter, 1985) und einen

272 § 219 StGB: http://dejure.org/gesetze/StGB/219.html, letzter Zugriff 11.08.2014

biologischen Determinismus längst widerlegt hat, bleibt die traditionelle enge Verknüpfung des Frauenkörpers mit Mutterschaftsideologien bis heute erhalten. Eine projektive Gleichsetzung der Frau, die sich gegen das Austragen einer Schwangerschaft entscheidet, mit dem Bild der bösen Mutter vermischt nicht nur die Ebenen von Phantasie und Realität, sondern rationalisiert die Stigmatisierungen von Abtreibung.

Notwendigerweise wirkt sich der mit der institutionalisierten Regelung von Abtreibung verknüpfte moralisch gefärbte Diskurs auf die subjektiven Erfahrungen und Umgangsweisen der Frauen mit einem Abtreibungswunsch aus. Wenn im Hintergrund das Bewusstsein um die Existenz eines Lebewesens im eigenen Körper dazu führt, dass frau ihr Körper nicht mehr gehört, ist es kaum möglich, sich mit dem eigenen subjektiven Körpererleben selbstreflexiv auseinanderzusetzen (vgl. Kap. VIII.2.2.). Das vorgetragene Beispiel von Frau St. aus Kapitel VIII.2.2. führt uns eindrücklich die damit verbundene Konfliktlage der Frau als betroffener Person vor Augen und zeigt, wie sehr der Anspruch auf einen eigenen Lebensentwurf im Sinne selbstbestimmter Entscheidungsmacht eingeschränkt ist. Damit wird der schwangere Körper zu einem hochbrisanten Verhandlungsort von Körperpolitiken. Im Rahmen der gesellschaftlich regulierten Mutterschaftsvorstellungen werden ethische, moralische und bevölkerungspolitische Themen über den Körper der Frau verhandelt (vgl. Müller, 1989). Sie stellen Zumutungen dar, die frau individuell zu lösen verpflichtet wird. Die Strategie der Personifizierung setzt sich weiter fort, indem eine Abtreibung auf einen medizinischen Eingriff reduziert und die leiblich-körperlichen Erfahrungen der Frau ignoriert werden (vgl. Kap. VIII.2.3.). Da sich im gesellschaftlichen und medizinisch-therapeutischen Diskurs die bisherige Verarbeitung des Schwangerschaftsabbruchs auf den Verlust des Kindes richtet, was eine Abtreibung trotz Legalisierung als gefühlten Mord erscheinen lässt, wird der Verarbeitungsprozess der Frau überantwortet. Dabei droht erneut in den Hintergrund zu treten, wie sehr der Eingriff der Abtreibung den mütterlichen Körper betrifft und neben somatischen auch mit psychischen Verlusterfahrungen einhergeht. Da eine Abtreibung in der Regel im ersten Drittel der Schwangerschaft erfolgt, wo der Embryo noch als integraler Teil des eigenen Körpers erlebt wird, ist der Eingriff nicht vom eigenen Körper und Körperverlusterfahrungen zu trennen.

Der Blick auf den medizinischen wie juridischen Diskurs verdeutlicht die institutionalisierte Fremdbestimmung über weibliche Körperprozesse und die Ausschaltung affektiver Leiblichkeit. Bis heute findet sich kein gesellschaftlicher Raum, um die mit einer Abtreibung einhergehenden körperlichen und psychischen Erfahrungsprozesse zu verarbeiten. Auf diese Weise

gelingt es, einen traditionellen Mutterschaftsdiskurs zu perpetuieren und die Subjektivität von Mutterschaft zu verleugnen. Solange Abtreibung klinisch und politisch in einer Weise konzeptualisiert wird, die die Selbstbestimmung der Frau nur negativ codiert, bleibt die Verarbeitung der körperlich-leiblichen Erfahrungen einer Abtreibung schuldhaft besetzt.

Bezeichnenderweise gibt es im umgekehrten Fall, bei gewünschter Mutterschaft, keine verpflichtende Beratung. Was nicht heißt, wie wir gesehen haben, dass frau hier mehr Selbstbestimmung über ihren Körper zugestanden wird. Eine im Wesentlichen biologisierte Vorstellung von weiblicher Empfängnis und Schwangerschaft, die frau einem Gefäß gleich auf eine passive Rolle des Austragens festlegt, stellt auch eine wesentliche Grundlage für die Wirkmacht von reproduktiven Techniken dar.

Unter geschlechterkritischen Perspektiven stellt sich hier erneut die Frage, inwieweit Mutterschaft als selbstbestimmter und identitätsstiftender körperlicher Erfahrungs- und Handlungsraum in die subjekttheoretischen Konzeptionen von weiblicher Entwicklung und Identität eingeht. Die weitere Diskussion der Ergebnisse nimmt daher Bezug auf die in den körpertheoretischen Reflexionen herausgearbeiteten Leerstellen und die Forderung nach einer umfassenden Theoretisierung weiblicher Körperlichkeit im gesellschaftlichen und psychoanalytischen Diskurs (vgl. Flaake, 1998a; King, 2002).

VIII.2.12.4. Mutterschaft als schöpferische Erfahrung? Psychoanalytische und diskurstheoretische Reflexionen

Die bisherige Bestandsaufnahme der psychoanalytischen Weiblichkeitstheorien zeigt eine weitgehende Ausblendung und Untertheoretisierung der weiblichen Körpererfahrungen in Bezug auf Kinderwunsch und Mutterschaft, obwohl in den feministischen Rezeptionen ausführlich kritisiert wurde, wie sehr ideologische Mutterbilder in die theoretischen Konzeptualisierungen von Weiblichkeit eingehen und frau (als Mutter und Tochter) auf eine passive Position festschreiben (vgl. Kap. III. sowie Schlesier, 1981; Rohde-Dachser, 1991; Poluda-Korte, 2000). Zur Erinnerung: Die freudsche Psychoanalyse hat Mutterschaft ausgehend von ihrem patriarchalischen Ursprung als etwas naturgegeben Weibliches mit Minderwertigkeit legiert und den Kinderwunsch als Bedingung bzw. Voraussetzung für die Liebesfähigkeit der Frau in die Theoretisierung des Ödipuskomplexes gestellt. Als Kriterium für eine Überwindung des Ödipuskomplexes wurde Mutterschaft als wesensbestimmend für gelungene Weiblichkeit theoretisiert. Abgeleitet aus einer Negativperspektive gelten Kinderwunsch bzw. Mutterschaft seither als Kompensation des Penismangels (vgl. Freud, 1925j; 1933a).

Derzeit ist der psychoanalytische Diskurs von zwei Strömungen gekennzeichnet, deren Gegensätzlichkeit an den psychoanalytischen Weiblichkeitstheorien und der Konzeption von Mutterschaft deutlich erkennbar wird: Einer konservativen Strömung, die den weiblichen Körper als aktiven, sexuell begehrenden Körper aus der weiblichen Entwicklung nahezu ausblendet, steht eine auf das Unbewusste bezogene schöpferische Theorie der Subjektivierung gegenüber (vgl. King, 1995). Im Zusammenhang mit Kinderwunsch und Mutterschaft spielt gerade die fehlende Differenzierung geschlechtlicher Körper eine entscheidende Rolle, dass in der Konsequenz körperliche Potenz und schöpferische Potenz nur einseitig männlich codiert zusammendacht wird. Eine mangelnde theoretische Einarbeitung weiblicher Körperprozesse und damit Anerkennung von selbstbestimmten Begehren verhindert Mutterschaft als schöpferische Potenz zu konzeptualisieren. So gesehen ist der Platz der Frau als begehrendes und schöpferisches sexuelles Subjekt innerhalb der Psychoanalyse derzeit noch eine Leerstelle.[273]

Vermutlich vor diesem Hintergrund bezieht Reenkola (2006) ihre Analyse der Ängste schwangerer Analysandinnen im Anschluss an Horney (1926), Klein (1932/87) und Maier (1985) ausschließlich auf eine traditionelle Deutungsperspektive der weiblichen Kastrationsangst. In der weiblichen Kastrationsangst, „[…] den Phantasien über die Beschädigung der Genitalien, der Fruchtbarkeit oder des Babys, manifestieren sich die Ängste der Frau vor der Vergeltung der Mutter, der Strafe für die verbotenen ödipalen Wünsche des Mädchens an den Vater und ferner ihre Aggressionen gegenüber der Mutter. In diesem ödipalen Drama ist die Mutter die Bestraferin des Mädchens. Die Phantasie von der mörderischen Mutter (killing mother phantasy) ist eine archaische und universale weibliche Phantasie.“ (Reenkola, 2006, S. 267). Die hypostasierten unbewussten Phantasien des kleinen Mädchens, das Körperinnere der Mutter zu zerstören, um den Inhalt zu rauben, rufen – Reenkola folgend – die Angst vor der Rache hervor, gemäß dem Gesetz der Talion: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Dementsprechend phantasiert die Tochter, von der Mutter bestraft und ausgeraubt zu werden.[274] In dieser Deutungsperspektive werden die spezifischen körperlichen Erfahrungsbereiche einschließlich der Ängste ungeachtet des erwachsenen geschlechtlichen Körpers ausschließlich infantilisiert und psychologisiert. Auf schicksalhafte Weise bleiben der erwachsene geschlechtliche Körper und ein damit einhergehendes Begehren schuldhaft besetzt. Solange

273 Ein psychoanalytischer Diskurs über Kreativität bezieht sich grundsätzlich auch auf Frauen, aber auf musisch, künstlerische Aspekte und damit nur indirekt auf den Köper (vgl. Chassguet-Smirgel,1988; Mauss-Hanke, 2013).

274 Hier zeigen sich auffällige Parallelen zu Horney, die in ihrem Aufsatz über prämenstruelle Verstimmungen schreibt, es spiele keine Rolle, ob Frauen, die an dieser Form der Depression leiden, bewusst eine Schwangerschaft wünschen oder nicht: gemeinsam sei ihnen der unbewusste Konflikt, der sie daran hindere, Mutter zu werden.

demzufolge die Gebärfähigkeit der Tochter vor dem Hintergrund der Rivalität unter dem Blickwinkel der bis heute etablierten psychoanalytischen Deutungsfiguren des aggressiven töchterlichen Raubes analysiert wird, muss eine Aneignung des weiblichen Körpers mit massiven Schuldgefühlen und Racheängsten einhergehen und die Gebärfähigkeit der erwachsenen Tochter darf nicht ein schöpferisches Verhältnis mit der Mutter gestellt werden. Eine derartige Anbindung des Begehrens nach Mutterschaft an traditionelle Lesarten des Ödipuskomplexes fixiert daher nicht nur traditionelle Mutterbilder, sondern unterstützt eine kollektive Bewertungspraxis gegenüber Kinderwunsch, Schwangerschaft und Mutterschaft, in der eine Unterwerfung des weiblichen Begehrens und des Sexuellen der Frau als Mutter weiterhin unter patriarchale Konstruktionen von Mutterschaft gestellt bleiben (vgl. Kap. VIII.1.8ff.). Damit droht auch in der Psychoanalyse der Blick auf den weiblichen Körper und eine Theorie der Differenz der Geschlechter durch die in die Konstruktionen der Geschlechterverhältnisse eingelassenen Strukturen verstellt zu bleiben.

Demgegenüber kann gerade die Psychoanalyse auch zur Kritik an eben diesen Anpassungsstrukturen nutzbar gemacht werden. Wenn, mit Freud argumentiert, Triebansprüche gesellschaftlich reglementiert werden, so gilt im Zusammenhang mit Kinderwunsch und Mutterschaft, dass der Kinderwunsch und das Begehren der Schwangerschaft in eine Traditionslinie gesellschaftlich etablierter Geschlechterhierarchien gestellt und reglementiert wird. Dieser Erklärungszugang ist im Hinblick auf das körperliche Erleben und die Wirkmacht der Diskurse, die gegenwärtige und tradierte Mutterkörpervorstellungen in konflikthafter Weise verknüpfen, besonders weiterführend. Eine Berücksichtigung der bewussten und unbewussten Dimensionen stellt die herausgearbeitete Entsexualisierung und Verleugnung eines selbstbestimmten Begehrens der schwangeren Frau in den gesellschaftlichen Zusammenhang von Unterwerfung und Selbstbestimmung über den eigenen Körper.

Als bemerkenswerte Ausnahme hat Marie Langer (1988) den historischen und gesellschaftlichen Kontext von Mutterschaft berücksichtigt und die Notwendigkeit der Selbstbestimmung in Hinblick auf Mutterschaft formuliert. Dennoch konfrontiert sie ihre Erkenntnisse nicht mit den Grenzen der bisherigen Theorie weiblicher Entwicklung, sondern hält in ihrem Denken an essentialisierenden Schlussfolgerungen fest. Da bei Frauen durch den Zyklus biologische und psychische Vorgänge immer aufeinander bezogen seien, kommt Marie Langer zu dem Schluss, dass es einen triebhaften Wunsch bei Frauen gebe, ein Kind zu empfangen (vgl. Langer, 1988, S. 41). Darüber stellt sie nicht nur eine Kausalität zwischen somatischen und psychischen Korrespondenzen her, sondern findet auf dieser Folie auch eine schlüssige Erklä-

rung für die Depressionen von Frauen in der Menopause. Frau habe – so Langer – etwas „wesentliches, etwas was zu ihr gehört, verpasst“ (Langer, 1988, S. 42). Um sich dem Alter und dem Tod ruhig nähern zu können, sollte man – einem chinesischem Sprichwort folgend – ein Kind gezeugt, einen Baum gepflanzt und ein Buch geschrieben haben (vgl. Langer, 1988, S. 48f.). Damit wird die weibliche Fähigkeit zur Reproduktion als wesensbestimmend hervorgehoben und die Mutter in der Frau ins Zentrum der weiblichen Identität gestellt. Demgegenüber hat Edith Jacobson schon früh die Dominanz des Kinderwunsches der Frau relativiert und eine emanzipatorische Vision entworfen, indem sie von einem weiblichen Zukunftstyp spricht (vgl. Jacobson, 1937, in Mitscherlich & Rohde-Dachser, 1996, S. 70). Hier wissen sich die Frauen im Besitz eines vollwertigen Genitales, und ihre genitale Beschädigungsangst ist der männlichen Kastrationsangst analog. Der Unterschied zum traditionellen Bild der Frau besteht vor allem in einer anderen Form der Libido-Organisation, in der Ich und Über-Ich intersubjektiv gedacht mütterliche wie väterliche Züge repräsentieren.

Bisher haben derlei Ansätze, die eine ganzheitliche Sichtweise auf die weibliche Körperlichkeit und Sexualität verfolgen und die Fruchtbarkeit des weiblichen Körpers miteinbeziehen, keinen festen Platz im psychoanalytischen Diskurs von Mutterschaft und Weiblichkeit. Einige wenige psychoanalytische AutorInnen, wie Angela Jagenow und Oskar Mittag (1984), betonen einen Zusammenhang zwischen weiblichem Kinderwunsch und Sexualität und sprechen von einer Fruchtbarkeitslust, in der die potentielle Fortpflanzungsfunktion das sexuelle Erleben mitbestimme. Janine Chasseguet-Smirgel (1975) diskutiert in ihrer Theoriebildung beide Qualitäten der Vagina und differenziert diese in ein weibliches sexuelles Lustorgan und einen Eingang zur Gebärmutter. Diese Unterscheidung unterstreicht auch Guinard (2000), die in ihren Behandlungen von werdenden Müttern (einschließlich Frauen mit phantasierter Mutterschaft) herausgearbeitet hat, dass in der unbewussten Körperbesetzung eine Unterscheidung zwischen Organen der Fortpflanzung – Uterus, Eierstöcke und Eileiter – und Organen der sexuellen Erlebnisfähigkeit wie Vagina, Klitoris sowie äußere und innere Schamlippen getroffen wird. Diese Unterscheidung ist in den bisherigen Theorien weiblicher Entwicklung bis heute nicht ausreichend berücksichtigt worden (vgl. Guinard, 2000, S. 16).

Demgegenüber stellen Autorinnen wie Gambaroff, 1984; Besch-Cornelius, 1987, und Renkolla, 2006, die verschiedenen Aspekte des Schwangerschaftserlebens in einen Bezug mit den von Freud beschriebenen Entwicklungsphasen. In dieser Sichtweise werden die körperlichen Veränderungen und neuen Körpererfahrungen im Verlauf der Schwangerschaft, v.a. die sexuelle Thematik, die der Schwangerschaft immanent sei, auf die psychosexuelle Beziehungsge-

schichte der Frau rückbezogen. Da frau im Zuge der neuen Erfahrungen in der Schwangerschaft mit einer Unwissenheit und Unerfahrenheit in Kontakt komme, die sie aus der frühen Kindheit kenne, rückten – so die Argumentation – Erlebnisqualitäten in den Vordergrund, die in der Kindheit besonders konflikthaft erlebt wurden. Schwangerschaft wird dementsprechend als eine neunmonatige Reise ins Unbewusste beschrieben, mit der eine Aufweichung der psychischen Strukturen einhergehe und die vorangegangene Entwicklungsstufen mit all ihren regressiven und progressiven Anteilen sowie Abwehrformen mobilisiere. Die emotionale Instabilität, die mit der Erfahrung einer Schwangerschaft einhergehe, führe dazu, dass frau einen Zugang zu den „[…] tiefsten Konflikten einer Frau […]“ (Reenkola, 2006, S. 276) erfahre, womit sowohl die existentiellen körperlichen Dimensionen wie auch eine psychische Affinität zu unbewussten Schichten gemeint sind. Vor diesem Hintergrund böten die neuen Körpererfahrungen in Anlehnung an die für die Pubertät konzeptualisierte „zweite Chance“ sowohl die Möglichkeit einer Bearbeitung und Integration sowie einer erneuten Abwehr und Verhärtung. Nicht oder unzureichend gelöste Entwicklungskonflikte aktualisierten sich in der Schwangerschaft und vor allem in der phantasierten Mutter-Kind-Beziehung. Erneut würden Beziehungskonstellationen mit der Mutter bedeutsam und verlangten eine Integration bzw. Neupositionierung (vgl. Pines, 1997, S. 65). Wie die körperlichen Erfahrungen einer Schwangerschaft sinnstiftend in das eigene Körper-Selbst-Verhältnis integriert werden, wird in dieser Lesart ausschließlich auf die frühe Mutter-Tochter-Beziehung bezogen. Damit greift bis heute eine psychoanalytische Konzeptualisierung von Mutterschaft, die im Rahmen von Kinderwunsch, Schwangerschaft und Abtreibung zum Tragen kommt, auf Theoreme zurück, die den weiblichen Körper entsubjektivieren und entlang der heterosexuellen Matrix situieren.[275] Es wird ein Bild von Weiblichkeit fortgesetzt, in dem traditionelle Lesarten von weiblicher Körperlichkeit (körperliche Minderwertigkeit, Spaltung in Passivität und Aktivität) überwiegen und dazu führen, dass traditionelle, patriarchal geprägte weibliche Subjektformen perpetuiert werden.

Auf der Grundlage der empirischen Ergebnisse kann eine Theoretisierung der verkörperten Erfahrungen in der Schwangerschaft als Neuauflage bisheriger Körper- und Entwicklungsaufgaben nicht unterstützt werden. Die hier zum Tragen kommenden, rekonstruktiven Deutungsmuster reduzieren die Erlebnisweisen der Frauen auf kindliche Muster und blenden – wie mehrfach herausgearbeitet wurde (vgl. u.a. VIII.2.3., VIII.2.6. und Kap. VIII.2.11.) – den sexuellen Körper der Frau sowie selbstbestimmte Begehrensweisen aus. Im Gegenteil zeigen

275 Vgl. hierzu Kap. III und stellvertretend für die Kritik an Freud Schlesier (1981) sowie den psychoanalytischen Diskurs Rohde-Dachser (1991)

die empirischen Erlebnisweisen, dass der verkörperte Zustand einer Schwangerschaft in bisher ungekannter Weise mit Erfahrungen einhergeht, die mit den bisherigen Körpererfahrungen nicht zu vergleichen sind. Frau wird mit ganz neuen körperlichen Aufgaben, die die sexuelle Geschlechtlichkeit des Körpers und die sexuelle und lebensspendende Potenz des weiblichen Körpers in den Mittelpunkt stellen, konfrontiert.

VIII.2.13. Anschlüsse und Ausschlüsse

Im Ergebnis bleibt auf dem Hintergrund der bisherigen Theoretisierungen festzuhalten, dass Kinderwunsch und Mutterschaft bis heute nicht im Sinne einer weiblichen Potenz und schöpferischen Krise konzeptualisiert werden.

Insbesondere wenn es um Themen wie weibliches Begehren und Mutterschaft (oder wie in Kap. VII. um Schönheit) geht, werden im theoretischen und psychoanalytischen Behandlungsdiskurs Konzepte rezipiert (vgl. Rohde-Dachser, 2007[276]; Reenkola, 2006), die ausgehend von Freud die Potenz des weiblichen Körpers in den Kontext einer konservativen Lesart des Ödipuskomplexes stellen (vgl. Klein, 1987; Torok, 1964; Chassguet-Smirgel, 1964). In dieser Deutungslinie neidet die Tochter der Mutter ihren kreativen sexuellen Mutterkörper, mit dem diese Kinder bekommen kann, während ihrer leer bleibt. Diese Entwicklungsfigur führt besonders dort zu Fehlinterpretationen, wo im Anschluss an die Freud'sche Theorie des Penisneids, der die weibliche Mangelausstattung lebenslang festlegt, die Identifizierung des Mädchens mit der Mutter und auch der spätere Kinderwunsch nur in Verbindung mit einem Neiderleben gedacht werden kann (vgl. Kap. VIII.2.12.). Nicht die Potentialität einer potenten Gebärmutter als Äquivalent zum Penis/Phallus ist in die imaginäre und symbolische Ordnung aufgenommen, sondern eine über die Verleugnung und Abwehr der Potenz etablierte Position der Passivität. Dass es beim weiblichen Neid um unerkannte körperliche Entwicklungspotentiale geht, wurde empirisch besonders deutlich, wenn die Konflikte und Entwicklungsaufgaben in der weiblichen Entwicklung einschließlich des Geschlechtsunterschiedes auf einer körperlichen Anerkennungsebene reflektiert wurden. Hier wurde deutlich, dass die Aneignung des Körpers in einen Dialog eingebettet ist, der den phantasmatischen Raum von Mutter und Kind als körperlich-sinnlichen Raum konstituiert.

276 Auch ästhetische Körpermanipulationen wie Brustvergrößerungen werden in den Zusammenhang mit dem Neid auf den Mutterkörper, hier auf ihre großen Brüste, gestellt. Diese Position hinsichtlich Neid und Konkurrenz nimmt bspw. Rohde-Dachser in ihren Ausführungen zur Psychodynamik schönheitschirurgischer Körperinszenierungen ein, wenn sie die Brustvergrößerungen von Frauen in einen Konkurrenzzusammenhang mit den ‚großen' mütterlichen Brüsten stellt (vgl. Rohde-Dachser, 2007).

Eine mangelnde Verortung des Weiblichen spiegelt sich folglich auf doppelte Weise wieder sowohl im hegemonialen Geschlechterdiskurs wie der individuellen Entwicklung und unterbindet insbesondere eine Aneignung der körperlich-sinnlichen und potenten Körperaspekte. Der Wunsch nach Bestätigung des eigenen Körpers und einer positiven subjektiven Aneignung nimmt vor allem die Mutter-Tochter-Beziehung in Augenschein und die damit einhergehenden Zurückweisungen und Tabuisierungen innerhalb des sich konstituierenden weiblichen Körperbildes (vgl. Kap. VII.15 und Kap. VIII.1.11.) Sie haben unweigerlich Konsequenzen für die libidinöse Besetzung des eigenen Körpers und gehen mit einem narzisstischen Mangel im Körperbild und den psychischen Repräsentanzen einher. Dieser Zusammenhang gilt nicht nur für die frühkindliche Entwicklung, sondern – wie auch mit Blick auf das empirische Material eindrücklich deutlich wurde – altersübergreifend (vgl. Krüger-Kirn, 2013a, S. 411).

Hier zeigen sich Parallelen zu Butlers Ausführungen zur „melancholischen Identifizierung", wo diese eine Theorie normativer Weiblichkeit entwirft und über die individuelle Dimension hinausgehend als eine geschlechterpolitische versteht (vgl. Kap. IV.1.3.) Butlers Schlussfolgerung, dass Zurückweisungen von Bedürfnissen und Wünschen zu einer Abwertung des eigenen Selbst und des eigenen Körpers führen, steht in einem Zusammenhang mit den in Kapitel III.1. diskutierten psychoanalytischen Weiblichkeitskonzepten. Es zeigen sich v.a. dort interessante Querverbindungen, wo es um das Verhältnis von körperlicher Verfasstheit und Identitätsbeschreibungen geht und Intelligibilität nicht nur als Trennlinie auf geschlechtliche Identitäten bezogen wird, sondern auch auf den Spielraum innerhalb der geschlechtlichen Subjektentwürfe.

Die in Kap. III.1. kritisierte Festlegung der weiblichen Verarbeitung geschlechtlicher Differenzerfahrungen auf depressive Formen, (vgl. z. B. Rohde-Dachser, 2007; Quindeau, 2013) wird durch die empirischen Ergebnisse untermauert und bestätigt die Hypothese, dass es bei den depressiv anmutenden Verarbeitungsweisen um eine Abhängigkeit von gesellschaftlich intendierten Anerkennungsformen handelt. Im Gegenteil zeigen sie den Verlust an affektiver und narzisstischer Spiegelung an und folglich eine mangelnde Wertschätzung der weiblichen Körperlichkeit und Vitalität (vgl. die Analogie zur hier diskutierten Neidverarbeitung). In der Konsequenz handelt es sich dann um keine typisch weibliche Verarbeitungslogik, sondern spiegelt geschlechtsspezifische Codierungen wieder, die im Lichte der dargelegten Überlegungen keine weibliche Eigenart repräsentieren, sondern einen heteronormativen Diskurs mit dem Ziel, eine heterosexuelle Identifizierung und heterosexuelles Begehren zu reproduzieren.

Mit Blick auf die körperliche Verfasstheit rücken besonders jene Körperdimensionen in den Fokus, die als körperliche Zeichen der Fortpflanzung Differenz signifizieren. Auf diese Weise wird anstelle soziokultureller Reflexionen eine konservative Deutungsmacht über Weiblichkeit perpetuiert und zeitigt besonders dort weitreichende Konsequenzen, wo es um eine vitale Verankerung erotisch-libidinöser und aggressiver Begehrensweisen im weiblichen Körper und Selbstbild geht. Kulturkritische Reflexionen zeigen vielmehr gerade hier, dass die heterosexuelle Matrix mit traditionellen Rollenvorgaben und vielfältigen Einschränkungen einhergeht, die eine positive Besetzung des weiblichen sexuellen Körpers und des weiblichen Begehrens verunmöglichen. Damit bleibt auch die Funktion offener und verborgener Rituale unterbelichtet, die – so zeigt die Interpretation des empirischen Materials – im Wesentlichen darin besteht, eine produktive Autonomieentwicklung des Mädchens/der Frau und Frauenkörperlichkeit sowie Sexualität als Quelle von Potenz und Kraft zu verhindern (vgl. Poluda-Korte, 1999). Dann bleibt das in den empirischen Studien herausgearbeitete unerhörte narzisstische Begehren unverstanden, was zu einem grundlegenden Verkennen der Konflikte in der Aneignung und (Re-)Produktion weiblicher Körperlichkeit führt.

Die festgestellten bisherigen Auslassungen werden daher mit dem gesellschaftlichen Gebot der Unvereinbarkeit von ‚Mutter' und ‚sexuell aktiver Frau' in einen kausalen Zusammenhang gebracht, der eine Abwehr und Tabuisierung der erotisch-libidinösen Beziehung zwischen Mutter und Tochter begründet. Hier greift ein kollektives Homosexualitätstabu, in dem das sinnlich-libidinöse Begehren sowohl aufseiten der Tochter wie aufseiten der Mutter sowie in Frau-Frau-Beziehungen generell bis heute sowohl klinisch wie auch politisch missdeutet wird.

Als Fazit dieses Untersuchungsabschnitts gilt zusammenfassend, dass die Geschichte der Unterdrückung körperlicher Potenz und Selbstbestimmung im Kontext des verkörperten Zustands einer Schwangerschaft besonders deutlich hervortritt. Damit geht ein Konfliktfeld einher, in dem das verkörperte Fühlen und Denken in der Schwangerschaft in ambivalenter Weise mit Mutterschaft als produktiver Potenz und weiblicher Lust und Selbstbestimmung kontrastiert. Solange weibliche sexuelle Selbstbestimmung im Zusammenhang mit Mutterschaft gesellschaftlich als Egoismus der Frau geächtet wird, bleibt es schwer das bisherige Mutterbild rund um Mutterschaft, angefangen von den medizinischen Kontrollen bis hin zu den klassischen Mütterlichkeits- und Weiblichkeitsmythen zu ändern.

Beispielhaft am psychoanalytischen Diskurs sowie der in Kap. VIII.2.3. diskutierten Abtreibungsdebatte werden hier Abwertungen der weiblichen Potenz und Selbstbestimmung deut-

lich, die über den Mutterschaftsdiskurs hinaus für den Weiblichkeitsdiskurs insgesamt symptomatisch sind. Die körperlich-sinnliche Position bleibt im Zusammenhang mit dem Mutterkörper sowohl in der Mutter-Tochter-Beziehung als auch in der Theoriebildung über weibliche Körperlichkeit und Sexualität bisher unterbelichtet (vgl. Krüger-Kirn, 2013a, b). Besonders mit dem Ödipuskomplex, der zum Allgemeingut der abendländischen Kultur geworden ist, hat die Psychoanalyse einen Mythos theoretisiert, um die Heterosexualität zu etablieren, wiewohl gerade im Ödipus Mythos die Homosexualität eine entscheidende Rolle spielt (vgl. Roudinesco, 2002). Damit steht ein Mythos zur Diskussion, der der Frau auf den Leib geschrieben ist: Nicht der weibliche Körper ist Schicksal, sondern die gesellschaftlichen Vorstellungen und entsprechenden Zuschreibungen auf den weiblichen Körper sind Schicksal.

Daher bleibt am Ende zu betonen, dass die in Verbindung mit Mutterschaft, Schwangerschaftsabbruch und Reproduktionsmedizin stehenden Diskurse die Formen der Mutterschaft in einer Weise strukturieren, die die tief im gesellschaftlichen Unbewussten verankerte Abwehr und Ambivalenz gegenüber dem Mutterkörper perpetuieren. Trotz einer Diskursivierung von Mutterschaft und Familie seit der zweiten Frauenbewegung setzen sich unter der Hand die Funktionalisierungen des reproduktiven Körpers entsprechend den veränderten Diskursen bis heute fort und fixieren ein Weiblichkeitsbild, das frau die Potenz und Selbstbestimmung über ihren Körper nach wie vor abspricht und den Kinderwunsch weiterhin eng an als weiblich codierte Charaktereigenschaften bindet (vgl. Kap. VIII.2.3. sowie Beck-Gernsheim, 2006). Auf diese Weise wird die Muttertätigkeit weiterhin durch Frauen- und Mutterbilder legitimiert, die die Frau als Mutter auf das Kind verpflichten und heterosexuelle Geschlechterhierarchien perpetuieren (vgl. Villa, 2009; Krüger-Kirn, 2013a)[277]. Der damit verbundene Selbstbestimmungs- und Funktionsverlust des weiblichen Körpers wird durch das postmoderne Reproduktionsparadigmas in eklatanter Weise fortgeschrieben. Dem steht das gentechnische Kind, „der Clon“, gegenüber (vgl. Hegener, 2009, S. 129f.) und verweist seinerseits auf die Ent-Sexualisierung im Diskurs um Schwangerschaft und Mutterschaft. Mit Blick auf die Trias Körper, Diskurs und Subjektivierung knüpfen die hier im Kontext rund um Mutterschaft eruierten Ergebnisse an die empirischen Schlussfolgerungen aus Kapitel VII. an. Auch dort wurde ein unerhörtes Begehren nach Anerkennung ‚autonomer‘ Begehrensweisen und körperlicher Selbstbestimmung im Spannungsfeld von hegemonialen Körper- und Schönheitsdiskursen herausgearbeitet.

277 Seit den 1960iger Jahren veränderte sich die kategorische Festlegung des weiblichen Selbstwertes auf die Mutterschaft und wird nun von dem Credo der Vereinbarkeit von Beruf und Familie abgelöst.

Im Zuge der abschließenden Überlegungen werden ausgehend von den empirischen Ergebnissen im Rückblick auf die theoretische Diskussion der Körperkonzepte Konsequenzen für eine veränderte Anerkennungspraxis des Körpers und der körperlichen Differenzen formuliert, um die mit dem Körper verbundenen Erfahrungen als Fundament von Sinnstrukturen zu verstehen.

IX. Plädoyer für ein Denken der Sexuellen Differenz

„Der Körper identifiziert,
das Subjekt…
in seiner spezifischen Einzigartigkeit“
(Monique David-Menard, 1994)

IX.1. Reflexion der theoretischen und empirischen Ergebnisse

Am Ausgangspunkt dieser Arbeit stand die Frage nach den wechselseitigen Implikationen von körperlicher Verfasstheit, Diskurs und subjektiver Körperlichkeit. Aus geschlechterkritischer Perspektive knüpfte daran die Frage an, inwiefern weibliche Körperlichkeit und weibliche Subjektivierung/Identität Konstruktionen hegemonialer Entwürfe und Phantasien verkörpern. Auf dieser Basis wurden die geschlechtsspezifischen Aneignungen und (Re-)Produktionsweisen weiblicher Körperlichkeit untersucht, die gewonnenen Befunde mit den vorgestellten körpertheoretischen Konzepten reflektiert sowie in historische und gesellschaftliche Zusammenhänge eingeordnet.

Die hier sichtbar gewordenen Aneignungs- und (Re-)Produktionsweisen weiblicher Körperlichkeit verweisen über die individuellen Eigenschaften und Besonderheiten hinausgehend auf kategoriale Zuschreibungen, die als solche sowohl die Grenzen der Subjektivierung kritisch reflektieren und gleichzeitig die Bedeutung des Körpers problematisieren. Die individuelle Verwobenheit mit der kulturellen Verfasstheit unserer Geschlechtervorstellungen erweist sich als conditio sine qua non. Demgegenüber zeigt eine geschlechterkritische Perspektive gleichzeitig die Anrufungen sowie Begrenzungen auf, denen eine Selbstbestimmung der Frau unterworfen ist und untermauert die Hypothese, dass die Aneignung und (Re-) Produktion weiblicher Körperlichkeit und damit in Verbindung stehende Modi des Körper-Selbst-Bezugs Entwürfen von Weiblichkeit unterworfen sind, die den weiblichen Körper entlang heteronormativer Vorstellungen strukturieren.

Moderne, dem kulturellen Wandel angepasste Körperdiskurse – beispielhaft am Schönheits- und Mutterschaftsdiskurs aufgezeigt – intendieren einen weiblichen Körperzuschnitt, der den weiblichen Raum körperlicher Selbstbestimmung und Potenz nach wie vor beschneidet. In den Grundstrukturen lassen sich kollektive Muster herausarbeiten, die den unterdrückenden und funktionalisierenden Charakter und eine Ausblendung weiblicher Körpererfahrungen

verdeutlichen. Gerade die von den Frauen beschriebene Leere rückt eine paradoxe Doppeldeutigkeit in den Mittelpunkt der Betrachtung: Indem frau sich den Weiblichkeitsbildern entsprechend identifiziert, fühlt sie sich auf unbestimmte Weise von sich selbst entfremdet, erscheint gleichsam ohne eigenen Inhalt und letztendlich ohne eigene Stimme. Und doch markiert die empfundene Leere gleichzeitig nicht-entdeckte Räume und setzt damit eine doppelte Figur der Anerkennung in Szene. Auf eindrückliche Weise bringt die Semiotik des Körpers den Verlust und zugleich eine Sehnsucht nach einer symbolischen Reifizierung von bisher unerhörten Körperaspekten zur Darstellung. Als Ort zwischen Zugewiesenem und subjektiven Erfahrungen problematisieren die verkörperten Subjektivierungsweisen dort das Verhältnis von Körper, Macht/Diskurs und Subjektivierung, wo es um eine Differenzierung zwischen Selbstbestimmung und Unterwerfung unter hegemoniale Diskurse geht.

Das empirische Material lenkt das Augenmerk besonders auf jene aus dem Diskurs ausgeschlossenen körperlichen Dimensionen, die den Körper als weiblichen und die damit verbundenen Erfahrungen als spezifisch weiblich markieren. Konkret geht es dabei in besonderer Weise um Körperaspekte, die die geschlechtlichen Grenzen anzeigen, wie z. B. Menstruation und Mutterschaft. Erfahrungen, die, auch wenn sie – wie die Empirie zeigt – zu vielfältigen Körperpraktiken der Unsichtbarmachung motivieren, die Evidenz körperlicher Differenz markieren.

Die empirisch begründete Annahme, dass die sexuelle Differenzierung auf asymmetrische Weise kulturell repräsentiert und strukturiert ist und der weibliche Körper nicht aus einer weiblichen Erfahrungsperspektive repräsentiert ist, wird durch die empirischen Ergebnisse untermauert. In dieser Lesart markieren sie ein verdrängtes, bisher unerhörtes Begehren in Bezug auf den weiblichen Körper und die weibliche Subjektivierung (vgl. McRobbie, 2010). Daher heben die Ergebnisse die in die heterosexuelle Matrix eingeschriebene Fetischisierung und Unterdrückung des weiblichen Körpers und Körpererlebens hervor und unterstreichen sowohl deren politische Brisanz wie auch anknüpfend an die bislang diskutierten Körperdiskurse die Notwendigkeit, geschlechtliche Differenzierungen, sprich die Existenz unterschiedlicher Körper in den theoretischen Körper- und Subjektivierungsdiskurs aufzunehmen. Eine Anerkennung der Körpergebundenheit, die jeder Subjektivierung vorgängig und zugleich auch begleitend ist, muss daher neben der Frage der Vergeschlechtlichung die Frage nach der Anerkennung von Differenz stellen.

Dies bedeutet in der Konsequenz, das bisherige Verhältnis von Körper, Diskurs und Erfahrung neu auszurichten und dem Körper bzw. den leiblichen Körpererfahrungen eine diskurs-

bildende Rolle einzuräumen. Werden die Positionen von Körper und Diskurs in einer Weise dialektisch verschränkt, dass die Position des Körpers sowohl in der subjektiven Konstitutionsgeschichte als auch in ihrer Historizität erkenntnislogisch in die symbolische Ordnung aufgenommen werden kann (vgl. Gast, 1998, S. 92f.). Damit sind Voraussetzungen geschaffen, die unterdrückte Potenz der gemachten Frau und ihres Körper aus der Sprachlosigkeit zu befreien und den tiefgreifenden Verlust, der, wie McRobbie treffend formuliert, auch den „[…] Verlust einer politischen Liebe für das ‚Frausein' […]" betrifft (McRobbie, 2010, S.163) zu überwinden.

IX.2. Erfahrung als Analyse-Kategorie

Erfahrung als eine andere Form von Wissen und Erkenntnislogik in die Analyse des Verhältnisses zwischen Sprache und Körper einzubeziehen, erweist sich daher – wie die empirischen Untersuchungen dieser Arbeit belegen – als zentrale Analysekategorie. Damit können die mit den weiblichen Körpererfahrungen einhergehenden sozialen Bedeutungen von geschlechtlichen Kategorien hinterfragt und als mögliche Überschreitungen der mit den hegemonialen Körper- und Geschlechterdiskursen verbundenen Grenzen identifiziert und zur Sprache gebracht werden.

Erfahrung als Analysekategorie anzuerkennen ist deshalb eine Frage der machtmotivierten Diskurse und heterosexuellen Strukturen. Hierzu präzisiert Foucault, dass in der Anerkennung einer bestimmten Erfahrung die drei Achsen Wissen, Macht und Selbstverhältnis sowie die Beziehungen, die zwischen diesen Bereichen bestehen, maßgeblich sind. Er beschreibt Erfahrung als „[d]ie Korrelation […], die in einer Kultur zwischen Wissensbereichen, Normativitätsprinzipien und Subjektivitätsformen besteht" (Foucault, 1993a, S.10). Der Blick auf die Gewichtung der aufgestellten drei Achsen Wissen, Macht und Selbstverhältnis zeigt für die Analyse der untersuchten Modi des Körper-Selbst-Bezugs zwar die Relevanz aller Achsen, doch wurde in besonderer Weise ein fehlender, bisher nicht vorgesehener gesellschaftlicher Raum eruiert, in dem der weibliche Körper als eigenständig begehrender und potenter Körper in der symbolischen Ordnung der Geschlechter repräsentiert ist. Gerade dort, wo es um eine Differenzierung zwischen Selbstbestimmung und Unterwerfung unter hegemoniale Diskurse geht, rückt eine in dieser Arbeit schon mehrfach herausgearbeitete mangelnde Repräsentanz weiblicher Körperlichkeit in der symbolischen Ordnung der Geschlechter die Erfahrung als zentrale Analysekategorie in den Fokus (vgl. Maurer,1996, S.158f.). Das Bemühen um ein vertieftes Körper-Selbst-Verständnis wirft die in Kap. IV.2.4. diskutierten Grundsatzfragen auf, wie der Dialog zwischen Körper und subjektivem Leib-Sein zu verstehen ist: ob in einem

ontologisch essentialisierenden Sinne oder als emanzipatorische Praxis (vgl. Abraham, 2012, S. 283)? Auf einer Metaebene steht daher auch die Debatte um den Begriff der Einschreibung von kulturellen Bedeutungen in den Körper zur Diskussion. Gegenüber Butler, die den Begriff der Einschreibung kritisiert, weil damit implizit eine Körpervorstellung einhergehe, die den Körper diskursiv vorgängig entwirft (vgl. Butler, 1991, S. 190f), zielt meine Kritik im Anschluss an die empirischen Ergebnisse auf die mit dem Begriff assoziierte Passivität. Der Wirkmacht des Diskurses einseitig unterordnet, droht der aktive, aus psychoanalytischer Sicht psychodynamische Subjektanteil ausgeblendet zu werden, der den Körper in seiner ‚Triebhaftigkeit' im Sinne von Antrieb und Impulsen sowie das Unbewusste miteinschließt.[278] Als nicht voneinander zu trennende Elemente in einer produktiven Wechselseitigkeit gedacht, in der sie sich bedingen, bewirken und unterlaufen (vgl. Foucault, 1977, S. 64), gewinnen die Dimensionen des Körpers in seiner Materialität an Gewicht: dann gerade nicht in einem ontologisch essentialisierenden Sinne, sondern in einer dialektischen und intersubjektiven Verschränkung.

IX.3. Zur doppelten Figur der Verwerfung und der Anerkennung

Körper- und Subjektivierungskonzepte, die die spezifische Bedeutung des geschlechtlichen Körpers für die individuelle Subjektivierung differenzierend reflektieren, gibt es kaum und eine Rezeption von in der Regel feministisch inspirierten Theoretisierungen findet – wie gesagt – bisher kaum statt. Wiewohl diese Leerstellen in dieser Arbeit hauptsächlich in Bezug auf den psychoanalytischen Geschlechterdiskurs kritisch reflektiert wurden, realisiert sich hier ein Tatbestand, der ein Vorgehen in der Wissenschaft insgesamt kennzeichnet. Genderspezifische Differenzierungen werden einem androgynen, an Männlichkeit orientierten Körperkonzept[279] untergeordnet und geschlechtliche Differenzen in der Konsequenz ausgeblendet.[280] Auch innerhalb geschlechterkritisch angelegter Geschlechtertheorien wird die Bedeutung des Körpers und der Umgang mit Geschlechtergrenzen kaum bis sehr ambivalent reflektiert. Hier

278 Vgl. FN 155 zur Bedeutung der Urheberschaft und FN 161. Dort wird auf Butlers spätere Schriften verwiesen, in denen sie zu dem Schluss kommt, dass keine andere Theorie als die Psychoanalyse die Widerständigkeit des Subjekts erklären könne.

279 Hier zeigt sich eine Deutungsperspektive, in der ‚männlich' mit ‚menschlich' gleichgesetzt wird; unter der Hand werden auf diese Weise patriarchale Denkstrukturen perpetuiert. Die Wirkmacht der Geschlechterhierarchie wurde bspw. für die Psychoanalyse von Rohde-Dachser (1991) oder für die Geisteswissenschaften von Christina von Braun (2009) herausgearbeitet.

280 Vgl. Gugutzer (2005), der in seiner Reflexion der Essstörungen davon ausgeht, dass die Kategorie Geschlecht und die damit in Verbindung stehenden Themen der weiblichen Körperlichkeit und weiblichen Identität gegenüber formalen Körperkategorien (Zivilisationsprozess, Rationalisierungsprozess, Disziplinargesellschaft, Individualisierungsprozess und Wandel der Schönheits- und Körperideale) in den Hintergrund treten (vgl. Gugutzer, 2005, S. 327). Dass damit die Körperpraktiken desexualisiert werden, ignoriert nicht nur die Tatsache, dass diese hauptsächlich Frauen betreffen, sondern löst auch den Zusammenhang zwischen Geschlecht und Körperpraktik auf.

dominiert eine Perspektive auf die historisch-gesellschaftliche Produktion der Differenz und vernachlässigt einen Bezug auf den Körper, der die körperliche Materialität miteinschließt. In einer genderkritischen Rezeption von Foucault wurde zwar als Hauptkritikpunkt an dessen historischem und methodologischem Vorgehen die fehlende Berücksichtigung der sexuellen Differenz herausgearbeitet, womit die historische Unterdrückung und Tradierung von Fremdzuschreibungen auf den weiblichen Körper unberücksichtigt bleibt (vgl. de Lauretis, 1996, S. 74f.). Doch führte dieses Paradox, dass Foucaults radikale Theorie der historischen Konstruktion von Sexualität die Existenz körperlicher Realitäten ignoriert, innerhalb der feministischen Theorie und Forschung über Geschlechterverhältnisse zu keinem Umdenken. In den letzten Jahren wird auf diese Leerstelle zunehmend mit einem Diskurs über die Materialität Bezug genommen und deutet einen *material turn* an, um das Thema der Materialität des geschlechtlichen Körpers im Verhältnis von Natur, Kultur und Subjektivierung neu zu bestimmen.[281]

Die empirischen Ergebnisse dieser Arbeit untermauern diese erkenntnistheoretische Wendung innerhalb des Körper- und Geschlechterdiskurses. Damit wird das Erkennen von und die Auseinandersetzung mit den herausgearbeiteten Leerstellen und Widersprüchen hinsichtlich der geschlechtlichen Realität des weiblichen Körpers und eine Anerkennung körperlich-geschlechtlicher Differenzen möglich. Auch der bisherige Umgang mit Geschlechtergrenzen und den damit verbundenen Hierarchien steht dann zur Debatte, die primär den Körper selbst adressieren und die damit in Verbindung stehenden sozialen Ungleichheiten.[282] Mit einer Anerkennung des eigenen Körpers und der eigenen Körpererfahrungen steht daher der Bezug zur symbolischen Ordnung zur Debatte (vgl. Rendtorff, 1996, 2002).

Im Hinblick auf die Frage nach dem aus der symbolischen Ordnung Ausgeschlossenen bieten Julia Kristevas Überlegungen zur Bedeutung des Semiotischen weiterführende Überlegungen für geschlechtsspezifische Differenzierungen und eine Kritik der bisher männlich strukturierten Subjektivierungstheorien. Bei Kristeva (1978) bilden zwei Modalitäten als Sinngebungsprozesse die Basis der Subjektivierung: das Semiotische und das Symbolische. Ausgehend von der kindlichen Entwicklungsfigur ist das Semiotische von einer nonverbalen körperlichen Verwobenheit mit dem Mutterkörper gekennzeichnet. Im Rahmen der Subjektivierung muss mit Eintritt in die symbolische Ordnung der Sprache, die – hier folgt Kristeva Lacan – männ-

281 Vgl. Jahrestagung des Arbeitskreises „Politik und Geschlecht" in der DVPW: Materialität neu denken. Materialität anders denken – Feministische Interventionen, vom 11.-13. September 2014, Goethe-Universität Frankfurt a.M.

282 Zwar spiegeln körperliche Ungleichheiten eine Historizität wieder, sind aber aus der Binarität nicht direkt ableitbar. Es ist nicht die Biologie – wie schon bezüglich Freud kritisch angemerkt wurde (vgl. Kap. III.1.) –, die geschlechtliche Ungleichheit konstruiert, sondern strukturelle gesellschaftliche Verhältnisse und Interessen.

lich strukturiert ist, das Semiotische zunehmend verworfen (*abject*) werden.[283] Insofern gilt das Semiotische als das andere der symbolischen Ordnung, als es in dieser nicht repräsentiert ist und aus ihr ausgeschlossen bleibt bzw. werden soll. Dennoch ist – so Kristeva – das Semiotische in der Lage, die symbolische Ordnung zu modifizieren, denn es bleiben Reste, „Ladungen und Stasen", wie Kristeva das nennt, die um das Wort herumgewoben die nonverbalen, körperlichen Erfahrungen aufrechterhalten (vgl. Kristeva, 1978, S. 39). Die Wirksamkeit des Semiotischen, dessen Wahrnehmungsmodalitäten mit sinnlich-affektiven Wahrnehmungen und Äußerungen einhergehen (empathisches Gespür, Geruchssinn, etc.) zeigt sich an Einbruchstellen im Symbolischen und wird als subversive Potenz gedacht. Hier verortet Kristeva das revolutionäre Potential der poetischen Sprache und formuliert auf dem Hintergrund dieser Konstellation eine neue Konzeption der Sprache, in der über das gesprochene Wort die Verwerfungen/Abjekte Eingang in den Diskurs finden und ihn verändern können. Indem Kristeva die Bedeutung der präsymbolischen Erfahrungen in das Symbolische einbringt, hält sie die Verbindung zum Mutterkörper und die Erinnerungen an den Körper der Mutter, den ursprünglich weiblichen Körper, der in der männlichen Perspektive der Subjektwerdung verloren ging, aufrecht. Mit Kristeva wird der Mutterkörper aus der Objekthaftigkeit gelöst und als sinnlicher Körper in den Diskurs der Subjektivierung eingeführt.

In der Konsequenz führt eine fehlende Symbolisierung der Beziehung zum Körper der Mutter zu einer Nicht-Tradierung des Weiblichen. Daher gründet unsere Kultur auf einem Muttermord, der an der Schwelle zur symbolischen Ordnung stattfindet.[284] Während die Diskrepanz zwischen den sprachlich codierten Zuweisungen und der Semantik des Körpers von Kristeva über die an das Wort gebundene Semantik in den Diskurs eingebracht wird, stellt Luce Irigaray (1979; 1991) den Körper selbst in Mittelpunkt ihrer Überlegungen.[285] Um die somatische Präsenz des Körpers nicht länger auszublenden oder als Objekt vielfältig zu gestalten und inszenieren, plädiert sie für eine Dialektik zwischen Körper und Diskurs, um die eine Objekt – Subjekt – Hierarchie zu überwinden. Erst ein symbolisches Anerkennungsgeschehen der körperlichen Erfahrungen kann im Übergang vom imaginären in den symbolischen Raum eine Differenzierung der Geschlechter denkbar werden lassen. Um diesen Zusammenhang aufzunehmen, beharrt Irigaray auf einer Verbindung von Sprechen und Lust (dem Erleben der Frau) und richtet dabei ihren Blick auf die Sprache des Körpers selbst, um die sexuelle Diffe-

283 Vgl. hierzu auch FN 81, FN 129 und FN 241

284 Ein geläufiger Vorwurf an Irigaray bezieht sich auf eine bloße Umkehrung traditioneller geschlechtsspezifischer Polaritäten, indem das im patriarchalen Diskurs missachtete oder unterbesetzte und abgewehrte Flüssige, Taktile, Offene, Räumliche als implizit weiblich aufgewertet positiv besetzt werde und eine Oppositionalität gegenüber dem männlich Festen, Eindeutigen erhalten bliebe.

285 Vgl. hierzu auch Kap.II.2.5.

renz des sich im Symbolischen situierten Subjektes neu zu bestimmen. Mit einem Blick auf den leibhaftigen Eigensinn stellt sie sich der absoluten weiblichen Verstummung entgegen und fordert eine Rückgewinnung von Materialität als ein Realwerden im Symbolischen. Sie bezieht sich beispielhaft auf die Sprache der Lippen, die sich berühren, um über den sprechenden Körper den Zusammenhang von Sprache und Körper aufzuzeigen.

Irigaray geht es mit dem Frau-Sprechen darum „dem Weiblichen einen Ort einzuräumen" (Irigaray, 1979, S. 141) und stellt sich die Frage nach der Veränderung, „wenn die Frauen aus zwangsläufig aphasischen Objekten der Konsumtion oder des Austausches auch zu ‚sprechenden Subjekten' – und natürlich nicht nach männlichen oder, exakter, nach dem phallokratischen Modell- würden."(Irigaray, 1979, S. 87). Erst eine Verbindung mit entsprechenden Symbolisierungen und Repräsentationen der eigenen Erfahrungen und des eigenen Fühlens kann einen Weg aus der Verstummung weisen und zu einer mündigen Sprache beitragen.

Vor allem angesichts der weitreichenden Konsequenzen des postmodernen Körperdiskurses, der in dieser Arbeit erst im Laufe der Analysen deutlich hervortrat und nicht ausreichend vertieft wurde, sind diese Zusammenhänge von Bedeutung. Denn der gegenwärtige Körperdiskurs adressiert den weiblichen Körper in ganz besonderer Weise und schafft erneut Strukturen, die dazu verführen die Körpergrenzen zu ignorieren. Der damit verbundene Impetus droht die in dieser Arbeit ausgemachten Leerstellen weiblicher Körperlichkeit unter neoliberalen Verhältnissen mit einer Rhetorik der Machbarkeit zu kaschieren sowie Differenzen erneut auf Geschlechterverhältnisse zu reduzieren und zu biologisieren (vgl. Krüger-Kirn, 2012, S. 240).

IX.4. Der Körper, der Leib und die Utopie

Der Körper ist der Ort, an und mit dem sich jede individuelle Subjektivierung verkörpert und stellt eine notwendige Voraussetzung zur Subjektwerdung dar. Der Körper ist auch der Ort, an dem sich die Frage nach der bisherigen Unverrückbarkeit der symbolischen Ordnung festmacht. Aus Sicht der hier zu Wort gekommenen Frauen geht es auch um Überschreitungen der Grenzen, um Hoffnungen und Möglichkeiten Körperräume zu realisieren, die vom „Semiotisch-vorbewussten" auf ein „Noch-nicht" in einer Realität verweisen und im besten Sinne u-topisch sind (vgl. Bloch, 1985, S. 218). Im Kontext der vorgelegten Untersuchung konnte das Utopische als Sehnsucht nach einer Körperaneignung übersetzt werden, die nicht durch heteronormative Zuschreibungen vorbestimmt und eingeengt wird. In diesem Zusammenhang markieren die Begehrensweisen und Suchbewegungen der Frauen Räume, die dem weibli-

chen Körper einen Ort geben, der in der Sprache der symbolischen Ordnung noch keinen Ort hat. Entlang des psychoanalytischen Konzepts der Abwehr treten uns die Verkörperungen als „Utopie“ entgegen und machen auf Leerstellen in der Repräsentanz weiblicher Körperlichkeit und weiblicher Identitätsentwürfe in unserer Kultur und Sprache aufmerksam. Denn Utopie speist sich psychoanalytisch betrachtet aus den (noch) nicht versprachlichten Erfahrungs- und Bedürfnisbereichen des Unbewussten, die sich u.a. im leiblichen Erleben bemerkbar machen. Das Unbewusste stellt dann nicht nur den Ort abgewehrter Wünsche und Impulse dar, sondern ist als das Nichtidentische gleichsam immer mit thematisiert (Bohleber, 1997). Der Bezug auf das Verdrängte stellt eine Verbindung zu den die Erfahrungen reglementierenden Diskursen her und situiert auch den Wunsch nach Veränderung und Transformation im historischen Kontext der Gegenwart. Daher ist die Gestalt des Utopischen, die sich auf eine bessere Zukunft richtet, mit einer Repräsentanz des weiblichen Körpers in unserer Kultur und auch in den Theorien verbunden, die dann ein ‚jenseits patriarchaler Definitionen‘ in Relation zu den gesellschaftlichen Strukturen (vgl. Maurer, 2012, S. 77) mit einem Ort in der symbolischen Ordnung verbindet. Dies bedeutet, dass die Sprache unserer Kultur auch weibliche Körper- und Erfahrungswirklichkeit repräsentiert und nicht erneut in moderne fortschrittliche Worthülsen kleidet.

Mit der Feststellung, dass es Bedingungen gibt, die das weibliche Leben einschränken und fragmentieren, ist mit den empirischen Befunden umgekehrt die Frage, wie ein nicht eingeschränktes Leben aussehen kann, – gepaart mit dem Bewusstsein der Dezentrierung der eigenen Subjektivität – körperlicher und lustvoller geworden.

Fragmente

An jenen Abbruchkanten gleich messerscharfen Schnitts
Verletzt – dein Selbst
Verletzend für den Andren
Und doch
Im Spiegel des Fragments
Trifft glitzernd und auch heilend
Der Blick des Andren dich
Und rührt dich an
Führt, was zerbrochen, zu einem vielen Ganzen

(Abschiedsgeschenk einer Ausbildungsteilnehmerin)

Literatur

Abraham, Anke: *Der Körper im biographischen Kontext.* Ein wissenssoziologischer Beitrag. 2002, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Abraham, Anke: Körpertechnologien, das Soziale und der Mensch. In: Abraham, Anke; Müller, Beatrice (Hrsg.): *Körperhandeln und Körpererleben. Multidisziplinäre Perspektiven auf ein brisantes Feld.* Bielefeld: transcript, 2010, S. 113-138.

Abraham, Anke: Emanzipatorische Ambivalenzen in den Körperpraxen von Mädchen und Frauen. Plädoyer für ein alternatives Emanzipationsverständnis. In: Birkle, Carmen, u.a. (Hrsg.): *Emanzipation und feministische Politiken. Verwicklungen, Verwandlungen, Verwerfungen.* Königstein/ Ts.: Helmer, 2012, S. 283-300

Aichhorn, Thomas: „Ich lag im Bett. Freud war auch da.". Einige Bemerkungen zum Analysetagebuch der Anna Guggenbühl. In: Koellreuter, Anna (Hrsg.): *„Wie benimmt sich der Prof. Freud eigentlich?" Ein neu entdecktes Tagebuch von 1921 historisch und analytisch kommentiert.* Gießen: Psychosozial-Verlag, 2009, S. 217-236.

Albert, Monika: *Die Abwehr infantiler Mutterphantasien, weiblicher Potenz und Aggressivität im Abtreibungsdiskurs.* Unveröffentlichte Hausarbeit der Phillips-Universität Marburg, 2013.

Alcoff, Linda M.: Phänomenologie, Poststrukturalismus und feministische Theorie. Zum Begriff der Erfahrung. In: Stoller, Silvia; Vetter, Helmuth (Hrsg.): *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz.* Wien: WUV-Universitätsverlag, 1997, S. 227-248.

Amendt, Gerhard: *Die bestrafte Abtreibung.* Argumente zum Tötungsvorwurf. 1. Aufl. 1988, Bremen: Ikaru.

Anzieu, Didier: *Das Haut-Ich.* 1996, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Auhagen-Stephanos, Ute: Frauen mit unerfülltem Kinderwunsch zwischen Psychoanalyse und Reproduktionstechnik. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 2005, Vol. 59, Hf. 1, S. 34-54.

Badinter, Elisabeth: *Die Mutterliebe.* Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. Ungekürzte Aufl. 1985, München: Dt. Taschenbuch-Verlag.

Badinter, Elisabeth: *Der Konflikt.* Die Frau und die Mutter. 2. Aufl. 2010, München: Beck.

Balint, Michael: *Angst, Lust und Regression.* 1959, Stuttgart: Klett-Cotta.

Balint, Michael: *Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse.* 1969, Frankfurt a. M.: Fischer Verlag.

Barkhaus, Anette: Körper und Identität. In: Karoß, Sabine (Hrsg.): *Tanz, Politik, Identität.* Münster [u.a.]: LIT Verlag, 2001, S. 27-51.

Bassin, Donna: Jenseits von ER und SIE. Unterwegs zu einer Versöhnung zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit in der postödipalen Psyche. In: Benjamin, Jessica (Hrsg.): *Unbestimmte Grenzen. Beiträge zur Psychoanalyse der Geschlechter.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1995, S. 93-125.

Bauer, Joachim: *Das Gedächtnis des Körpers.* Wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene steuern. 2002, Frankfurt a. M.: Eichborn.

Bauriedl, Thea: *Auch ohne Couch.* Psychoanalyse als Beziehungstheorie und ihre Anwendungen. 1994, Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse.

Beatie, Thomas: Labor of Love.Is society ready for this pregnant husband?. In: The Advocate, 2008, Vol. April 8, S. 24.

Beck-Gernsheim, Elisabeth: *Die Kinderfrage.* Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit. Orig.- Aufl. 1988, München: Beck.

Beck-Gernsheim, Elisabeth: *Die Kinderfrage heute.* Über Frauenleben, Geburtenrückgang und Kinderwunsch. 2006, München: Beck.

Becker, Ruth; Kortendiek, Beate: *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung.* Theorie, Methoden, Empirie. 2. Aufl. 2008, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

(GWV).
Becker-Schmidt, Regina: Das Problem einer feministischen Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften. In: Feministische Studien, 1985, Vol. 4, Hf. 2, S. 93-104.
Becker-Schmidt, Regina: *Thesen zu de Lauretis.* Unveröffentlichtes Diskussionspapier der Tagung „Feminismus und Psychoanalyse“ in Leipzig. 2008,
Beckmann, Pia: *Schwangerschaftsabbruch als sprachliches Problem.* Eine linguistische Textanalyse ausgewählter Gesetzentwürfe zur Reform des § 218 StGB, Universität Würzburg, 2001, 2004.
Beland, Hermann: Innen, Außen, Zwischen. In: Frankfurter Rundschau, 04.11.2003,
Benjamin, Jessica: *Die Fesseln der Liebe.* Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. 2. Aufl. 1990, Basel [u.a.]: Stroemfeld/Roter Stern.
Benhabib, Seyla (Hrsg.): *Der Streit um die Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart.* Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag, 1993
Benjamin, Jessica: *Der Schatten des Anderen.* Intersubjektivität, Gender, Psychoanalyse. 2002, Frankfurt a. M. [u.a.]: Stroemfeld/ Nexus.
Benjamin, Jessica: Das moralische Dritte als Ausweg aus der Täter-Opfer-Beziehung. Wirkung, Initiative und Verantwortung. In: Springer, Anne (Hrsg.): *Macht und Ohnmacht.* Gießen: Psychosozial-Verlag, 2005, S. 417-439.
Benz, Andreas: Der Gebärneid der Männer. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 1984, Vol. 38, Hf. 4, S. 307-328.
Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit.* Eine Theorie der Wissenssoziologie. Abdruck d. 5. Aufl. 1980, Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
Bergman, Anni: On the development of female identity.Issues of mother-daughter interaction during the separation-indivduation process. In: Psychoanalytic Inquiry, 1987, Hf. 7, S. 381-396.
Bergmann, Maria V.: Rollenumkehr, verspätete Ehe und Mutterschaft. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 1991, Vol. 45, Hf. 1, S. 17-37.
Bergmann-Mausfeld, Gisela: Pathologische Passung. Mentalisierung und negative therapeutische Reaktion. In: Forum der Psychoanalyse, 2006, Vol. 22, Hf. 3, S. 249-267.
Berkel, Irene: *Postsexualität.* Zur Transformation des Begehrens. 2009, Gießen: Psychosozial-Verlag.
Bernstein, Doris: Weibliche genitale Ängste und Konflikte und die typischen Formen ihrer Bewältigung. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 1993, Vol. 47, Hf. 6, S. 530-559.
Besch-Cornelius, Julia: *Psychoanalyse und Mutterschaft.* Gedanken zum Problem der Analytikerin-Mutter und der Mutter als Analytikerin. 1987, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
Bilger, Andreas: Bin ich gegenwärtig? Die „neuen Leiden“ der Psychoanalytiker im soziokulturellen Raum. In: Schlesinger-Kipp, Gertraud (Hrsg.): *Die „neuen Leiden der Seele“. Das (Un-)Behagen in der Kultur. Arbeitstagung der DPV, Bad Homburg, 21. bis 24. November 2007.* Frankfurt a. M.: Geber + Reusch, 2008, S. 373-390.
Bloch, Ernst: *Das Prinzip Hoffnung.* Werkausgabe. In 5 Teilen. 1985, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Bohleber, Werner: Identität und Selbst. Die Bedeutung der Entwicklungsforschung für die psychoanalytische Theorie des Selbst. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 1992, Vol. 46, Hf. 4, S. 336-365.
Bohleber, Werner: *Adoleszenz und Identität.* 1996, Stuttgart: Verl. Internat. Psychoanalyse.
Bohleber, Werner: Zur Bedeutung der neueren Säuglingsforschung für die psychoanalytische Theorie der Identität. In: Keupp, Heiner; Höfer, Renate (Hrsg.): *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp,

1997, S. 93-119.
Bohleber, Werner: Identität. In: Mertens, Wolfgang; Waldvogel, Bruno (Hrsg.): *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe.* Stuttgart: Verlag Kohlhammer, 2008, S. 336-341.
Böhme, Gernot: *Leibsein als Aufgabe.* Leibphilisophie in pragmatischer Hinsicht. 2003, Zug/Schweiz: Verlag Die Graue Edition.
Bollas, Christopher: *Der Schatten des Objekts.* Das ungedachte Bekannte. Zur Psychoanalyse der frühen Entwicklung. 1997, Stuttgart: Klett-Cotta.
Bollas, Christopher: *Genese der Persönlichkeit.* Psychoanalyse und Selbsterfahrung. 2000, Stuttgart: Klett-Cotta.
Borkenhagen, Ada: Zum Wandel weiblicher Körperinszenierungen. In: *Psychoanalyse. Texte zur Sozialforschung*, 2000, Vol. 4, S. 5-16.
Bourdieu, Pierre: *Die feinen Unterschiede.* Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 1987, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Bourdieu, Pierre: *Sozialer Sinn.* Kritik der theoretischen Vernunft. 1993, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Bourdieu, Pierre; Accardo, Alain: *Das Elend der Welt.* Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. 1997, Konstanz: UVK, Univ.-Verl. Konstanz.
Bourdieu, Pierre; Russer, Achim: *Meditationen.* Zur Kritik der scholastischen Vernunft. 1. Aufl. 2001, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Bourdieu, Pierre: *Die männliche Herrschaft.* 2005, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Bowlby, John: *Mütterliche Zuwendung und geistige Gesundheit.* 1973, München: Kindler.
Bowlby, John: *Bindung.* Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung. 1975, München: Kindler.
Bröckling, Ulrich: *Das unternehmerische Selbst.* Soziologie einer Subjektivierungsform. 2007, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Brückner, Margrit; Wülffing, Gisela: *Die sichtbare Frau.* Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume. 1 Aufl. 1994, Freiburg: Kore.
Brunner, Markus: „Körper im Schmerz". Zur Körperpolitik der Performancekunst von Stelarc und Valie Export. In: Villa. Paula-Irene (Hrsg.): *Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst.* Bielefeld: transcript, 2008, S. 21-41.
Bublitz, Hannelore: Sehen und Gesehenwerden. Auf dem Laufsteg der Gesellschaft. Sozial- und Selbsttechnologien des Körpers. In: Gugutzer, Robert (Hrsg.): *Body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports.* Bielefeld: transcript, 2006, S. 341-362.
Bublitz, Hannelore: Judith Butler. In: Kammler, Clemens; Parr, Rolf; Schneider, Ulrich Johannes (Hrsg.): *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung.* Stuttgart [u.a.]: Metzler, 2008, S. 195-197.
Buchholz, Michael B.: Worte hören, Bilder sehen. Seelische Bewegung und ihre Metaphern. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 2008, Vol. 62, Hf. 6, S. 552-580.
Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter.* 2. [Nachdr.] Aufl. 1991, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Butler, Judith: Kontingente Grundlagen. Der Feminismus und die Frage der Postmoderne. In: Benhabib, Seyla (Hrsg.): *Der Streit um die Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart.* Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag, 1993, S. 31-58.
Butler, Judith: *Körper von Gewicht.* Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. 1995, Berlin: Berlin Verlag.
Butler, Judith: Geschlechtsideologie und phänomenologische Beschreibung. Eine feministische Kritik an Merleau-Pontys Phänomenologie der Wahrnehmung. In: Stoller, Silvia; Vetter, Helmut (Hrsg.): *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz.* Wien: WUV-Universitätsverlag, 1997, S. 166-186.
Butler, Judith: *Psyche der Macht.* Das Subjekt der Unterwerfung. 2001a, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Butler, Judith: *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen.* 2009, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Chasseguet-Smirgel, Janine: *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität.* 1964, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Chasseguet-Smirgel, Janine: Bemerkungen zu Mutterkonflikt, Weiblichkeit und Realitätszerstörung. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 1975, Vol. 29, Hf. 9, S. 805-812.
Chasseguet-Smirgel, Janine: *Kunst und schöpferische Persönlichkeit.* Anwendungen der Psychoanalyse auf den außertherapeutischen Bereich. 1988, München [u.a.]: Verlag Internationale Psychoanalyse.
Chiland, Colette: Weibliche Sexualität und feminine Identität. In: Kopeinig, Martin (Hrsg.): *Die Frau in der Psychoanalyse.* Wien: Facultas-WUV, 2007, S. 61-83.
Chodorow, Nancy: *Das Erbe der Mütter.* Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. 1985, München: Frauenoffensive.
Chodorow, Nancy: Gender as a personal and cultural construction. In: Signs. A Journal of Women in Culture and Society, 1995, Vol. 20, Hf. 5, S. 516-544.
Chodorow, Nancy: *Die Macht der Gefühle.* Subjekt und Bedeutung in Psychoanalyse, Geschlecht und Kultur. 2001, Stuttgart [u.a.]: Kohlhammer.
Christian-Widmaier, Petra: Aggression in Frau-Frau-Analysen. In: Forum der Psychoanalyse, 2000, Vol. 16, S. 231-276.
Ciompi, Luc: *Affektlogik.* Über die Struktur der Psyche und ihre Entwicklung. Ein Beitrag zur Schizophrenieforschung. 1982, Stuttgart: Klett-Cotta.
Ciompi, Luc: *Die emotionalen Grundlagen des Denkens.* Entwurf einer fraktalen Affektlogik. 1997, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
Cixous, Hélène: *Weiblichkeit in der Schrift.* 1980, Berlin: Merve Verlag.
Clement, Ulrich: Männliche Potenz. Ein Definitionsversuch. In: Richter-Appelt, Hertha; Hill, Andreas (Hrsg.): *Geschlecht zwischen Spiel und Zwang.* Gießen: Psychosozial-Verlag, 2004, S. 227-236.
Connell, Robert W.; Stahl, Christian; Müller, Ursula: *Der gemachte Mann.* Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. 2. Aufl. 2000, Opladen: Leske + Budrich.
Copjec, Joan: *Lies mein Begehren.* Lacan gegen die Historisten. 2004, München: Kirchheim.
Damasio, Antonio R.: *Descartes´ Irrtum.* Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. 3. Aufl. 1997, München: List.
Damasio, Antonio R.: *Ich fühle, also bin ich.* Die Entschlüsselung des Bewusstseins. 2. Aufl. 2000, München: List.
David-Ménard, Monique: Körper der Lust. Ein Gespräch mit Monique David-Ménard. In: Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie, 1994, Vol. 5, Hf. 10, S. 85-94.
David-Ménard, Monique: *Konstruktionen des Allgemeinen.* Psychoanalyse, Philosophie. 1999, Wien: Turia + Kant.
de Beauvoir, Simone: *Das andere Geschlecht.* Sitte und Sexus der Frau. 1968, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
de Clerck, Rotraut: Der zudringliche Blick. Sexualität und Körper. Subjektvorstellungen bei Sigmund Freud und Lucian Freud. In: Soldt, Philipp (Hrsg.): *Ästhetische Erfahrungen. Neue Wege zur Psychoanalyse künstlerischer Prozesse.* Gießen: Psychosozial-Verlag, 2007, S. 97-128.
de Lauretis, Teresa: Die Technologie des Geschlechts. In: Scheich, Elvira (Hrsg.): *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie.* Hamburg: Hamburger Ed., 1996, S. S. 57-93.
de Lauretis, Teresa: *Die andere Szene.* Psychoanalyse und lesbische Sexualität. 1999, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Deleuze, Gilles: *Foucault.* 1. Aufl. 2006, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Deutsch, Helene: *Psychoanalyse weiblicher Sexualfunktionen.* 1925, Leipzig [u.a.]: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.
Deutsch, Helene: Der feminine Masochismus und seine Beziehung zur Frigidität. In: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, 1930, Vol. 16, S. 172-184.
Deutsch, Helene: Über die weibliche Homosexualität. In: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, 1932, Vol. 18, S. 219-241.
Deutsch, Helene: Über einen Typus der Pseudoaffektivität („Als ob"). In: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse und Imago, 1934, Vol. 20, Hf. 1, S. 323-335.
Devereux, Georges: *Baubo.* Die mythische Vulva. 1981, Frankfurt a. M.: Syndikat.
Dinnerstein, Dorothy: *Das Arrangement der Geschlechter.* 1979, Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.
Distelhorst, Lars: *Judith Butler.* 1. Aufl. 2009, München: Fink.
Döge, Peter; Meuser, Michael: *Männlichkeit und soziale Ordnung.* neuere Beiträge zur Geschlechterforschung. 2001, Opladen: Leske + Budrich.
Dölling, Irene: „Geschlechter-Wissen". Ein nützlicher Begriff für die 'verstehende' Analyse von Vergeschlechtlichungsprozessen?. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, 2005, Vol. 23, Hf. 1/2, S. 44-62.
Dolto, Françoise: *Das unbewußte Bild des Körpers.* 1987, Weinheim/Berlin: Quadriga-Verlag.
Dornes, Martin: *Der kompetente Säugling.* Die präverbale Entwicklung des Menschen. 1993, Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
Dornes, Martin: Gedanken zur frühen Entwicklung und ihre Bedeutung für die Neurosenpsychologie. In: Forum der Psychoanalyse, 1995, Vol. 11, S. 27-49.
Dornes, Martin: *Die emotionale Welt des Kindes.* 2000, Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
Douglas, Mary: *Reinheit und Gefährdung.* Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. 1966, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Douglas, Mary: *Ritual, Tabu und Körpersymbolik.* Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur. 1974, Frankfurt a. M.: Fischer Verlag.
Dreyfus, L. Hubert; Rabinow, Paul: *Foucault Michel.* Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. 2. Aufl. 1994, Weinheim: Beltz.
Duden, Barbara: *Geschichte unter der Haut.* Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730. 1987, Stuttgart: Klett-Cotta.
Duden, Barbara: *Der Frauenleib als öffentlicher Ort.* Vom Missbrauch des Begriffs Leben. 1991, Hamburg [u.a.]: Luchterhand-Literaturverlag.
Duden, Barbara: Die Frau ohne Unterleib. Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument. In: Feministische Studien, 1993, Vol. 11, Hf. 2, S. 24-33.
Duden, Barbara: Entkörperungen in der Moderne. Zur Genese des diagnostischen (Frauen-) Körpers zwischen Nachkrieg und heute. In: Kuhlmann, Ellen; Kollek, Regine (Hrsg.): *Konfigurationen des Menschen. Biowissenschaften als Arena der Geschlechterpolitik.* Opladen: Leske + Budrich, 2002a, S. 121-133.
Duden, Barbara: *Die Gene im Kopf – der Fötus im Bauch.* historisches zum Frauenkörper. Erstausg Aufl. 2002b, Hannover: Offizin.
Duden, Barbara: „Frauen-'Körper". Erfahrung und Diskurs (1970-2004). In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie.* Wiesbaden: VS Sozialwissenschaften, 2004, S. 504-518.
Duden, Barbara: Geschichte unter der Haut. In: Hark, Sabine (Hrsg.): *Dis/Kontinuitäten. Feministische Theorie.* Opladen: Leske + Budrich, 2007, S. 39-54.
Eckart, Christel: Töchter in der „vaterlosen Gesellschaft". Das Vorbild des Vaters als Sackgasse zur Autonomie. In: Hagemann-White, Carol; Rerrich, Maria (Hrsg.): *Frauen-*

Männer-Bilder. Frankfurt a.M. [u.a.]: 1985, S. 170-192.
Ehrenberg, Alain: *Das erschöpfte Selbst.* Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. 2008, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Eicke-Spengler, Martha: Über Schuld- und Schamgefühle bei Frauen. In: Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis, 1988, Vol. 3, S. 77-93.
Eliacheff, Caroline, Heinrich, Nathalie: *Mütter und Töchter.* Ein Dreiecksverhältnis. 2004, Düsseldorf, Zürich: Patmos Verlag.
Ellman, Stephen J.: *When theories touch.* A historical and theoretical integration of psychoanalytic thought. 2010, London: Karnac Books.
Engel, Antke: *Wider die Eindeutigkeit.* Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. 2002, Frankfurt a. M. [u.a.]: Campus-Verlag.
Erdheim, Mario: *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit.* Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozeß. 1982, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Erikson, Erik H.: *Jugend und Krise.* Die Psychodynamik im sozialen Wandel. 1968, Stuttgart: Klett-Cotta.
Erikson, Erik H.: *Identität und Lebenszyklus.* Drei Aufsätze. 2. Aufl. 1973, Zürich: Buchclub Ex Libris.
Ettl, Thomas: Die neuen Leiden der Seele. Der Körper. In: Schlesinger-Kipp, Gertraud (Hrsg.): *„Die neuen Leiden der Seele". Das (Un-)Behagen in der Kultur.* Mannheim: DPV, 2008, S. 31-46.
Evans, Dylan: *Wörterbuch der Lacanschen Psychoanalyse.* 2002, Wien: Turia + Kant.
Fairbairn, William R. D.: Schizoide Persönlichkeitsfaktoren. In: Fairbairn, William R. D. (Hrsg.): *Das Selbst und die inneren Objektbeziehungen.* Gießen: Psychosozial-Verlag, 2000, S. 31-57.
Fairbairn, William R. D.: *Das Selbst und die inneren Objektbeziehungen.* Eine psychoanalytische Objektbeziehungstheorie. 2000, Gießen: Psychosozial-Verlag.
Fast, Irene: *Von der Einheit zur Differenz.* Psychoanalyse der Geschlechtsidentität. 1991, Berlin [u.a.]: Springer.
Faure-Pragier, Sylvie: Der Kinderwunsch als Penisersatz. Eine sterile Theorie der Weiblichkeit. In: Heenen-Wolff, Susann (Hrsg.): *Neues vom Weib. Französische Beiträge.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2000, S. 29-51.
Ferenczi, Sándor: Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind. In: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse und Imago, 1933, Vol. 19, Hf. 1/2, S. 5-15.
Firestone, Shulamith: *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution.* 1975, Frankfurt a.M: Fischer.
Fischer-Homberger, Esther: *Krankheit Frau.* Zur Geschichte der Einbildungen. 2. Aufl. 1988, Darmstadt: Luchterhand.
Fisher, Linda: Phänomenologie und Feminismus. In: Stoller, Silvia; Vetter, Helmuth (Hrsg.): *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz.* Wien: WUV-Universitätsverlag, 1997, S. 20-46.
Flaake, Karin: Ein Körper für sich allein. Sexuelle Entwicklungen und körperliche Weiblichkeit in der Mutter-Tochter-Beziehung. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 1992, Vol. 46, Hf. 7, S. 642-652.
Flaake, Karin: *Weibliche Adoleszenz.* Zur Sozialisation junger Frauen. unveränd. Nachdr. d. 4. Aufl. 1998a, Weinheim [u.a.]: Beltz.
Flaake, Karin; John, Claudia: Räume zur Aneignung des Körpers. Zur Bedeutung von Mädchenfreundschaften in der Adoleszenz. In: Flaake, Karin (Hrsg.): *Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen.* Weinheim [u.a.]: Beltz, 1998b, S. 199-212.
Flaake, Karin: *Körper, Sexualität und Geschlecht.* Studien zur Adoleszenz junger Frauen. 2001, Gießen: Psychosozial-Verlag.
Fliegel, Zenia Odes: Die Entwicklung der Frau in der analytischen Theorie. Sechs Jahrzehnte Kontroversen. In: Alpert, Judith (Hrsg.): *Psychoanalyse der Frau jenseits von Freud.* Ber-

lin: Springer, 1992, S. 11-40.
Fonagy, Peter; Gergely, György; Jurist, Elliot L.; Target, Mary: *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst.* 2002, Stuttgart: Klett-Cotta.
Fonagy, Peter; Target, Mary: *Frühe Bindung und psychische Entwicklung.* Beiträge aus Psychoanalyse und Bindungsforschung. 2003, Gießen: Psychosozial-Verlag.
Fonagy, Peter; Target, Mary: *Psychoanalyse und die Psychopathologie der Entwicklung.* 2003a, Stuttgart: Klett-Cotta.
Foucault, Michel: *Wahnsinn und Gesellschaft.* Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. 1973, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Foucault, Michel: Nietzsche, die Genealogie, die Historie. In: Foucault, Michel (Hrsg.): *Von der Subversion des Wissens.* 1974, Frankfurt a. M.: Suhrkamp
Foucault, Michel: *Überwachen und Strafen.* Die Geburt des Gefängnisses. 1976, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Foucault, Michel: *Sexualität und Wahrheit.* Der Wille zum Wissen. 1977, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Foucault, Michel: *Freiheit und Selbstsorge.* Interview 1984 und Vorlesung 1982. 1984, Frankfurt a. M.: Materialis-Verlag.
Foucault, Michel: *Der Gebrauch der Lüste.* Sexualität und Wahrheit 2. 3. Aufl. 1993a, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Foucault, Michel: Technologien des Selbst. In: Martin, H. Luther; Foucault, Michel (Hrsg.): *Technologien des Selbst.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1993b, S. 24-62.
Foucault, Michel: Das Subjekt und die Macht. Warum ich die Macht untersuche. Die Frage des Subjekts. In: Dreyfus, Hubert L.; Rabinow, Paul (Hrsg.): *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik.* Weinheim: Beltz, 1994, S. 243-250.
Foucault, Michel: Die Gouvernementalität. In: Bröckling, Ulrich (Hrsg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2000, S. 41-67.
Fraisl, Bettina: *Körper und Text.* (De-)Konstruktionen von Weiblichkeit und Leiblichkeit bei Mela Hartwig. 2002, Wien: Passagen Verlag.
Franke, Alexa; Kämmerer, Annette: *Klinische Psychologie der Frau.* Ein Lehrbuch. 2001, Göttingen [u.a.]: Hogrefe, Verlag für Psychologie.
Freud, Sigmund: *Die Traumdeutung.* 4 Aufl. 1900a, Frankfurt a. M.: Fischer Verlag.
Freud, Sigmund: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. *GW 5.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1905d, S. S. 27-145.
Freud, Sigmund: Bruchstücke einer Hysterieanalyse. *GW 5.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1905e, S. 161-286.
Freud, Sigmund: Über „wilde" Psychoanalyse. *GW 8.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1910j, S. 117-125.
Freud, Sigmund: Triebe und Triebschicksale. *GW 10.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1915c, S. 210-232.
Freud, Sigmund: Die Verdrängung. *GW 10.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1915d
Freud, Sigmund: Das Unbewußte. *GW 10.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1915e, S. 264-303.
Freud, Sigmund: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. *GW 11.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1916/1917a,
Freud, Sigmund: Trauer und Melancholie. *GW 10.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1916/17g, S. 428-446.
Freud, Sigmund: Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse. *GW 7.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1917a, S. 3-12.
Freud, Sigmund: Das Tabu der Virginität. Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens III. Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre, Vierte Folge.*GW 12.* 1918a, S. 159-180.

Freud, Sigmund: Das Unheimliche. *GW 12.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1919h, S. 229-268.
Freud, Sigmund: Jenseits des Lustprinzips. In: Freud, Sigmund (Hrsg.): *GW 13.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1920g, S. 1-70.
Freud, Sigmund: Massenpsychologie und Ich-Analyse. *GW 13.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1921c, S. 71-161.
Freud, Sigmund: Das Ich und das Es. *GW 13.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1923b, S. 235-289.
Freud, Sigmund: Die Verneinung. *GW 14.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1925h, S. 9-15.
Freud, Sigmund: Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds. *GW 14.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1925j, S. 19-30.
Freud, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur. *GW 14.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1930a, S. 419-506.
Freud, Sigmund: Über die weibliche Sexualität. *GW 14.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1931b, S. 517-537.
Freud, Sigmund: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. In: Freud, Sigmund (Hrsg.): *GW 15.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1933a, S. 119-145.
Freud, Sigmund: Die endliche und die unendliche Analyse. *GW 16.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1937c, S. 57-99.
Freud, Sigmund: Abriß der Psychoanalyse. *GW 17.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1940a, S. 74-138.
Freud, Sigmund: *Briefe an Wilhelm Fliess.* 1887-1904. 1986, Frankfurt a. M.: Fischer Verlag.
Friebertshäuser, Barbara: Initiationsriten und ihre Bedeutung für männliche und weibliche Statuspassagen. In: Feministische Studien, 1995, Hf. 1, S. 56-69.
Fröhlich, Volker; Göppel Rolf,: *Paradoxien des Ich.* Beiträge zu einer subjektorientierten Pädagogik. Festschrift für Günther Bittner zum 60. Geburtstag. 1997, Würzburg: Königshausen & Neumann.
Früh, Friedel: Die sexuelle Brust. Ein Beitrag zu einem psychoanalytischen Verständnis der weiblichen Sexualität. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 2003, Vol. 57, Hf. 5, S. 385-402.
Gambaroff, Marina: *Utopie der Treue.* 1984, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
Gast, Lilli: Der Körper auf den Spuren des Subjekts. In: Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie, 1994, Vol. 5, Hf. 10, S. 27-49.
Gast, Lilli: Reflexe des Zeitgeistes und Metamorphosen der Magersucht. Psychoanalytische Überlegungen zur Relation von Körper und Subjekt. In: Psychosozial, 1998, Vol. 72, Hf. 2, S. 89-98.
Geuter, Ulfried; Schrauth, Norbert: Emotionen und Emotionsabwehr als Körperprozess. In: Psychotherapie Forum, 2001, Hf. 9, S. 4-19.
Gilligan, Carol: *Die andere Stimme.* Lebenskonflikte und Moral der Frau. 1984, München: Piper.
Gödde, Günter: *Traditionslinien des „Unbewußten".* Schopenhauer – Nietzsche – Freud. Überarb. Neuaufl. der Ausg. von 1999 (Ed. diskord) Aufl. 2009, Gießen: Psychosozial-Verlag.
Godfrind, Jacqueline: Die weibliche Homosexualtität in der analytischen Kur. In: Heenen-Wolff, Susann (Hrsg.): *Neues vom Weib. Französische Beiträge.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2000, S. 53-83.
Goffman, Erving: *Interaktion und Geschlecht.* 1985, Frankfurt a. M.: Campus-Verlag.
Gugutzer, Robert: Der Körper als Identitätsmedium: Eßstörungen. In: Schroer, Markus (Hrsg.): *Soziologie des Körpers.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2005, S. S. 323-350.
Gugutzer, Robert: Leibliches Verstehen. Zur sozialen Relevanz des Spürens. In: Rehberg, Karl-Segbert (Hrsg.): *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede.* Frankfurt a. M.

[u.a.]: Campus-Verlag, 2006a, S. 4536-4546.
Guinard, Florence: Mütterlich oder weiblich? Der „gewachsene Fels“ als Wächter über das Inzesttabu mit der Mutter. In: Heenen-Wolff, Susann (Hrsg.): *Neues vom Weib. Französische Beiträge.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2000, S. 9-29.
Gutjahr, Ortrud: Zur weiblichen Doppelexistenz im Kontext herrschender Bilder und in der Antizipation von deren Überwindungen. In: Wende, Waltraud (Hrsg.): *Nora verlässt ihr Puppenheim. Autorinnen des 20. Jahrhunderts und ihr Beitrag zur ästhetischen Innovation. Dokumentation eines Symposiums, 2. und 3. Dezember 1999.* Stuttgart [u.a.]: Metzler, 2000, S. 35-65.
Hagemann-White, Carol: *Frauenbewegung und Psychoanalyse.* 1. Aufl. 1979, Basel [u.a.]: Stroemfeld [u.a.].
Halberstadt-Freud, Hendrika: Die symbiotische Illusion in der Mutter-Tochter-Beziehung. In: Psychoanalytisches Seminar Zürich (Hg.): *Bei Licht betrachtet wird es finster. Frauensichten.* Frankfurt a. M.: Athenäum, 1987, S. 139-165.
Halberstadt-Freud, Hendrika C.: *Elektra versus Ödipus.* Das Drama der Mutter-Tochter-Beziehung. 2000, Stuttgart: Klett-Cotta.
Hark, Sabine (Hrsg.): *Dis/Kontinuitäten. Feministische Theorie.* Opladen: Leske + Budrich, 2007
Haubl, Rolf: Neue moderne Leiden. In: Schlesinger-Kipp, Gertraud (Hrsg.): *Die neuen Leiden der Seele. Das (Un-)Behagen in der Kultur.* Mannheim: Congress-Organisation Geber + Reusch, 2008, S. 17-30.
Hauskeller, Christine: *Das paradoxe Subjekt.* Unterwerfung und Widerstand bei Judith Butler und Michel Foucault. 2000, Tübingen: Edition diskord.
Heenen-Wolff, Susann: *Neues vom Weib.* Französische Beiträge. 2000, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
Heenen-Wolff, Susann: Die Geschwisterbeziehung. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse, 2007, Vol. 61, Hf. 6, S. 541-559.
Hegener, Wolfgang: Die Ur-Verführung und das verlorene Objekt. Zum Modell der Einschreibung des Triebs in der Theorie Freuds. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse, 2002, Vol. 56, Hf. 8, S. 721-755.
Hegener, Wolfgang: Die Ambivalenz des Ursprungs. Diesseits und jenseits von Geschlechterdifferenz und Sexualität. In: Berkel, Irene (Hrsg.): *Postsexualität. Zur Transformation des Begehrens.* Gießen: Psychosozial-Verlag, 2009, S. 129-147.
Heidegger, Martin: *Unterwegs zur Sprache.* 3. unveränderte Auflage Aufl. 1959, Pfullingen: Neske.
Heigl-Evers, Annelise; Weidenhammer, Brigitte: *Der Körper als Bedeutungslandschaft.* Die unbewusste Organisation der weiblichen Geschlechtsidentität. 1. Aufl. 1988, Bern [u.a.]: Huber.
Heising, Gerd: *Zur Attraktivität des 'bösen Objekts'.* Anwendungen der Objektbeziehungstheorie in der Gießener Schule. 2002, Gießen: Psychosozial-Verlag.
Heisterkamp, Günter: *Heilsame Berührungen.* Praxis leibfundierter analytischer Psychotherapie. 1993, München: Pfeiffer.
Heisterkamp, Günter: *Basales Verstehen.* Handlungsdialoge in Psychotherapie und Psychoanalyse. 2001, Stuttgart: Klett-Cotta.
Helfferich, Cornelia: Die Austreibung des Patriarchats unter der Haut. Feministische Körperkonzepte und Aneignungsstrategien. In: Brückner, Margrit; Wülffing, Gisela (Hrsg.): *Die sichtbare Frau. Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume.* Freiburg i. Breisgau: Kore, 1994, S. 118-148.
Herwartz-Emden, Leonie: Kindheit, Erziehung und Geschlechterbilder in interkultureller Perspektive. In: Breitenbach, Eva (Hrsg.): *Geschlechterforschung als Kritik. Zum 60. Geburtstag von Carol Hagemann-White.* Bielefeld: Kleine, 2002, S. 119-137.

Hettlage-Varjas, Andrea; Kurz, Christina: Von der Schwierigkeit, Frau zu werden und Frau zu bleiben. Zur Problematik weiblicher Identität in den Wechseljahren. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 1995, Vol. 49, Hf. 9/10, S. 903-937.
Hirsch, Mathias; Berger, Margarete: *Der eigene Körper als Objekt.* Zur Psychodynamik selbstdestruktiven Körperagierens. 1989, Gießen: Psychosozial-Verlag.
Hirschauer, Stefan: Wie sind Frauen, wie sind Männer? Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem. In: Eifert, Christine (Hrsg.): *Was sind Männer? Was sind Frauen? Geschlechterkonstruktionen im Wandel.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1996, S. 240-256.
Hirschauer, Stefan: Körper macht Wissen. Für eine Somatisierung des Wissensbegriffs. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hrsg.): *Die Natur der Gesellschaft.* Frankfurt a. M. [u.a.]: Campus-Verlag, 2008, S. 974-983.
Hof, Renate: Einleitung. Geschlechterverhältnis und Geschlechterforschung. Kontroversen und Perspektiven. In: Bußmann, Hadumod; Hof, Renate (Hrsg.): *Genus. Geschlechterforschung. Gender Studies in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Ein Handbuch.* Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 2005, S. 3-41.
Höhn, Charlotte; Ette, Andreas; Ruckdeschel, Kerstin: *Kinderwünsche in Deutschland.* Konsequenzen für eine nachhaltige Familienpolitik. 2006, Stuttgart: Robert Bosch Stiftung.
Hölling, Heike; Schlack, Robert: Essstörungen im Kindes- und Jugendalter. Erste Ergebnisse aus dem Kinder- und Jugendgesundheitssurvey (KiGGS). In: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz, 2007, Hf. 5/6,
Horney, Karen: *Die Psychologie der Frau.* 1977a, München: Kindler.
Horney, Karen: Zur Genese des weiblichen Kastrationskomplexes. In: Horney, Karen (Hrsg.): *Die Psychologie der Frau.* Frankfurt a. M.: Fischer, 1977b, S. 11-33.
Horney, Karen: Flucht aus der Weiblichkeit. Der Männlichkeitskomplex der Frau im Spiegel männlicher und weiblicher Betrachtung. *Die Psychologie der Frau.* Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1977c, S. 34-56.
Hühn, Cornelia: „Nötigung zur Mutterschaft?“. Auswirkungen von Abtreibungsstigmatisierungen. In: Bleyer-Rex, Iris (Hrsg.): *'Unter anderen Umständen.' Mutter werden in dieser Gesellschaft. Dokumentation der Fachtagung in Bremen. September 1996. Bremische Zentralstelle für die Verwirklichung der Gleichberechtigung der Frau (ZGF).* 1997,
Irigaray, Luce: *Speculum.* Spiegel des anderen Geschlechts. 1974, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Irigaray, Luce: *Das Geschlecht, das nicht eins ist.* 1979, Berlin: Merve Verlag.
Irigaray, Luce: *Ethik der sexuellen Differenz.* 1991, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Jacobson, Edith: Wege der weiblichen Über-Ich-Bildung. In: Mitscherlich, Margarete (Hrsg.): *Psychoanalytische Diskurse. 50 Jahre PSYCHE.* Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse, 1996, S. 58-70.
Jagenow, Angela; Mittag, Oskar: Weiblicher Kinderwunsch und Sexualität. In: Psychosozial, 1984, Vol. 21, Hf. 7, S. 7-26.
Jäger, Ulle: *Der Körper, der Leib und die Soziologie.* Entwurf einer Theorie der Inkorporierung. 2004, Königstein/ Ts.: Helmer.
Janus, Ludwig: *Wie die Seele entsteht.* Unser psychisches Leben vor, während und nach der Geburt. 2., überarb. und erw. Aufl. 2011, Heidelberg: Mattes.
Jarka, Marianne: Zur Bedeutung des Körpererlebens für den weiblichen Kinderwunsch, Schwangerschaft, Geburt und die Zeit nach der Entbindung. In: Brähler, Elmar; Richter-Appelt, Hertha (Hrsg.): *Körpererleben. Ein subjektiver Ausdruck von Leib und Seele. Beiträge zur psychosomatischen Medizin.* Berlin [u.a.]: Springer, 1986, S. 161-180.
Kadi, Ulrike: Unbewusst. Unsinn. Schwerpunkteinleitung. In: Journal Phänomenologie, 2006, Hf. 26, S. 4-9.
Kaiser, Monika: Madonna und die Zukunft? Zur Langlebigkeit des mütterlichen Idealbildes in den visuellen Medien. In: Frauen Kunst Wissenschaft – Zeitschrift für feministische Kunst, Kunstwissenschaft und Kulturarbeit, 2004, Vol. 14, Hf. 3

Kestenberg, Judith S.: On the development of maternal feelings in early childhood. In: Psychoanalytical Study of Child, 1956, Hf. 11, S. 257-291.
Kestenberg, Judith S.: Parenthood as a development phase. In: Journal of the American Psychoanalytic Association, 1975, Hf. 24, S. 213-251.
Kestenberg, Judith S.: Der komplexe Charakter weiblicher Identität. Betrachtungen zum Entwicklungsverlauf. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 1988, Vol. 42, Hf. 4, S. 349-364.
King, Vera: Anna, Irma und Dora. Der Schlüssel zu den Müttern im Schöpfungsprozess der Psychoanalyse. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 1995, Vol. 49, Hf. 9/10, S. 838-866.
King, Vera: Halbierte Schöpfungen. Die Hysterie und die Aneignung des genitalen Innenraums: Urszenenphantasien in der Adoleszenz. In: Seidler, Günter H.; Bölle, Martin (Hrsg.): *Hysterie heute. Metamorphosen eines Paradiesvogels.* Stuttgart: Enke, 1996, S. 144-165
King, Vera: *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz.* Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften. 2002, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
King, Vera: Adoleszenz und Depression. Intergenerationale Dynamiken. In: Kinderanalyse. Zeitschrift für Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters, 2006, Vol. 14, Hf. 3, S. 213-243.
Klein, Melanie: *Die Psychoanalyse des Kindes.* 1987, Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
Klein, Melanie: *Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge zur Psychoanalyse.* 6. Aufl. 1997, Stuttgart: Klett-Cotta.
Klein, Regina: Tiefenhermeneutische Analyse. In: Friebertshäuser, Barbara (Hrsg.): *Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft.* Weinheim: Juventa, 2013, S. 263-280.
Klemann, Michael: Das Dilemma mit der „Theorie der Weiblichkeit". Ein Scheinproblem der Psychoanalyse?. In: Forum Psychoanalyse, 1992, Vol. 8, Hf. 2, S. 105-120.
Koellreuter, Anna: *Das Tabu des Begehrens.* Zur Verflüchtigung des Sexuellen in Theorie und Praxis der feministischen Psychoanalyse. 2000, Gießen: Psychosozial-Verlag.
Koellreuter, Anna: *„Wie benimmt sich der Prof. Freud eigentlich?".* Ein neu entdecktes Tagebuch von 1921 historisch und analytisch kommentiert. 2009, Gießen: Psychosozial-Verlag.
Köhler, Lotte: Frühe Störungen aus der Sicht zunehmender Mentalisierung. In: Forum der Psychoanalyse, 2004, Vol. 20, Hf. 2, S. 158-174.
Krause, Rainer: Zur Onto- und Phylogenese des Affektsystems und ihrer Beziehung zu psychischen Störungen. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 1983, Vol. 37, Hf. 11, S. 1016-1043.
Kristeva, Julia: *Die Revolution der poetischen Sprache.* 1978, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Kristeva, Julia: *Powers of horror.* An essay on abjection. 1982, New York, NY: Columbia Univ. Press.
Kristeva, Julia: *Die neuen Leiden der Seele.* 2 Aufl. 2007, Gießen: Psychosozial-Verlag.
Kristeva, Julia: *Das weibliche Genie.* Hannah Arendt. 2008, Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
Krüger-Kirn: Weiblichkeit zwischen Körper und Leib. Zur Bedeutung des Mutterkörpers in der weiblichen Identitätsentwicklung. In: Abraham, Anke; Müller, Beatrice (Hrsg.): *Körperhandeln und Körpererleben. Multidisziplinäre Zugänge auf ein brisantes Feld.* Bielefeld: transcript, 2010, S. 333-350.
Krüger-Kirn, Helga: Perspektiven auf emanzipatorische Praxen in subjektiven Selbst- und Körperverhältnissen. In: Birkle, Carmen u.a. (Hrsg.): *Emanzipation und feministische Po-*

litiken. Verwicklungen, Verwandlungen, Verwerfungen. Königstein/ Ts.: Helmer, 2012, S. 239-245.
Krüger-Kirn, Helga: Zum Verhältnis von Körperinszenierungen und weiblicher Körperlichkeit. Neue Entwicklungen in der Körperpsychotherapie. In: Thielen, Manfred (Hrsg.): *Körper – Gruppe – Gesellschaft.* Gießen: Psychosozial-Verlag, 2013a, S. 391-416.
Krüger-Kirn, Helga: Der unerhörte Blick im Körper der Frau. Teil 1+2. Überlegungen zum körpersprachlichen Übertragungsraum in Frau-Frau-Therapien. In: Körper-Tanz-Bewegung, 2013b, S. 103-110.
Krüger-Kirn, Helga: Paarberatung in Zeiten postmoderner Beziehungswelten. Eine psychoanalytische und geschlechterkritische Annäherung. In: Schnoor, Heike (Hrsg.): *Psychosoziale Beratung im Spannungsfeld von Gesellschaft, Institution, Profession und Individuum.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2013c, S. 240-250.
Krüger-Kirn, Helga: Bin ich schön – bin ich weiblich!? In: Janta, Bernhard (Hrsg.): *Unzeitgemäßes. Jahrestagung der DGPT 2013.* Psychosozial-Verlag, 2014, S. 187-203.
Kuhlmann, Ellen; Kollek, Regine: *Konfiguration des Menschen.* Biowissenschaften als Arena der Geschlechterpolitik. 2002, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Lacan, Jacques: *Ecrits.* 1966, Paris: Ed. du Seuil.
Lacan, Jacques: Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion. Wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. In: Lacan, Jacques (Hrsg.): *Schriften. Bd. 1.* Olten [u.a.]: Walter, 1973a, S. 61-70.
Lacan, Jacques: Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse. In: Lacan, Jacques (Hrsg.): *Schriften. Bd. 1.* Olten [u.a.]: Walter, 1973b,
Lacan, Jacques: Die schöpferische Funktion des Sprechens. In: Haas, Norbert (Hrsg.): *Das Seminar. Freuds technische Schriften.* Olten/ Freiburg i. Breisgau: Walter, 1978a, S. 297-308.
Lacan, Jacques: Die Schaukel des Begehrens. In: Haas, Norbert (Hrsg.): *Das Seminar. Freuds technische Schriften.* Olten/ Freiburg i. Breisgau: Walter, 1978b, S. 209-224.
Lacan, Jacques: *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse.* 2. Aufl. 1978c, Olten/ Freiburg i. Breisgau: Walter.
Lacan, Jacques: Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse. In: Lacan, Jacques (Hrsg.): *Das Seminar, Buch 2.* Olten [u.a.]: Walter, 1980,
Lacan, Jacques: Encore. *Das Seminar, Band 10.* Weinheim [u.a.]: Quadriga, 1986,
Lacan, Jacques: *Meine Lehre.* 2008a, Wien: Turia + Kant.
Lacan, Jacques: Meine Lehre, ihre Beschaffenheit und ihre Ziele. *Meine Lehre.* Wien: Turia + Kant, 2008b, S. 67-100.
Lang, Hermann: Die strukturale Triade. Zur Bedeutung des symbolischen Dritten. In: Weiß, H. (Hrsg.): *Ödipuskomplex und Symbolbildung. Ihre Bedeutung bei Borderline-Zuständen und frühen Störungen.* Tübingen: edition diskord, 1999, S. 62-80.
Lang, Hermann: *Das Gespräch als Therapie.* 2000, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Lang, Hermann; Weiß, Heinz: Ich ist ein anderer (Rimbaud). Zur Konzeption des Subjekts in der strukturalen Psychoanalyse. In: Fröhlich, Volker; Bittner, Günther (Hrsg.): *Paradoxien des Ich. Beiträge zu einer subjektorientierten Pädagogik. Festschrift für Günther Bittner zum 60. Geburtstag.* Würzburg: Königshausen & Neumann, 1997, S. 138-148.
Langer, Marie: *Mutterschaft und Sexus.* Körper und Psyche der Frau. 1988, Freiburg i. Br.: Kore Verlag.
Laplanche, Jean: *Die allgemeine Verführungstheorie und andere Aufsätze.* 1988, Tübingen: edition diskord.
Laplanche, Jean: *Die unvollendete kopernikanische Revolution in der Psychoanalyse.* 1996, Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
Laplanche, Jean: Das Sexualverbrechen. In: Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik, 2004a, Vol. 52, Hf. 1/21, S. 35-53.

Laplanche, Jean: Die rätselhaften Botschaften des Anderen und ihre Konsequenzen für den Begriff des „Unbewußten“ im Rahmen der Allgemeinen Verführungstheorie. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 2004b, Vol. 58, Hf. 9/10, S. 898-913.
Laplanche, Jean: Gender, Geschlecht, Sexuelles. In: Forum der Psychoanalyse. Zeitschrift für klinische Theorie und Praxis, 2008, Vol. 24, Hf. 2, S. 111-124.
Laplanche, Jean; Pontalis, Jean-Bertrand: *Das Vokabular der Psychoanalyse.* 1972, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Laqueur, Thomas W.: *Auf den Leib geschrieben.* Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. 1992, Frankfurt a. M. [u.a.]: Campus-Verlag.
Leiser, Eckart: *Das Schweigen der Seele. Das Sprechen des Körpers.* Psychoanalytische Zugänge zum Körper und dessen Leiden. Korrigierte und überarb. Aufl. 2007, Gießen: Psychosozial-Verlag.
Lemke, Thomas; Krasmann, Susanne; Bröckling, Ulrich: Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung. In: Bröckling, Ulrich (Hrsg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2000, S. 7-40.
Lenz, Ilse: *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland.* Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung. 2008, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Lerner, Harriet G.: *Was Frauen verschweigen.* Warum wir täuschen, heucheln, lügen müssen. 1996, Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
Lerner, Harriett E.: Elterliche Fehlbenennung der weiblichen Genitalien als Faktor bei der Erzeugung von „Penisneid“ und Lernhemmung. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 1980, Vol. 34, Hf. 12, S. 1092-1104.
Leuzinger-Bohleber, Marianne; Emde, Robert N.; Pfeifer, Rolf: *Embodiment – ein innovatives Konzept für Entwicklungsforschung und Psychoanalyse.* 2013, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
Liebsch, Katharina: *Vom Weib zur Weiblichkeit?.* Psychoanalytische Konstruktionen in feministischer Theorie. 1994, Bielefeld: Kleine.
Liebsch, Katharina: Wie werden Geschlechtsidentitäten konstruiert? Überlegungen zum Verschwinden der Psychoanalyse aus der Geschlechterforschung. In: Zeitschrift für Frauenforschung, 1997, Vol. 15, Hf. 1/2, S. 6-15.
Liebsch, Katharina: Psychoanalyse und Feminismus revisited. In: Haubl, Rolf; Habermas, Tilman (Hrsg.): *Freud neu entdecken. Ausgewählte Lektüren.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2008, S. 161-182.
Lindemann, Gesa: *Das paradoxe Geschlecht.* Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. 1993a, Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
Lindemann, Gesa: Die Konstruktion der Wirklichkeit und die Wirklichkeit der Konstruktion. In: Wobbe, Theresa; Lindemann, Gesa (Hrsg.): *Denkachsen zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1994, S. 115-146.
Lindemann, Gesa: Die Verschränkung von Körper und Leib als theoretische Grundlage einer Soziologie des Körpers und leiblicher Erfahrung. In: Friedrich, Jürgen; Westermann, Bernd (Hrsg.): *Unter offenem Horizont. Anthropologie nach Helmuth Plessner.* Frankfurt a. M.: Lang, 1995, S. 133-139.
Lindemann, Gesa: Zeichentheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Körper und Leib. In: Barkhaus, Anette (Hrsg.): *Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1996, S. 146-175.
Lindemann, Gesa: Bewusstsein, Leib und Biographie. Biographische Kommunikation und die Verkörperung doppelter Kontingenz. In: Alheit, Peter; Dausien, Bettina (Hrsg.): *Biographie und Leib.* Gießen: Psychosozial-Verlag, 1999a, S. 44-72.
Lindemann, Gesa: Doppelte Kontingenz und reflexive Anthropologie. In: Zeitschrift für Sozi-

ologie, 1999b, Vol. 28, Hf. 3, S. 165-181.
Lindemann, Gesa: Bewusstsein, Leib und Biographie. Biographische Kommunikation und die Verkörperung doppelter Kontingenz. In: Alheit, Peter; Drausien, Bettina; Fischer-Rosenthal, Wolfram; Hanses, Andreas; Keil, Annelie (Hrsg.): *Biographie und Leib.* Gießen: Psychosozial-Verlag, 2002, S. 44-72.
Lorenz, Maren: *Leibhaftige Vergangenheit.* Einführung in die Körpergeschichte. 2000, Tübingen: Edition diskord.
Lorenzer, Alfred: *Sprachzerstörung und Rekonstruktion.* Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse. 1970, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Lorenzer, Alfred: Symbol, Interaktion und Praxis. In: Lorenzer, Alfred (Hrsg.): *Psychoanalyse als Sozialwissenschaft.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1971, S. 9-59.
Lorenzer, Alfred: *Das Konzil der Buchhalter.* Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik. 1981, Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt.
Lorenzer, Alfred: *Kultur-Analysen.* Psychoanalytische Studien zur Kultur. 1986, Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
Lorenzer, Alfred: Sprache, Lebenspraxis und szenisches Verstehen in der psychoanalytischen Therapie. In: Prokop, Ulrike; Görlich, Bernhard (Hrsg.): *Szenisches Verstehen. Zur Erkenntnis des Unbewussten.* Marburg: Tectum, 2006, S. 13-39.
Lorey, Isabell: *Immer Ärger mit dem Subjekt.* Theoretische und politische Konsequenzen eines juridischen Machtmodells: Judith Butler. 1996, Tübingen: Edition discord.
Mahler, Margaret; Pine, Fred; Bergman, Anni: *Die psychische Geburt des Menschen.* Symbiose und Individuation. 1975, Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
Maihofer, Andrea: *Geschlecht als Existenzweise.* Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz. 1995, Frankfurt a. M.: Helmer.
Maihofer, Andrea: Geschlecht. In: Haug, Frigga (Hrsg.): *Historisch-Kritisches Wörterbuch des Feminismus.* Hamburg: Argument, 2003, S. 423-435.
Martin, Emily: *Die Frau im Körper.* Weibliches Bewußtsein, Gynäkologie und die Reproduktion des Lebens. 1989, Frankfurt a. M. [u.a.]: Campus-Verlag.
Martin, Emily: *Flexible Bodies.* Tracking Immunity in American Culture. From the Days of Polio to the Age of AIDS. 1994, Boston: Beacon Press.
Marzano, Michaela: *Philosophie des Körpers.* 2013, München: Diederichs-Verlag.
Mathieu, Jennifer: What is pregorexia? In: Journal of American Diet Association, 2009, Vol. 109, Hf. 6, S. 976-979.
Maurer, Susanne: *Zwischen Zuschreibung und Selbstgestaltung. Feministische Identitätspolitiken im Kräftefeld von Kritik, Norm und Utopie.* Edition diskord, Tübingen
Maurer, Susanne: Emanzipation. In: Thiersch, Hans; Otto, Hans-Uwe (Hrsg.): *Handbuch Sozialarbeit, Sozialpädagogik.* Neuwied [u.a.]: Luchterhand, 2001b, S. 373-385.
Maurer, Susanne: Utopisches Denken statt Utopie? Gedankenexperiment und (unbestimmte) Grenzüberschreitung als feministische Politik. In: Birkle, Carmen (Hrsg.): *Emanzipation und feministische Politiken. Verwicklungen, Verwandlungen, Verwerfungen.* Königstein/ Ts.: Helmer, 2012, S. 75-93.
Maurer, Susanne: Interview zur Workshop-Tagung „Ambivalenzen der Normativität in feministisch-kritischer Wissenschaft". Interview von Anna Stach mit Susanne Maurer. In: Rundbrief der Sektion 11 Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE), 2013, S. 31-34.
Mauss-Hanke, Angela (Hrsg.): *Weiblichkeit und Schöpferisches*. Ausgewählte Beiträge aus dem International Journal of Psychoanalysis. Internationale Psychoanalyse, Bd. 8, Psychosozial Verlag
Mayer, Elizabeth L.: „Everybody must be just like me". Observations on female castration anxiety. In: International Journal of Psychoanalysis, 1985, Vol. 66, S. 332-343.
McDougall, Joyce: *Plädoyer für eine gewisse Anormalität.* 1985, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

McDougall, Joyce: *Die Couch ist kein Prokrustesbett.* Zur Psychoanalyse der menschlichen Sexualität. 1997, Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse.
McRobbie, Angela: *Top Girls.* Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. 2010, Wiesbaden: VS Sozialwissenschaften.
Menke, Christoph: Zweierlei Übung. Zum Verhältnis von sozialer Disziplinierung und ästhetischer Existenz. In: Honneth, Axel; Saar, Martin (Hrsg.): *Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault-Konferenz 2001.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2003, S. S. 183-299.
Menninghaus, Winfried: *Das Versprechen der Schönheit.* 2003, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Merleau-Ponty, Maurice: *Phänomenologie der Wahrnehmung.* 1966, Berlin: De Gruyter.
Merleau-Ponty, Maurice: Der Philosoph und sein Schatten. In: Merleau-Ponty, Maurice (Hrsg.): *Das Auge und der Geist. Philosophische Essays.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1967, S. 45-67.
Mertens, Wolfgang: *Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität. Bd. 1.* Geburt bis 4. Lebensjahr. 1992, Stuttgart [u.a.]: Kohlhammer.
Mertens, Wolfgang: *Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität. Bd. 2.* Kindheit und Adoleszenz. 2. überarb. Aufl. 1996, Stuttgart: Kohlhammer.
Mertens, Wolfgang: Buchbesprechung: Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 2003, Vol. 57, Hf. 09/10, S. 1019-1024.
Meuser, Michael: *Geschlecht und Männlichkeit.* Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. 3. Aufl. 2010, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (GWV).
Mitchell, Juliet: *Psychoanalyse und Feminismus.* Freud, Reich, Laing und die Frauenbewegung. 1976, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Mitscherlich-Nielsen, Margarete: Zur Psychoanalyse der Weiblichkeit. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 1978, Vol. 32, Hf. 8, S. 669-694.
Mitscherlich-Nielsen, Margarete: *Die friedfertige Frau.* Eine psychoanalytische Untersuchung zur Aggression der Geschlechter. Ungek. Ausg. 81.-90. Tsd. Aufl. 1985, Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
Mitscherlich-Nielsen, Margarete; Rohde-Dachser, Christa: *Psychoanalytische Diskurse über die Weiblichkeit von Freud bis heute.* 1996, Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse.
Mitscherlich-Nielsen, Margarete; Moeslein-Teising, Ingrid; Schrader, Christiane; Sellschopp, Almuth: Frau und Psychoanalyse in Deutschland. In: Forum der Psychoanalyse, 2008, Vol. 24, Hf. 1, S. 63-91.
Money-Kyrle, Roger: The Aim of Psychoanalysis. In: International Journal of Psycho-Analysis, 1971, Vol. 52, S. 103-106.
Moré, Angela: Zur Bedeutung der Genitalien in der Entwicklung von (Körper-)Selbstbild und Wirklichkeitssinn. In: Forum der Psychoanalyse. Zeitschrift für klinische Theorie und Praxis, 1997, Vol. 13, Hf. 4, S. 312-337.
Moré, Angela: Zurück ins Paradies – zurück ins Totenreich. Der imaginäre Mutterleib als Ort der Sehnsucht und des Grauens. In: Schäfer, Johanna (Hrsg.): *Körperspuren. Psychoanalytische Texte zu Körper und Geschlecht.* Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht, 2003, S. 118-142.
Morgenthaler, Fritz: *Homosexualität, Heterosexualität, Perversion.* 1985, Frankfurt a. M.: Qumran.
Müller, Ursula: Warum gibt es keine emanzipatorische Utopie des Mutterseins? In: Schön, Bärbel (Hrsg.): *Emanzipation und Mutterschaft. Erfahrungen und Untersuchungen über Lebensentwürfe und mütterliche Praxis.* Weinheim [u.a.]: Juventa, 1989, S. 55-79.
Müller-Pozzi, Heinz: *Psychoanalytisches Denken.* Eine Einführung. 2002, Göttingen: Huber.
Müller-Pozzi, Heinz: *Eine Triebtheorie für unsere Zeit.* Sexualität und Konflikt in der Psy-

choanalyse. 2008, Bern: Huber.
Musfeld, Tamara: *Im Schatten der Weiblichkeit.* Über die Fesselung weiblicher Kraft und Potenz durch das Tabu der Aggression. 1997, Tübingen: Edition diskord.
Neuwirth, Barbara: *Frauen, die sich keine Kinder wünschen.* Eine liebevolle Annäherung an die Kinderlosigkeit. 1988, Wien: Wiener Frauenverlag.
Olivier, Christiane: *Jokastes Kinder.* Die Psyche der Frau im Schatten der Mutter. 1989, München: Dt. Taschenbuch-Verlag.
Parin, Paul: *Der Widerspruch im Subjekt.* 1978, Frankfurt a. M.: Syndikat.
Person, Ethel ; Ovesey, Lionel: Psychoanalytische Theorien zur Geschlechtsidentität. *In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen* 47 (1993) Nr. 6, S. 505-527
Pines, Dinora: *Der weibliche Körper.* Eine psychoanalytische Perspektive. 1997, Stuttgart: Klett-Cotta.
Plassmann, Reinhard: Organwelten. Grundriß einer analytischen Körperpsychologie. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 1993, Vol. 47, Hf. 3, S. 261-282.
Plessner, Helmuth: *Die Stufen des Organischen und der Mensch.* 1975, Berlin/New York: De Gruyter.
Plessner, Helmuth: *Gesammelte Schriften Bd.4: Die Stufen des Organischen und der Mensch.* Einleitung in die philosophische Anthropologie. 1981, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Poluda-Korte, Eva-Sabine: „. und sie erkannten einander.“. Vortrag zum Thema „Liebe“. In: Hensel, Bernhard F.; Nahrendorf, Angela; Trenk-Hinterberger, Sabine (Hrsg.): *Lebendige Psychoanalyse. Gert Heising zum 70. Geburtstag.* Gießen: Psychosozial-Verlag, 1998, S. 124-139.
Poluda-Korte, Eva-Sabine: Die psychosexuelle Entwicklung der Geschlechter im Vergleich. In: Forum der Psychoanalyse. Zeitschrift für klinische Theorie und Praxis, 1999, Vol. 15, Hf. 2, S. 101-119.
Poluda-Korte, Eva-Sabine: Das Bild der lesbischen Frau in der Psychoanalyse. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 2000, Vol. 54, Hf. 4, S. 322-353.
Prokop, Ulrike: Einige Überlegungen zum Thema. Entwicklungstendenzen weiblicher Identität. In: Brückner, Margrit; Meyer, Birgit (Hrsg.): *Die sichtbare Frau. Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume.* Freiburg: Kore, 1994, S. 76-88.
Quindeau, Ilka: *Verführung und Begehren.* Die psychoanalytische Sexualtheorie nach Freud. 2008, Stuttgart: Klett-Cotta.
Quindeau, Ilka: Depression. In: Boothe, Brigitte; Arboleda, Lina (Hrsg.): *Frauen in Psychotherapie. Grundlagen – Störungsbilder – Behandlungskonzepte.* Stuttgart: Schattauer, 2013, S. 95-104.
Reckwitz, Andreas: *Subjekt.* 2008, Bielefeld: transcript.
Reich, Wilhelm: *Charakteranalyse.* 3. Aufl., ungek. Ausg., Lizensausg Aufl. 1976, Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
Rendtorff, Barbara: Geschlecht und Bedeutung. Über Verleugnung und Rückeroberung von Körper und Differenz. In: Rendtorff, Barbara (Hrsg.): *Materialität, Körper, Geschlecht.* Frankfurt a. M.: Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Bildung für Frauen, 1996, S. 7-29.
Rendtorff, Barbara: *Geschlecht und Kindheit.* Psychosexuelle Entwicklung und Geschlechtsidentität. Arbeitstexte für Erzieherinnen, Lehrerinnen und Mütter. 1997, Königstein/ Ts.: Helmer.
Rendtorff, Barbara: Der Körper und seine Bedeutungen. In: Breitenbach, Eva; Hagemann-White, Carol (Hrsg.): *Geschlechterforschung als Kritik. Zum 60. Geburtstag von Carol Hagemann-White.* Bielefeld: Kleine, 2002, S. 49-64.
Rich, Adrienne Cécile: *Von Frauen geboren.* Mutterschaft als Erfahrung und Institution. 1979, München: Verlag Frauenoffensive.

Rilke, Rainer Maria: *Briefe an einen jungen Dichter.* 1967, Frankfurt a. M.: Insel.
Riviere, Joan: Weiblichkeit als Maske. In: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse und Imago, 1929, Vol. 15, Hf. 2/3, S. 285-296.
Riviere, Joan: *Ausgewählte Schriften.* 1996, Tübingen: Edition Diskord.
Rohde-Dachser, Christa: Unbewusste Phantasien und Mythenbildung in psychoanalytischen Theorien über die Differenz der Geschlechter. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 1989, Vol. 43, Hf. 3, S. 193-218.
Rohde-Dachser, Christa: *Expedition in den dunklen Kontinent.* Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse. 1991, Berlin [u.a.]: Springer.
Rohde-Dachser, Christa: Aggression, Zerstörung und Wiedergutmachung in Urszenenphantasien. Eine textanalytische Studie. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 2001, Vol. 55, Hf. 9/10, S. 1051-1085.
Rohde-Dachser, Christa: Im Dienste der Schönheit. Zur Psychodynamik schönheitschirurgischer Körperinszenierungen. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 2007, Vol. 61, Hf. 2, S. 97-124.
Rohde-Dachser, Christa: Das verlorene Goldstück. Über Weiblichkeit im Spannungsfeld von Identifikation und Begehren. Vortrag vor dem Psychoanalytischen Institut in Mainz, unveröffentlichtes Manuskript. 2007,
Rohde-Dachser, Christa; Baum-Dill, Beate; Brech, Elke; Grande, Tilman; Hau, Stephan; Jockenhövel-Poth, Annemarie; Richter, Angelika: »Mutter« und »Vater« in psychoanalytischen Fallvignetten. Über einige latente Regeln im Diskurs der Psychoanalyse. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 1993, Vol. 47, Hf. 7, S. 613-646.
Roth, Gerhard: *Fühlen, Denken, Handeln.* Wie das Gehirn unser Verhalten steuert. 2001, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Rotter, Lilian: Zur Psychologie der weiblichen Sexualität. In: Rotter, Lillian (Hrsg.): *Sex-Appeal und männliche Ohnmacht.* Freiburg i. Breisgau: Kore, 1989, S. 19-31.
Roudinesco, Elisabeth: *Die Familie ist tot – es lebe die Familie.* 2008, Stuttgart: Klett-Cotta.
Sachsse, Ulrich: Selbstbeschädigung als Selbstfürsorge. Zur interpersonalen und interpersonellen Psychodynamik schwerer Selbstschädigung der Haut. In: Forum der Psychoanalyse, 1987, Vol. 3, S. 51-70.
Sandler, Joseph: Träume, unbewußte Phantasien und „Wahrnehmungsidentität". In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 1976, Vol. 30, Hf. 9, S. 769-785.
Sandler, Joseph; Sandler, Anne-Marie: Vergangenheits-Unbewußtes, Gegenwarts-Unbewußtes und die Deutung der Übertragung. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 1984, Vol. 39, Hf. 9, S. 800-829.
Sandler, Joseph; Sandler, Anne-Marie: Das frühe Unbewußte, das gegenwärtige Unbewußte und die Schicksale der Schuld. Eine technische Perspektive. In: Kutter, Peter; Päramo-Ortega, Raul; Zagermann, Peter (Hrsg.): *Die psychoanalytische Haltung. Auf der Suche nach dem Selbstbild der Psychoanalyse.* München/ Wien: Verlag Internationale Psychoanalyse, 1988, S. 143-164.
Sänger, Eva: „Einfach so mal schauen, was gerade los ist". Biosoziale Familialisierung in der Schwangerschaft. In: Liebsch, Katharina; Manz, Ulrike (Hrsg.): *Leben mit den Lebenswissenschaften. Wie wird biomedizinisches Wissen in Alltagspraxis übersetzt?* Bielefeld: transcript, 2010, S. 43-61.
Sarasin, Philipp: *Reizbare Maschinen.* eine Geschichte des Körpers 1765-1914. 2001, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Schindele, Eva: *Schwangerschaft.* Zwischen guter Hoffnung und medizinischem Risiko. 1995, Hamburg: Rasch und Röhring.
Schindele, Eva: Moderne Schwangerschaften. Zwischen Machbarkeitswahn und Auslese. In: Brähler, Elmar; Stöbel-Richter, Yves; Hauffe, Ulrike (Hrsg.): *Vom Stammbaum zur*

Stammzelle. Reproduktionsmedizin, Pränataldiagnostik und menschlicher Rohstoff. Gießen: Psychosozial-Verlag, 2002, S. 45-63.
Schlesier, Renate: *Konstruktionen der Weiblichkeit bei Sigmund Freud.* Zum Problem von Entmythologisierung und Remythologisierung in der psychoanalytischen Theorie. 1981, Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt.
Schlesinger-Kipp, Gertraud: Weibliche Entwicklung in den Wechseljahren. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 2002, Vol. 56, Hf. 9/10, S. 1007-1030.
Schlesinger-Kipp, Gertraud: *Die neuen Leiden der Seele.* Das (Un-)Behagen in der Kultur, Herbsttagung 2007 Bad Homburg, 21.24.11.2007 Deutsche Psychoanalytische Vereinigung. 2008, Mannheim: Geber + Reusch.
Schmauch, Ulrike: Die Angst der Erwachsenen vor dem Körper des Kindes. Zur Wirkung kindlicher Sexualität auf Erwachsene. In: Pedrina, Fernanda (Hrsg.): *Spielräume. Begegnungen zwischen Kinder- und Erwachsenenanalyse.* Tübingen: Ed. diskord, 1994,
Schmid, Pia: Sauber und stark, schwach und stillend. Der weibliche Körper im pädagogischen Diskurs der beginnenden Moderne. In: Akashe-Böhme, Farideh (Hrsg.): *Von der Auffälligkeit des Leibes.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1995, S. 55-79.
Schmitz, Hermann: *Der Leib.* Teil 1. System der Philosophie 2 Bd. 1965, Bonn: Bouvier.
Schmitz, Hermann: Phänomenologie der Leiblichkeit. In: Petzold, Hilarion (Hrsg.): *Leiblichkeit. Philosophie, gesellschaftliche und therapeutische Perspektiven.* Paderborn: Junfermann, 1985, S. 71-106.
Schmitz, Hermann: *Leib und Gefühl.* Materialien zu einer philosophischen Therapeutik. 1989, Paderborn: Junfermann.
Schmitz, Hermann: *Der unerschöpfliche Gegenstand.* Grundzüge der Philosophie. 2. Aufl. 1995, Bonn: Bouvier.
Schön, Bärbel: *Emanzipation und Mutterschaft.* Erfahrungen und Untersuchungen über Lebensentwürfe und mütterliche Praxis. 1989, Weinheim [u.a.]: Juventa.
Schroer, Markus: Einleitung. Zur Soziologie des Körpers. In: Schroer, Markus (Hrsg.): *Soziologie des Körpers.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2005, S. 7-46.
Scott, Joan: Die Zukunft von gender. Fantasien zur Jahrhundertwende. In: Honegger, Claudia; Arni, Caroline (Hrsg.): *Gender. Die Tücken einer Kategorie.* Zürich: Chronos, 2001, S. 39-64.
Seiffge-Krenke, Inge: *Psychotherapie und Entwicklungspsychologie.* 2004, Heidelberg [u.a.]: Springer.
Sellschopp, Almuth: Frauen in der Gegenwart. In: Forum der Psychoanalyse, 2008, Vol. 24, Hf. 1, S. 85-88.
Shorter, Edward: *Moderne Leiden.* Zur Geschichte der psychosomatischen Krankheiten. 1994, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
Sieverding, Monika: Die Gesundheit von Müttern. Ein Forschungsüberblick. In: *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis*, 2000, Vol. 34, Hf. 4, S. 577-591.
Sigusch, Volkmar: *Vom Trieb und von der Liebe.* 1984, Frankfurt [u.a.]: Campus-Verl.
Soiland, Tove: *Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz.* Eine dritte Position im Streit zwischen Lacan und den Historisten. 2010, Wien/ Berlin: Turia + Kant.
Solms, Mark: „Aus dem ‚Es' heraus beginnt das Bewusstsein". In: Psychologie heute, 2011, Vol. 38, Hf. 12, S. 40-45.
Sontowski, Claudia: Körper und Geschlecht in der Schwangerschaft. Aneignung medizinischen Wissens durch Gynäkolog_innen und schwangere Frauen. In: online-journal Kultur & Geschlecht, 2010, Hf. 6, S. 1-17.
Soulé, Michel: Das Kind im Kopf – Das imaginäre Kind. Sein strukturierender Wert im Austausch zwischen Mutter und Kind. In: Stork, Jochen (Hrsg.): *Neue Wege im Verständnis der allerfrühesten Entwicklung des Kindes. Erkenntnisse der Psychopathologie des Säuglingsalters.* Stuttgart: frommann-holzboog, 1990, S. 20-80.

Southwell, Clover: Biodynamische Psychologie. In: Rowan, John; Dryden, Windy (Hrsg.): *Neue Entwicklungen der Psychotherapie.* Oldenburg: Transform-Verlag, 1990, S. 198-221.
Spitz, René A.: *Die Entstehung der ersten Objektbeziehungen.* direkte Beobachtungen an Säuglingen während des ersten Lebensjahres. 1973, Stuttgart: Klett-Cotta.
Springer-Kremser, Marianne; Fischer-Kern, Melitta; Leithner-Dziubas, Katharina; Löffler-Stastka, Henriette: Depressionsbehandlung. Was brauchen Frauen? In: Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, 2006, Vol. 52, S. 161-171.
Stabile, Carol: *Feminism and the Technological Fix.* 1994, Manchester: Manchester University Press.
Stegner, Hans: *Gynäkologie und Geburtshilfe.* 1986, Stuttgart: Enke.
Steiner, John: *Orte des seelischen Rückzugs.* Pathologische Organisationen bei psychotischen, neurotischen und Borderline-Patienten. 1998, Stuttgart: Klett-Cotta.
Stephan, Inge: Gender, Geschlecht und Theorie. In: Braun, C. v.; Stephan, I. (Hrsg.): *Gender-Studien. Eine Einführung.* Stuttgart [u.a.]: Metzler, 2000, S. 72-76.
Stern, Daniel N.: *Die Lebenserfahrung des Säuglings.* 1985, Stuttgart: Klett-Cotta.
Stern, Daniel N.: *Tagebuch eines Babys.* Was ein Kind sieht, spürt, fühlt und denkt. 1990, München: Piper.
Stern, Daniel N.: *Die Mutterschaftskonstellation.* Eine vergleichende Darstellung verschiedener Formen der Mutter-Kind-Psychotherapie. 1998, Stuttgart: Klett-Cotta.
Stern, Daniel N.: *Der Gegenwartsmoment.* Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag. 2005, Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
Stingelin, Martin: *absolute Michel Foucault.* 2009, Freiburg i. Breisgau: Orange Press.
Stoller, Robert J.: *Sex and gender.* On the development of masculinity and femininity. 1968, New York: Science House.
Stoller, Silvia; Vetter, Helmuth: *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz.* 1997, Wien: WUV-Universitätsverlag.
Thürmer-Rohr, Christina: Feminismus und Moral. In: Thürmer-Rohr, Christina (Hrsg.): *Vagabundinnen. Feministische Essays.* Berlin: Orlanda-Verlag, 1990, S. 83-92.
Tomkins, Silvan S.: The role of facial response in the experience of emotion. A reply to Tourangeau and Ellsworth. In: Journal of Personality and Social Psychology, 1981, Vol. 40, Hf. 2, S. 355-357.
Torok, Maria: Die Bedeutung des Penisneides bei der Frau. In: Chasseguet-Smirgel, Janine (Hrsg.): *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1964, S. 192-232.
Tubert, Silvia: Die Forderung nach einem Kind und der Wunsch, Mutter zu sein. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 1994, Vol. 48, Hf. 7, S. 653-681.
Tucholsky, Kurt: *Gesammelte Werke.* in 10 Bänden. 1996, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
Tyson, Phyllis; Tyson, Robert L.: *Lehrbuch der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie.* 1997, Stuttgart: Kohlhammer.
Uexküll, Thure von: *Lehrbuch der psychosomatischen Medizin.* 1979, München [u.a.]: Urban und Schwarzenberg.
Ullrich, Charlotte: Zwischen Hormonen, Mönchspfefferkraut und Lunayoga. Somatische Selbsttechniken in der Kinderwunschbehandlung. In: Villa, Paula-Irene (Hrsg.): *Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst.* Bielefeld: transcript, 2008, S. 219-243.
Villa, Paula-Irene: *Sexy Bodies.* Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. 2000, Opladen: Leske + Budrich.
Villa, Paula-Irene: *Schön normal.* Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. 2008, Bielefeld: transcript.

Villa, Paula-Irene: *Mütter – Väter.* Diskurse, Medien, Praxen. 2009, Münster: Westfälisches Dampfboot.
Villa, Paula-Irene: *Judith Butler.* Eine Einführung. 2. aktualisierte Aufl. 2012, Frankfurt a.M.: Campus-Verlag.
Vogt, Irmgard; Bormann, Monika: *Frauen-Körper.* Lust und Last. 1992, Tübingen: dgvt-Verlag.
von Braun, Christina: *Nicht Ich.* [Logik, Lüge, Libido]. 1985, Frankfurt a. M.: Verlag Neue Kritik.
von Braun, Christina: Die Utopie der befreiten Frau und ihres authentischen weiblichen Körpers. In: von Braun, Christina (Hrsg.): *Gender-Studien. Eine Einführung.* Stuttgart [u.a.]: Metzler, 2000, S. 72-76.
von Braun, Christina: Das Geschlecht des Unbewussten in der Wissensordnung. In: von Braun, Christina (Hrsg.): *Das Unbewusste. Krisis und Kapital der Wissenschaften.* Studien zum Verhältnis von Wissen und Geschlecht. Bielefeld: transcript, 2009, S. 119-136.
von Klitzing, Kai: Die Bedeutung triadischer Familienbeziehungen für die Entwicklung des Kindes. In: Bruns, Georg (Hrsg.): *Psychoanalyse und Familie – andere Lebensformen, andere Innenwelten? Arbeitstagung der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung, Herbsttagung 2003.* Bad Homburg: Congress-Organisation Geber + Reusch, 2003, S. 15-25.
von Werlhof, Claudia: Der Leerkörper. Politisch-philosophische Antithesen zu Leibeigenschaft. Leibeigentum. Körperschaft. In: Enigl, Marianne; Perthold, Sabine (Hrsg.): *Der weibliche Körper als Schlachtfeld. Neue Beiträge zur Abtreibungsdiskussion.* Wien: Promedia., 1993, S. 48-59.
Waldenfels, Bernhard: *Phänomenologie in Frankreich.* 1983, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Waldenfels, Bernhard; Giuliani, Regula: *Das leibliche Selbst.* Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes. Orig.-Ausg., 1. Aufl. 2000, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
West, Candace; Zimmermann, Don H.: Doing Gender. In: Gender and Society, 1987, Vol. 1, Hf. 2, S. 125-151.
Winnicott, Donald W.: Die Lokalisierung des kulturellen Erlebens. In: Winnicott, Donald W. (Hrsg.): *Vom Spiel zur Kreativität.* Stuttgart: Klett, 1974, S. 111-121.
Winnicott, Donald W.: *Kind, Familie und Umwelt.* 2., unveränd. Aufl. 1976, München/ Basel: Reinhardt.
Winnicott, Donald W.: *Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse.* Aus den 'Collected papers'. 1983, Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
Wurmser, Léon: *Die Maske der Scham.* Die Psychoanalyse von Schamaffekten und Schamkonflikten. 3., erw. Aufl. 1997, Berlin [u.a.]: Springer.
Zauner, Johann: Psychosomatische Aspekte der Adoleszenz. In: Bauers, Walter (Hrsg.): *Klinische Psychosomatik von Kindern und Jugendlichen.* München [u.a.]: E. Reinhardt, 1986, S. 10-22.
Žižek, Slavoj: *Die Grimassen des Realen.* Jaques Lacan oder die Monströsität des Aktes. 1993, Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Anhang

DGPT

**Deutsche Gesellschaft für Psychoanalyse,
Psychotherapie,
Psychosomatik und Tiefenpsychologie e.V.**

Geschäftsführender Vorstand:

Dr. med. Dipl.-Psych. Karsten Münch (Vorsitzender)
Emil-Trinkler-Straße 24
28211 Bremen
Tel.: 0421 - 498 43 00, Fax: 0421 - 24 28 93 96
E-Mail: dr.karsten.muench@t-online.de

Dr. rer. nat. Dipl.-Psych. Dietrich Munz
Karlsbader Straße 31
70372 Stuttgart
Tel.: 0711 - 678 17 54, Fax: 0711 - 678 17 69
E-Mail: dietrichmunz@t-online.de

Dipl.-Psych. Anne A. Springer
Hundekehlestraße 11
14199 Berlin
Tel.: 030 - 88 62 93 03, Fax: 030 - 88 62 93 04
E-Mail: AnneASpringer@aol.com

Dr. med. Gabriele Friedrich-Meyer
Rheinaustraße 146
53225 Bonn
Tel.: 0228 - 46 22 44, Fax: 0228 – 46 22 44
E-Mail: G.Friedrich-Meyer@gmx.de

Dipl.-Psych. Albrecht Stadler
Henrik-Ibsen-Straße 4
80638 München
Tel.: 089 - 159 54 59, Fax: 089 - 159 61 03
E-Mail: aua.stadler@t-online.de

Geschäftsstelle:

* RA Holger Schildt, Geschäftsführer und Justitiar
RAin Birgitta Lochner, Justitiarin
Johannisbollwerk 20, 20459 Hamburg
Tel.: 040 - 319 26 19, Fax: 040 - 319 43 00
www.dgpt.de; E-Mail:psa@dgpt.de

Hamburg, den 30.04.2009
Lo/re

Liebes DGPT-Mitglied,

unser Mitglied Frau Dipl.-Psych. Helga Krüger-Kirn, Marburg führt ein Promotionsprojekt unter dem Titel „Zum Zusammenhang von weiblicher Identität und Mutterschaft" durch. Der Geschäftsführende Vorstand steht dem Projekt positiv gegenüber, wir bitten Sie deshalb, Ihre selbstverständlich freiwillige Teilnahme wohlwollend zu prüfen.

Mit besten Grüßen
Ihre

Birgitta Lochner

DP Helga Krüger-Kirn
Psychologische Psychotherapeutin
Psychoanalyse für Kinder, Jugendliche
und Erwachsene, Körperpsychotherapie
Paar- und Familientherapie
Supervision

tel : 06421-21722
fax : 06421-484796
email: helga_kirn@hotmail.com

Dipl.-Psych. Helga-Krüger-Kirn Wilhelmstr.42 35037 Marburg

Liebe Kolleginnen !

Im Rahmen meines Promotionsprojekts am FB Soziologie der Universität Frankfurt führe ich eine Untersuchung durch zu:
Mutterschaft als strukturierende Kategorie der weiblichen Identität im Spannungsfeld von Körperlichkeit und gesellschaftlicher Zuschreibung.
Die geplante Studie erfolgt auf der Basis von dokumentierten Frau-Frau-Analysen.
Um eine möglichst repräsentative Grundlage für meine Arbeit zu erhalten, benötige ich einen Pool von ca.30 Analysefällen, wobei die Indikation bzw. Dynamik der Verläufe nicht explizit mit meiner Fragestellung zusammenhängen müssen. Daten, die ich in die Arbeit aufnehmen möchte, werden selbstverständlich **nur** nach Rücksprache mit der Behandlerin und anonymisiert unter Einhaltung der Datenschutzbestimmungen übernommen.
Wenn Sie mein Projekt unterstützen und mir einen Fall zur Verfügung stellen möchten, würde ich mich über einen email-Kontakt sehr freuen.

abstract:
In den westlichen Gesellschaften zählen Mutterschaft und Mutterliebe zu den genuin weiblichen Eigenschaften (vgl. Elisabeth Badinter, 1984), in der die Sexualität der Mutter von der Mutterschaft abgespalten und ihre weibliche Gebärfähigkeit funktionalisiert wird. Bis heute verbergen sich in der Psychologie, Pädagogik und Soziologie tradierte Mutterschaftskonzepte, die die Frau in ihrer Mutterrolle vordergründig in den Dienst der gesunden Entwicklung des Kindes stellen. Infolge dessen wird Mutterschaft und der mütterliche Körper nicht als aktive, Interessen geleitete Entscheidung und Tätigkeit untersucht. Die sozialwissenschaftliche Perspektive erforscht v.a. den Zusammenhang der gesellschaftlichen Veränderungen und Rollenzuweisungen im Hinblick auf die Vereinbarkeitsfrage von Berufstätigkeit und Mutterschaft oder die Erziehungsbedeutung im Hinblick auf das Kind (vgl. Rosemarie Nave-Herz, 1988). Feministisch psychoanalytische Ansätze kritisieren das Konzept des sexuellen Monismus (Freud, 1905), das bis heute Einfluss auf die psychoanalytischen Weiblichkeitstheorien hat. Sie haben herausgearbeitet, wie das Ineinandergreifen gesellschaftlicher Unterdrückung und Einengung die individuelle und unbewusste Konfliktverarbeitung beeinflussen (vgl. Mario Erdheim, 1988). Gleichzeitig werden die Besonderheiten der weiblichen Identitätsentwicklung in enger Verbindung mit der spezifisch weiblichen Körperlichkeit reflektiert.

In der geplanten Arbeit soll entlang der Frau-Frau-Analysen (Reinszenierung der Mutter-Tochter-Dynamik) die Psychodynamik der weiblichen Identitätsentwicklung im Zusammenhang von körperlicher Verfasstheit und soziokulturellen Zuschreibungen untersucht werden. Welche Bedeutung nimmt dabei die Potenz zur Mutterschaft als zentraler Aspekt weiblicher Sexualität und Körperlichkeit in der Identitätsbildung ein. M.E. spielt ein tabuisierter Umgang mit dem weiblichen Körper sowie eine Abwehr des weiblichen Begehrens sowohl in der psychoanalytischen Theorie wie der gelebten Praxis eine zentrale Rolle.
Als empirisches Material werden abgeschlossene, supervidierte Psychoanalysen zugrunde gelegt. Die in den Therapieverläufen präsentierten Biographien werden als Konstruktionen einer Wirklichkeit verstanden, deren subjektive Aneignungs - und Bewältigungsdimensionen unbewusste und kulturelle Strukturen widerspiegeln. Die Analyse des Fallmaterials wird mit Hilfe der tiefenhermeneutischen Methode nach Alfred Lorenzer (1986) vorgenommen. Diese Methode bezieht sich ebenso wie die klinische Perspektive der Psychoanalyse auf die unbewussten Interaktionsformen und Phantasien. Sie erscheint für meine Fragestellung, die um die Aufdeckung verborgener Tabus bemüht ist, sinnvoll.